Bibliothek

der

neueſten

und

intereſſanteſten

Reiſebeſchreibungen.

Vierter Band,

enthält:

Weld's Reiſen durch Amerika.

Berlin und Hamburg.

1801.

Iſaac Weld's

Reiſen

durch die Staaten

von

Nordamerika,

und

die Provinzen

Ober- und Unter-Canada,

während

den Jahren 1795, 1796 und 1797.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Mit 4 Kupfern und 2 Karten.

Berlin und Hamburg.

1801.

Bücherei des Reichsgaues Sudetenland

SA 2921/4

Vorrede.

Zu einer Periode, da der Krieg Zerſtöhrung über die ſchönſten Theile Europens verbreitete; da Anarchie ihre fürchterlichen Fortſchritte von Nazion zu Nazion auszudehnen ſchien; und da die Ungewitter, die ſich beſonders über Irland zuſammenzogen, es unmöglich machten, zu beſtimmen, wie bald irgend einer von deſſen Einwohnern gezwungen werden könnte, ſeine Zuflucht in einem fremden Lande zu ſuchen, wurde der Verfaſſer der folgenden Blätter veranlaßt, über das Weltmeer zu gehen, um mit eigenen Augen die Wahrheit der verſchiedenen Nachrichten zu unterſuchen, die von dem blühenden und glücklichen Zuſtande der vereinigten Staaten von Amerika gegeben waren, und um zu erfahren, ob, im Fall eines künftigen Bedürfniſſes, auf irgend einen Theil dieſer Länder, als auf einen wählenswerthen und angenehmen Wohnort, hingeſehen werden könnte. Nach ſeiner Ankunft in Amerika, durchreiſte er ſo ziemlich allgemein die Staaten von Pennſylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Neu-

Jerſey, und Neu-York; darauf ging er nach Canada, in der Abſicht, ähnliche Belehrung in Anſehung des Zuſtandes dieſer Provinz zu erhalten, und aus eigener Beobachtung zu beſtimmen, in wie fern die gegenwärtige Lage der Einwohner der Brittiſchen Beſitzungen in Amerika ſchlechter, oder unterſchieden von der des Volks der Staaten ſey, die nun zwar das Joch abgeſchüttelt hatten, aber ehemals gemeinſchaftliche Glieder Eines und deſſelben ausgedehnten Reichs waren.

So lange der Verfaſſer abweſend war, hatte er nicht die entfernteſte Abſicht, ſeine Reiſe bekannt zu machen; da er aber bei ſeiner Zurückkehr fand, daß manches von dem Inhalte der folgenden Briefe ſeinen Freunden ganz neu wäre, und da er hierdurch zu dem Gedanken verleitet wurde, daß es vielleicht dem Publikum gleichfalls neu, und nicht unwillkommen ſeyn könnte: ſo wurde er zu dem Entſchluſſe gebracht, ſie dem Druck zu übergeben. Dem zufolge iſt das gegenwärtige Buch nun der Welt dargeboten, in der beſcheidenen Hoffnung, daß wenn daſſelbe auch nicht für jeden Leſer intereſſant iſt, es dies wenigſtens für einige, ſo wie für künftige Reiſende, nützlich ſeyn werde.

Wenn es irgend jemanden ſcheinen ſollte, daß der Verfaſſer mit zu vieler Bitterkeit von Amerikanern und Amerikaniſchen Sitten geſprochen hätte, ſo bittet er, dies nicht einem ſchnell gefaßten Vorurtheile, oder einer blinden Parteilichkeit für alles, was Europäiſch iſt, zuzuſchreiben. Er ging über den Ocean, wie er ſtark zum Vortheile des

Volks und des Landes eingenommen war, welches er beſuchen wollte; und wenn er mit Gefühlen verſchiedener Art wiederkehrte, ſo waren ſie die Reſultate einer kalten, von aller Leidenſchaft freien Beobachtung deſſen, was der Zufall ſeinen Blicken in der Fremde darbot.

Da der Verfaſſer ein warmer Verehrer der Naturſchönheiten iſt, ſo zogen die reizenden Gegenden, durch die er kam, einen großen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit an ſich; auch wird der Leſer hin und wieder Zeichnungen ſolcher Anſichten in dem Buche zerſtreut finden, die der Verfaſſer für die intereſſanteſten hielt. In Anſehung des Waſſerfalls von Niagara muß ich bemerken, daß niemand in Anſichten nach einem ſo kleinen Maßſtabe eine lebhafte Darſtellung ſeiner wundervollen Größe zu finden erwarten muß; ſelbſt dann nicht, wenn ſie auch von Künſtlern von weit größerem Verdienſt ausgeführt wären. Diejenigen, welche noch inniger mit demſelben bekannt zu werden wünſchen, werden — wie der Verfaſſer wenigſtens von dem Künſtler ſelbſt erfahren hat, in deſſen Händen ſie ſich befinden — bald mit einer Reihe von Anſichten, von der Meiſterhand des Herrn Fiſher, Kapitän bei der Königl. Brittiſchen Artillerie, befriedigt werden, welche von allen denen, die den Niagara-Fall beſucht haben, für diejenigen gehalten werden, die noch einen vollkommneren Begriff von dieſer außerordentlichen Naturmerkwürdigkeit geben, als alle andere Gemälde und Kupferſtiche, die davon vorhanden ſind.

Zuletzt muß der Verfaſſer, ehe der Leſer zum Durchſehen der folgenden Blätter übergeht, noch um Erlaubniß bitten, ihn benachrichtigen zu dürfen, daß ſie das Produkt einer ſehr jugendlichen Feder ſind, die ungewohnt iſt, viel, und noch weniger für den Druck zu ſchreiben. Dies iſt das erſtemal, daß der Verfaſſer es wagt, eins ſeiner Produkte dem Publikum vor Augen zu legen. Er ſchmeichelt ſich daher mit der Hoffnung, daß das gegenwärtige Werk, als ein erſter Verſuch, gütige Nachſicht erhalten, und wegen ſeiner zahlreichen Unvollkommenheiten nicht zu ſcharf beurtheilt werden wird.

Erſter Brief.

Ankunft an der Küſte von Amerika — Bäume, die erſten ſichtbaren Gegenſtände — Beſchreibung der Bay und des Fluſſes Delaware — Nach Philadelphia gehende Paſſagiere dürfen nicht eher ans Land gehen, bis ſie von den Geſundheits-Offizieren unterſucht ſind — Ankunft in Philadelphia — Aermliches Anſehn der Stadt, von dem Waſſer ab — Plan der Stadt — Kayen — Oeffentliche und Privat-Gebäude — Nachrichten von dem Hoſpital und dem Gefängniſſe. —

Philadelphia, im November 1795.

Mein lieber Freund!

Unſere Ueberfahrt über das Atlantiſche Meer war äußerſt unangenehm. Das Wetter war größtentheils ſchlecht, und Windſtille und widrige Stürme verzögerten ſo oft unſern Fortgang nach Weſten, daß wir erſt am neun und fünfzigſten Tage, nach unſerer Abfahrt von Irland die Amerikaniſche Küſte entdeckten. Ich werde nicht verſuchen die Freude zu beſchreiben, die der Anblick des Landes — ein Anblick der auf einmal das Auge von der unintereſſanten und ermüdenden Ausſicht auf Luft und Waſſer befreite, und jedem von uns die Hoffnung einer baldigen Erlöſung aus den engen Schranken eines kleinen Kauffarthei-Schiffes gewährte — unter die Paſſagiere verbreitete. Sie, die Sie ſelbſt eine lange Seereiſe gemacht haben, werden ſich am beſten vorſtellen können, was es geweſen ſeyn müſſe.

Die erſten Gegenſtände, die das Auge bei Annäherung an die Amerikaniſche Küſte, ſüdwärts von Neu-York treffen, ſind die Gipfel der Bäume, womit das Land bis zum Rande des Waſſers dick bedeckt iſt. Sie haben in der Entfernung das Anſehen von kleinen Inſeln; aber wenn man näher kömmt, vereinigen ſie ſich, und der hohe Wald, der allmählig aus dem Ocean hervor ſteigt, ſtellt ſich zuletzt in ſeiner ganzen Majeſtät dem Blicke des Zuſchauers dar. Das Land, dem wir uns näherten, lag ſehr nahe an der Bay von Delaware, und des Vormittags ſegelten wir die beiden Landſpitzen Henlopen und May vorbei, die den Eingang in die Bay beherrſchen. Die Landſpitzen ſind nur achtzehn engliſche Meilen *) von einander entfernt; aber innerhalb derſelben erweitert ſich die Bay zu der Breite von dreißig Meilen. Nachher wird ſie allmählig enger, und verliert ſich zuletzt bei Bombay-Hook, ſieben Leagues **) von dem Ocean entfernt, in dem Fluſſe gleiches Namens. Der Fluß Delaware iſt hier ungefähr ſechs Meilen breit; bei Reedy-Island, zwanzig Meilen höher hinauf, iſt er drei Meilen, und bei Philadelphia, hundert und zwanzig Meilen von der See entfernt, nur eine Meile breit.

Die Ufer der Bay und des Fluſſes Delaware, ſind bis zu einer beträchtlichen Strecke hinauf niedrig, und ſo wie die Küſte mit einem groſſen Walde bedeckt,

---

*) Es iſt in dieſem Werke gröſtentheils nur von engliſchen Meilen die Rede, deren beinahe fünf auf eine deutſche gehn. Es machen nemlich neun und ſechszig und eine halbe engliſche Meilen, einen mittleren Grad aus, der fünfzehn deutſche Meilen enthält.

D. Ueberſ.

**) Es gehen ungefähr zwanzig Leagues auf einen mittlern Grad; eine League iſt alſo etwas weniger als eine deutſche Meile.

D. Ueberſ.

ausgenommen an einigen wenigen Stellen, wo ausgedehnte Marſchgegenden dazwiſchen liegen. Nichts konnte indeß angenehmer ſeyn, als die Ausſichten mit denen wir beim Hinaufſegeln nach Philadelphia unterhalten wurden. Die Bäume hatten noch nicht ihr Laub verloren, und das hochrothe und gelbe Kolorit, womit der Herbſt die Eichen und Pappeln gefärbt hatte, erſchien auf das prächtigſte, mit dem finſteren Grün luftiger Fichten gemiſcht, indem der Fluß langſam und ſanft zwiſchen ſeinen Ufern ſich wegwindend, auf ſeiner Spiegelfläche die manigfaltigen Farben der Gegenſtände am Ufer, und die Bilder zahlloſer Fahrzeuge von verſchiedener Größe zurückwarf, die ſo weit das Auge reichte ſtill mit dem Fluſſe hinuntergleitend geſehen wurden.

So wie man ſich Philadelphia nähert, werden die Ufer des Fluſſes höher, und an der linken Seite, wo die Waldung am meiſten weggeſchaft iſt, ſind ſie mit zahlloſen niedlichen Landhäuſern, Dörfern und Städten bedeckt, und an einigen Stellen bis an den Rand des Waſſers kultivirt. Das Neu-Jerſeyer Ufer, zur rechten Hand, iſt noch ſelbſt bis an die Stadt mit dickem Walde bedeckt.

Schiffe ſegeln, wenn der Wind gut iſt, gewöhnlich in vier und zwanzig Stunden nach Philadelphia hinauf; aber zum Unglück wurde der Wind ſtille, ſobald das unſrige auf den Fluß gekommen war; es mußte alſo gänzlich von der Fluth abhängen, die hier ungefähr eine Schnelligkeit von drei Meilen in einer Stunde hat. Da ich es nun wahrſcheinlich fand, daß die Reiſe nach der Stadt ſehr langweilig ſeyn würde ſo wäre ich gern weit unterhalb derſelben ans Land gegangen; aber dies wollte unſer Kapitän mir nicht erlauben. Nach den Geſetzen von Pennſylvanien, die wegen einer ſchrecklichen, im Jahre 1793 in der Haupt-

ſtadt wüthenden Seuche gegeben wurden, wird der Kommandeur eines jeden, nach dieſem Hafen beſtimmten Schiffes, einer ſchweren Geldſtrafe unterworfen, wenn er irgend eine Perſon von ſeinem Bord, es ſey ein Seefahrender oder Paſſagier, in irgend einem Theile des Staats, bevor ſein Schiff von dem Geſundheits-Offiziere unterſucht iſt, ans Land zu gehen erlaubt; und jeder, der gegen den Willen ſeines Schiffskapitäns ans Land geht, muß ſich gefallen laſſen, auf eine beträchtliche Zeit nach dem Gefängniſſe geſetzt zu werden. Im Fall das Daſeyn dieſes Geſetzes am Bord irgend eines, nach einem Hafen von Pennſylvanien gehenden Schiffes, nicht bekannt ſeyn ſollte, iſt es die Pflicht des Lootſen, den Schiffen und die Paſſagiere am Bord ſeines Schiffes mit Exemplaren davon zu verſehen, die er zu dem Ende immer bei ſich führt. Der Geſundheits-Offizier, welches ein ordentlicher ſtudirter Arzt iſt, wohnt in Mifflinfort, vier Meilen unterhalb der Stadt, wo eine kleine Garniſon gehalten wird. Er wird immer mit einem Boote des Schiffes vom Lande abgeholt. Nachdem man neun Wochen auf dem Meere herumgeworfen iſt, kann nichts eine größere Tantalusquaal ſeyn, als ſo nahe bei dem Ufer gehalten zu werden, ohne die Erlaubniß zu haben ans Land zu gehen.

Philadelphia wird, wenn man ſich auf dem Fluſſe der Stadt nähert, nur erſt in einer Entfernung von drei Meilen geſehen, indem es von einer mit Bäumen bedeckten Landſpitze dem Geſichte entzogen wird. Wenn man dieſe Spitze umſegelt hat, ſtellt es ſich auf einmal dem Auge dar, und gewährt in dieſer Entfernung einen recht hübſchen Anblick; aber bei größerer Annäherung, hat die Stadt nur ein ärmliches Anſehn, da von dem Waſſer ab, nichts als verwirrte Haufen hölzerner, auf einander gedrängter Waarenſpeicher zu ſehen ſind, von denen die vorzüg-

lichſten auf Platformen von künſtlichem Grunde, und auf Kayen erbauet ſind, die ſich auf eine beträchtliche Weite in den Fluß erſtrecken. Die Kayen ſind von rechtwinkelichter Form, und von Holz erbaut; ſie ſpringen nach allen Richtungen hervor, und ſind zur Bequemlichkeit der Schiffe ſehr gut eingerichtet, indem das größte Kauffartheiſchiff ganz nahe daran liegen kann. Hinter dieſen Kayen, und parallel mit dem Fluße iſt die Waſſerſtraße (Waterſtreet). Dies iſt die erſte Straße, in die man nach der Landung kömmt, und ſie dient in der That nicht dazu, dem Fremden eine günſtige Meinung von der Reinlichkeit oder Bequemlichkeit der öffentlichen Wege von Philadelphia zu geben. Sie iſt nicht mehr als dreyßig Fuß breit, und unmittelbar hinter den Häuſern, die an der von dem Waſſer an, entfernteſten Seite ſtehen, erhebt ſich der Boden, und ſcheint dort das ehemalige Ufer des Fluſſes gebildet zu haben, welches die Luft in der Stadt ſehr ungeſund macht.

Ueberdies herrſcht hier zuweilen ein ſo übler Geruch, der theils von der Menge von Dreck und Koth herrührt, der auf dem Pflaſter liegen gelaſſen wird, theils aber auch von dem kömmt, der in den Schlamm-Kiſten, deren es in dieſer Straße mehrere giebt, aufgehäuft wird, daß es in der That ſchrecklich iſt, ſie zu durchgehen. Hier war es, wo im Jahre 1793 das anſteckende gelbe Fieber ausbrach, welches ſo ſchreckliche Zerſtöhrung anrichtete, und überhaupt wird während der Sommer-Jahrszeit dieſe Straße äußerſt ungeſund befunden. Es iſt in der That erſtaunenswürdig, daß die Einwohner, nachdem ſie ſo viel von der Krankheit gelitten haben, die hier entſtand, ſo ſorglos für die Reinigung der Waſſerſtraße bleiben; und dies um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß die Straßen in den andern Theilen der Stadt, ſich eben ſo ſehr durch die Reinlichkeit auszeichnen, die durch-

aus in ihnen herrſcht, als dieſe eine durch ihre ſchmutzige Beſchaffenheit.

Die Stadt Philadelphia wurde urſprünglich auf einer ebenen Fläche, oben auf dem alten Fluß-Ufer angelegt, das ſich hinter der Waſſerſtraße erhebt, und es war die Abſicht des Erbauers, daß keine Häuſer unten im Grunde aufgeführt werden ſollten; da es aber kein poſitives Geſetz zu dieſem Ende gab, ſo lockte die Bequemlichkeit der Lage bald mehrere herbey hier zu bauen, und man gewinnt dem Fluſſe jährlich mehr ab, indem man Kayen weiter hinaus in dem Strom anlegt. Auch in einer andern Rückſicht blieb man nicht bey dem urſprünglichen Plan der Stadt. Der für ſie beſtimmte Grund hatte die Geſtalt eines länglichen, zwei Meilen langen Vierecks, welches, von dem Fluſſe Schuylkile bis zu dem Delaware ging, und eine Meile breit war. Dieſem Entwurfe zufolge, wurden die Häuſer an der Delaware-Seite angefangen, aber anſtatt ſie bis zum Schuylkile fortzuſetzen, iſt die Reihe derſelben gänzlich an einer Seite geblieben. Die Häuſer erſtrecken ſich beinahe zwei Meilen den Delaware entlang, aber im Durchſchnitt nicht mehr als eine halbe Meile nach dem Schuylkile zu. Dies iſt der großen Ueberlegenheit des einen Fluſſes über den andern zuzuſchreiben. Von allen Häuſern, die jenſeits der Grenzlinie des länglichen Vierecks erbaut ſind, ſagt man, ſie ſeyen innerhalb der Freiheiten, da die Jurisdiktion des Stadtrechts ſich nicht über dieſen Theil erſtreckt. Hier ſind die Straßen ſehr unregelmäßig gebaut, aber in der Stadt ſelbſt durchſchneiden ſie ſich alle in rechten Winkeln, dem urſprünglichen Plane gemäß. Die Hauptſtraße iſt hundert Fuß breit, die andern haben eine Breite von achtzig bis funfzig Fuß. Sie ſind alle ziemlich gut mit Kieſelſteinen in der Mitte gepflaſtert, und an jeder Seite iſt ein, zur

Bequemlichkeit der Fußgånger dienender Weg, der mit rothen Ziegelſteinen gepflaſtert iſt. Die Håuſer innerhalb der Grenzen der Stadt ſind gröߟtentheils von Ziegelſteinen erbaut; einige, aber nur ſehr wenige, ſind von Holz.

In den alten Theilen der Stadt ſind ſie überhaupt klein, ſchwer und unbequem; aber unter denen die neulich aufgeführt ſind, finden ſich viele, denen es nicht an Licht, Luft und Bequemlichkeit mangelt. Indeß giebt es doch nur zwei oder drei Håuſer in der Stadt, die beſonders wegen ihrer Größe und Architektur die Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, und auch bey dieſen bemerkt man nur wenige Schönheit in ihrer Anlage. Das geråumigſte und bemerkungswürdigſte von ihnen ſteht in der Chesnut-Straße, aber es iſt noch nicht ganz vollendet. Jetzt erſcheint es noch als eine ungeheuere Maſſe von rothen Ziegelſteinen, und blaßblauem Marmor, welche aller Einfachheit und Eleganz Trotz biettet. Dieſes pråchtige Gebåude hat, wie man ſagt, ſchon über tauſend Guineen gekoſtet, und ſteht da als ein Denkmal des zunehmenden Luxus von Philadelphia.

Was die öffentlichen Gebåude betrift, ſo ſind es alle ſchwere geſchmackloſe Maſſen von rothen Ziegelſteinen, verziert mit derſelben Art des ſchon angeführten blauen Marmors, welche Steine in der That übel zu einander paſſen, wenn wir die neue Bank der vereinigten Staaten und die Presbyterianer-Kirche in der Highſtraße ausnehmen. Das letztere Gebåude iſt vorne mit einem ſchönen Porticus verziert, der von ſechs Såulen korinthiſcher Ordnung getragen wird; es kann aber gar nicht zum Vortheil geſehen werden, weil das Markthaus, das die Mitte der Straße einnimmt, gerade davor ſteht. Die Gebåude, welche nach dieſem am meiſten bemerkt zu werden verdienen, ſind das Rathhaus, das Pråſidenten-

haus, das Hoſpital, das Beſſerungshaus und das Gefängniß.

Das Rathhaus liegt in Chesnutſtreet, und wenn man erwägt, daß nicht mehr als drey und funfzig Jahre von der Zeit an, da die erſte Hütte auf dieſem, für die Stadt beſtimmten Flecke erbaut wurde, bis zu deſſen Errichtung verfloſſen ſind, ſo erregt die Architektur zugleich unſer Erſtaunen und unſere Bewunderung. Das Rathhaus iſt dem Gebrauche der geſetzgebenden Verſammlungen des Staats zugeeignet. In dieſem Gebäude ſind die Congreß- und Stadtſäle. In den erſten verſammelt ſich der Congreß der vereinigten Staaten, zu den Geſchäften. Das den Repräſentanten des Unterhauſes angewieſene Zimmer iſt ungefähr ſechszig Fuß lang und auf die einfachſte Weiſe eingerichtet. An dem einen Ende deſſelben iſt eine Gallerie, die jedem offen ſteht, der Luſt hat hineinzugehen; unmittelbar an der Straße iſt der Eingang der Treppe, die dazu führt. Die Rathsſtube iſt ein Stockwerk höher, und weit beſſer meublirt und eingerichtet als die des Unterhauſes. In dem Stadtſaale werden die Gerichte gehalten, das höchſte Gericht der vereinigten Staaten ſowohl als das des Staats Pennſylvanien, wie auch die Gerichte der Stadt.

Das Präſidentenhaus, wie es genannt wird, wurde zur Wohnung des Präſidenten erbaut, ehe die Verlegung des Sitzes der Föderal-Regierung von Philadelphia in Vorſchlag kam. Der urſprüngliche Plan dieſes Gebäudes wurde von einem Privatmanne entworfen, der in der Nachbarſchaft von Philadelphia wohnte, und wie es hieß von nicht geringem Verdienſte war; aber der Ausſchuß der Bürger, welcher dazu ernannt war, den Plan zu unterſuchen, und den Bau zu leiten, glaubte ihn verbeſſern zu können, und kehrte die Lage des oberen und untern Stockwerks

um, indem er das letztere oben ſetzte, ſo daß die Pilaſter mit denen es verziert iſt, in der Luft zu hängen ſcheinen. Auch verordnete der Ausſchuß, daß die Fenſter der vorzüglichſten Zimmer, anſtatt nach einem geräumigen Platze vor dem Hauſe hinzugehen, wie es anfangs beabſichtiget war, nach dem eingeſchloſſenen Hinterhofe der benachbarten Gebäuden hin ſich öffnen ſollten. Dies Gebäude iſt noch nicht vollendet, und da die Verlegung des Sitzes der Regierung nach der Föderalſtadt Washington ſobald Statt finden ſoll, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß daſſelbe nie von dem Präſidenten werde bewohnt werden. Zu welchem Zwecke es jetzt eingerichtet werden wird, iſt noch unbeſtimmt. Einige glauben, daß es in ein Stadt-Hotel verwandelt werden dürfte; andere, daß es zur Reſidenz des Gouveneurs des Staats beſtimmt ſey. Zu dem letzteren Zwecke würde es äußerſt unpaſſend ſeyn, da der Gehalt des Gouverneurs ſo unbeträchtlich iſt, daß er ihm nicht erlauben würde, einen nur für den vierten Theil der Wohnung paſſenden Hausſtand zu halten.

Das Hoſpital kann wegen ſeiner Lüftigkeit, bequemer Einrichtung für Kranke und Schwache, und wegen der Reinlichkeit, die durchaus und in allen Theilen in demſelben herrſcht, von keinem Inſtitut der Art in der Welt übertroffen werden. Das Gebäude bekommt die Geſtalt des Buchſtabens H. Bis jetzt iſt nur ein Flügel und ein Theil des Mittelgebäudes geendiget; aber auch an dem übrigen wird mit Eifer gearbeitet. Es iſt zwey Stockwerke hoch, und unter dem Ganzen ſind Zellen für Wahnſinnige angebracht. Perſonen die an irgend einer Zerrüttung des Körpers oder der Seele leiden, werden in dieſem Hoſpital aufgenommen, nur ſolche ausgenommen, die mit anſteckenden oder bösartigen Krankheiten behaftet ſind; doch genießen ſolche Patienten der Hülfe der bey dem Hoſpital angeſtellten Aerzte um-

ſonſt, und werden aus der Offizin deſſelben mit Medikamenten verſehen.

Das productive Kapital dieſes Hoſpitals wurde im Jahre 1793 auf 17,065 Pfund Sterling courant geſchätzt, außer welchem demſelben noch mehrere Landgüter gehören, die bis jetzt noch nichts produciren. In demſelben Jahre bewilligte die Legislatur noch 10,000 Pfund Sterling für die Erweiterung des Gebäudes, und für ein damit verbindendes Entbindungshaus, und Fündlingshoſpital. Die jährlichen Privatſchenkungen an daſſelbe ſind ſehr beträchtlich. Diejenigen, welche eine gewiſſe Summe dazu kontribuiren, haben die Macht Vorſteher zu erwählen, deren zwölfe ſind, und welche jährlich ernannt werden. Die Vorſteher wählen ſechs der erfahrenſten Chirurgen und Aerzte an daſſelbe; auch wohnt ein Chirurgus und Apotheker in dem Hauſe ſelbſt. Von dem Jahre 1756 an, da es erbaut wurde, bis zum Jahr 1793 incluſive, wurden beynahe 9000 Kranke in dieſem Hauſe aufgenommen, von denen über 6000 wieder entlaſſen, oder beſſer wurden. Das Hoſpital ſteht innerhalb der Grenzen der Stadt, aber es iſt über eine Viertelmeile von irgend einem andern Gebäude entfernt. Es faßt geräumige Spaziergänge für ſolche Patienten in ſich, die in einem Zuſtande der Beſſerung ſind.

Das Beſſerungshaus, welches unter der Aufſicht von Armen-Aufſehern ſteht, liegt in derſelben Nachbarſchaft, etwas weiter von den Häuſern der Stadt entfernt. Es iſt ein geräumiges Gebäude von Ziegelſteinen mit ausgedehnten Spaziergängen und Gärten. Die Armen der Stadt und der Nachbarſchaft werden hier mit Beſchäftigung verſehen, und erhalten gute Wohnung und Nahrung. Während der Strenge der Winter-Jahrszeit, ſuchen manche alte und zurückgekommene Perſonen hier ihre Zuflucht und verlaſſen den

Ort wieder, nach der Rückkehr des Frühlings. So lange ſie da bleiben, ſind ſie unter ſehr geringem Zwange und gehen aus und ein, wann es ihnen gefällt; doch müſſen ſie ſich ordentlich betragen. Dies Inſtitut wird durch eine Abgabe unterhalten, die die Stadt bezahlt.

Das Gefängniß iſt ein geräumiges, hundert Fuß breites Gebäude, von gewöhnlichen Steinen. Es iſt nach dem neuen Plane mit einſamen Zellen verſehen, und die Zimmer darin ſind alle gewölbt, um die Mittheilung des Feuers zu vermeiden. Hinter dem Gebäude ſind große Höfe, die mit hohen Mauern verſichert ſind. Dies Gefängniß iſt vielleicht beſſer eingerichtet als irgend ein anderes in der ganzen Welt. Nach den neulich gegebenen Pönalgeſetzen von Pennſylvanien, wird kein Verbrechen mit dem Tode beſtraft, außer Mordthaten des erſten Grades, worunter Mordthaten begriffen ſind, die nach freier Ueberlegung, und mit Abſicht geſchehen, oder um Raub, Diebſtahl oder dergleichen zu verüben, begangen werden. Ein jedes andere Verſehen wird nach ſeiner Größe mit einſamer Gefangenſchaft von beſtimmter Dauer beſtraft.

Aber Gefängnißſtrafe wird den Geſetzen Pennſylvaniens gemäß, nicht allein als eine Buße für begangene Vergehen, und als ein Beiſpiel für den ſchlechteren Theil der Geſellſchaft, ſondern auch noch zu einem andern Zweck auferlegt, auf den bei wenigen Kriminal-Geſetzen in der Welt Rückſicht genommen wird, nemlich zur Beſſerung des Verbrechers.

Das Verfahren in den Gefängniſſen iſt darauf berechnet, dieſe Wirkung ſobald als möglich zu befördern, ſo daß das Gefängniß in der That mehr den Namen eines Bußhauſes, als den eines Gefängniſſes verdient. Sobald der Verbrecher dem Gefängniſſe übergeben iſt, muß er ſich waſchen; ſein Haar wird

abgeſchoren, und wenn er nicht anſtändig gekleidet iſt, wird er mit einem reinen Anzuge verſehen; dann wird er in eine einſame, neun Fuß lange, und vier Fuß breite Zelle geworfen, wo er von dem Anblicke jedes andern lebenden Weſens, als des Gefängnißwarters ausgeſchloſſen bleibt, deſſen Pflicht es iſt, die Bedürfniſſe ſeiner Natur zu befriedigen; aber dem es ſtrenge unterſagt iſt, ohne die größte Nothwendigkeit mit ihm zu ſprechen. Wenn der Verbrecher ganz ſtarrſinnig iſt, oder das Vergehen, weswegen man ihn eingezogen hat, ſehr ſchwer iſt, ſo wird er in eine Zelle eingeſperrt, von der ſelbſt das Licht des Himmels ausgeſchloſſen iſt. Dies iſt die härteſte Strafe, mit der er belegt werden kann.

Das Gefängniß wird zweymal jede Woche von zwölf dazu beſtimmten Perſonen, die aus den Bürgern von Philadelphia jährlich dazu erwählt werden, viſitirt. Es iſt keine leichte Sache, ſolche Leute zu erhalten, die gern und willig es über ſich nehmen, die beſchwerlichen Pflichten dieſes Amtes ohne Belohnung oder Vortheil, welcher Art es auch ſey, zu erfüllen. Sie theilen ſich in Committèes; eine jede von dieſen beſucht nach der Reihe zu einer beſtimmten Zeit alle Theile des Gefängniſſes, und es wird dem ganzen Kollegium der Inſpektoren, die zu regelmäßig feſtgeſetzten Zeiten ſich verſammeln, Bericht von dieſer Viſitazion abgeſtattet. Nach dem Berichte der Commitèe wird von den Inſpektoren ein Gutachten aufgeſetzt, worin ſie mit Bewilligung der Richter die Behandlung eines jeden Gefangenen, während ſeiner Gefangenſchaft, regulieren. Dieſe Behandlung richtet ſich nach dem Verbrechen, und dem darauf folgenden Grade der Reue. Einſame Einſperrung in eine dunkle Zelle, wird als die ſtrengſte Behandlung angeſehen; nächſt dieſer kommt einſame Gefangenſchaft in einer Zelle, wo das Licht Zugang hat; dann

Ein-

Einſchlieſſung in eine Zelle, wo der Gefangene eine Arbeit vornehmen kann, und zuletzt Arbeit in Geſellſchaft mit andern.

Die Gefangenen müſſen ſich zweimal jede Woche baden, zu welchem Ende dazu dienliche Bequemlichkeiten innerhalb der Mauer des Gefängniſſes angebracht ſind; auch nöthigt man ſie ihre Wäſche zu wechſeln, mit der ſie regelmäßig verſehen werden.

Die, welche in einſamer Gefangenſchaft ſitzen, bekommen nur Waſſer und Brod, aber diejenigen denen zu arbeiten erlaubt iſt, erhalten Grütze, Kohl, Pudding und dergleichen. Fleiſch wird nur in kleinen Portionen, zweimal die Woche ausgetheilt. Sie trinken Waſſer, und auf keine Weiſe wird es erlaubt, irgend ein anderes Getränk in das Gefängniß zu bringen. Es iſt durch Erfahrung bewährt erfunden, daß dieſe Diät den Gefangenen hinreichende Stärke für die ihnen auferlegte Arbeit giebt, indem eine beſſere nur dazu dienen würde, ſie weniger demüthig und unterwürfig zu machen. Diejenigen, welche arbeiten, werden zu dem beſondern Geſchäfte angehalten, an welches ſie gewöhnt ſind, vorausgeſetzt, daß ein ſolches Geſchäft im Gefängniß betrieben werden kann. Wenn ſie kein Handwerk erlernt haben, wird doch bald eine Arbeit für ſie gefunden. Ein Zimmer iſt für Schuſter beſtimmt, ein anderes für Schneider, ein drittes für Zimmerleute ꝛc., und in den Höfen ſind Steinhauer, Grobſchmiede, Kleinſchmiede u.ſ.w.

Die Zellen ausgenommen, welche in einem entfernten Theile des Gebäudes ſind, hat daſſelbe ganz das Anſehen einer großen Manufaktur. Ueberall herrſcht gute Ordnung und Anſtändigkeit, und das Auge des Zuſchauers wird nie von dem Anblick ſo hagerer und ſchmutziger Figuren beleidigt, als man beſtändig in unſern Gefängniſſen antrifft; auch iſt der Beſuchende ſo weit entfernt inſultirt zu werden,

daß er kaum beim Durchgehen der verſchiedenen Arbeitsſäle bemerkt wird. Es iſt den Gefangenen verboten ohne Nothwendigkeit mit einander zu ſprechen, ſo wie ihnen auch verboten iſt zu lachen, zu ſingen, oder die geringſte Unruhe zu erregen. Es iſt immer ein Aufſeher gegenwärtig, um Acht zu geben, daß ein jeder ſeine Arbeit gehörig verrichte, und im Fall des kleinſten Widerſtandes gegen irgend eine Anordnung, wird der Beleidiger ſogleich in eine einſame Zelle geworfen, um von Waſſer und Brod zu leben, bis er zur Einſicht ſeines ſchlechten Betragens kömmt. Aber die Furcht vor dieſer Behandlung iſt bei allen, die ſie einmal verſucht haben, ſo groß; daß es ſelten nöthig befunden wird ſie zu wiederholen. Die Weiber werden gänzlich von den Männern getrennt gehalten, und auf eine für ihr Geſchlecht paſſende Weiſe beſchäftigt. Die Arbeiter eſſen alle in einem großen Zimmer, und regelmäßig jeden Sonntag wird Gottesdienſt gehalten, bei welchem alle gegenwärtig ſind. Es iſt die Pflicht des Geiſtlichen zuweilen mit den Gefangenen zu ſprechen, und ſich zu bemühen ihre Gemüther und Grundſätze zu beſſern. Daſſelbige thun die Inſpektoren, wenn ſie das Gefängniß beſuchen, ſo zwar, daß ein Gefangener der in Freiheit geſetzt wird, ſo zu ſagen, als ein neuer Menſch wieder herauskömmt; denn er iſt an Arbeit gewöhnt worden, und hat gute Lehren erhalten. Auch wird die größte Sorge getragen, daß er den Augenblick, da er den Ort ſeiner Gefangenſchaft verläßt, mit Arbeit verſehen werde. Nach der Verordnung wird niemanden verſtattet, das Gefängniß ohne Erlaubniß der Inſpektoren zu beſuchen. Für die Erhaltung der Geſundheit der Gefangenen, wird die größte Sorge getragen. Es ſind eigene Zimmer für die Kranken vorhanden, und ſie erhalten gute Hilfe. Die längſte Dauer der Gefangenſchaft iſt auf Raub geſetzt, welche nicht kürzer

als zehn, und nicht länger als einundzwanzig Jahre ſeyn darf. In jeder Grafſchaft durch ganz Pennſylvanien giebt es Gefängniſſe; aber bis jetzt iſt noch keins nach dem Plane des hier beſchriebenen eingerichtet. Es werden oft Verbrecher von andern Theilen des Staats geſandt, um ihre Strafe in den Gefängniſſen von Philadelphia zu erhalten.

Die Anordnung dieſes Gefängniſſes iſt ſo gut gemacht, daß, anſtatt dem Staat Koſten zu machen, derſelbe vielmehr ein beträchtliches jährliches Einkommen davon zu heben hat.

Zweiter Brief.

Bevölkerung von Philadelphia — Nachricht von deſſen Einwohnern, deren Charakter und Sitten — Privatvergnügungen — Die Amerikaner verlieren ihre Zähne vor der Zeit — Theatervergnügungen erſt neuerlich erlaubt — Quäker — Levée und Cour beim Präſidenten und ſeiner Gemahlin — Oerter des öffentlichen Gottesdienſtes — Fuhrwerke, welcher Art derſelben man ſich in Philadelphia bedient. — Wirthshäuſer, wie ſie in Amerika beſchaffen ſind — Schwierigkeit Bediente zu bekommen — Charakter der unteren Volksklaſſe in Amerika.

Philadelphia, im November.

Mein lieber Freund!

Philadelphia enthielt nach der neuen Zählung vom Jahre 1790, 42000 Menſchen. Doch wird wegen der natürlichen Zunahme der Bevölkerung, und des Einwanderns der Fremden, die Zahl derſelben jetzt auf 50,000 geſchätzt, ungeachtet der Wuth des gelben Fiebers, das im Jahre 1793, 4000 Menſchen hinweg raffte. Die Einwohner beſtehen aus Engländern, Irländern, Schotten, Deutſchen, Franzoſen, und gebohrnen amerikaniſchen Bürgern, die wieder von Menſchen aus allen dieſen Nazionen abſtammen, und dem zufolge bei weitem die zahlreichſte Klaſſe ausmachen. Die Einwohner betreiben größtentheils irgend ein Geſchäft, und nur in der That ſehr wenige leben ohne ſcheinbares Gewerbe, von dem Vermögen was ſie ſelbſt erworben haben; aber auch dieſe Menſchen ſind nicht müßig, noch achtlos auf die Vermehrung ihres Eigenthums, da ſie immer auf

der Lauer ſind, aus dem Verkauf von Ländereien Nutzen zu ziehen, welche ſie an ſich gekauft haben, und unter vortheilhaften Bedingungen noch mehrere zu erwerben. Es würde ſchwer halten, irgend einen Mann von Vermögen im Lande zu finden, welcher nicht in dem Ankauf und Verkauf von Land intereſſirt wäre, welches in Amerika als ein Handels-Artikel betrachtet wird. In einer großen Stadt wie Philadelphia, wo Menſchen aus ſo vielen verſchiedenen Weltgegenden verſammelt ſind, kann es nicht fehlen, eine große Verſchiedenheit in den Sitten der Einwohner zu geben. Es iſt indeß eine ziemlich allgemeine, nicht allein von Fremden, ſondern auch von Perſonen aus anderen Theilen der vereinigten Staaten gemachte Bemerkung, daß die Philadelphier an Gaſtfreundſchaft und Höflichkeit gegen Fremde es ſehr ermangeln laſſen.

In den höhern Zirkeln von Philadelphia bemerkt man Stolz, Hochmuth und Prahlſucht, und es ſcheint daß nichts mehr zu ihrem Glücke beitragen könnte, als die Errichtung eines adelichen Ordens, wodurch ſie eben ſo ſehr über ihre Mitbürger erhoben würden, als ſie es in ihrer Einbildung ſind. Es iſt eine Kälte und Zurückhaltung in den Sitten des Volks im allgemeinen, als wenn ſie Pläne gegen ſich argwöhnten, und welche ſelbſt diejenigen von Froſt erſtarren macht, die ſie zu beſuchen kommen. In ihren Privatgeſellſchaften herrſcht eine Finſterkeit, der ſich keine Freude und Munterkeit nähern darf. Es iſt nicht ungewöhnlich, in den vornehmſten Häuſern eine große Geſellſchaft von zwanzig bis dreißig Perſonen verſammelt und rund im Zimmer herum ſitzen zu ſehen, ohne an irgend einem andern Vergnügen Antheil zu nehmen, als an dem, was aus der Unterhaltung entſpringt, welche am Häufigſten in einem Geflüſter beſteht, das zwiſchen den beiden, einander

zunächſt ſitzenden Perſonen vorgeht. Die Geſellſchaft kommt zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends zuſammen; es wird mit vielem Ceremoniel Thee gereicht, und um zehn Uhr, wenn die Geſellſchaft von langem Stillſitzen ermüdet iſt, kehrt ein jeder nach Hauſe zurück. Doch ſind ſie in Muſik, Spiel und Tanz nicht fremd; freilich ſind ihre Kenntniſſe in der Muſik ſehr geringe, aber im Tanze, welcher ihre Lieblings-Vergnügung zu ſeyn ſcheint, ſind ſie in der That ſehr fertig.

Die Frauenzimmer ſind im allgemeinen, während ihrer Jugend ſehr hübſch, aber wenn ſie erſt Mütter einer kleinen Familie ſind, verlieren ſie alle ihre Schönheit; ihre blühende Farbe ſchwindet hinweg; ihre Zähne fangen an ſchlecht zu werden, und ſie ſcheinen kaum dieſelben mehr zu ſeyn. Nur in wenigen Fällen würde es möglich ſeyn, eine hübſche Frau von vierzig Jahren zu finden, welche viele Kinder gehabt hätte. Das ſchnelle Verderben der Zähne iſt ein Umſtand, der die Aufmerkſamkeit der Aerzte an ſich gezogen hat; ſowohl Männer als Weiber, die in Amerika erzogen ſind, verlieren ſie gewöhnlich in einem ſehr frühen Alter. Einige ſchreiben dies den großen und plötzlichen Veränderungen des Wetters von Hitze zur Kälte zu; aber die Neger welche doch demſelben Uebergang des Klimas ausgeſetzt ſind, zeichnen ſich beſonders durch die Weiße und Schönheit ihrer Zähne aus; auch die Indianer, die dem Wetter noch mehr als die beiden andern blos geſetzt ſind, erhalten ihre Zähne in guter Ordnung. Andere leiten die Urſache von dem unmäßigen Genuß des Konfekts her. In der That machen die Amerikaner einen übertriebenen Gebrauch von Konfekt; aber auf dem Lande, wo das Volk nicht Gelegenheit hat ſolche Sachen zu bekommen, verlieren die Männer, aber noch mehr die Frauenzimmer gleichfalls ihre Zähne vor der Zeit.

Am allerwahrſcheinlichſten kommt es von dem Gebrauche geſalzener Lebensmittel her. In Amerika, beſonders auf dem Lande, lebt das Volk vom geſalzenen Schweinefleiſch und geſalzenen Fiſchen faſt das ganze Jahr hindurch.

Erſt ſeit wenigen Jahren, nemlich ſeit 1779, werden öffentliche Vergnügungen in dieſer Stadt geduldet. Der alte Stadtrath, der aber nicht aus den vorurtheilfreieſten Männern der Stadt beſtand, widerſetzte ſich immer der Errichtung eines Orts dieſer Art. Indeß giebt es hier jetzt zwei Theater und ein Amphitheater. Von dem alten Theater, das aus Holz beſteht, und ein ſehr mittelmäßiges Gebäude iſt, wird wenig oder gar kein Gebrauch gemacht. Das neue Schauſpielhaus iſt von Ziegelſteinen gebauet, und von innen niedlich eingerichtet; aber es iſt für die Stadt kaum groß genug. Es herrſcht hier eine abſcheuliche Sitte, nemlich die des Tobackrauchens im Schauſpielhauſe, welches zuweilen zu einem ſolchen Uebermaaße getrieben wird, daß diejenigen, denen es unangenehm iſt, genöthiget ſind wegzugehen. Denjenigen, welche im Parterre ſind, wird zwiſchen den Akten Wein und Porter gebracht, gerade als wenn ſie in einer Taverne wären. Die Schauſpieler kommen mit ſehr weniger Ausnahme von Großbrittanien und Irland. Keiner von ihnen hat eben ſehr hervorſtechende Talente, aber ſie ſind doch denjenigen gleich zu ſtellen, die man gewöhnlich in den Landſtädten von England antrifft. Das Amphitheater iſt von Holz erbaut; Reitkünſte und andere Uebungen werden hier eben ſo wie in dem von Aſtley ausgeübt. Tanzgeſellſchaften werden den ganzen Winter durch regelmäßig alle vierzehn Tage gehalten, und bei Gelegenheit giebt es auch öffentliche Koncerte.

Während des Sommers ziehen die Leute, deren Umſtände es erlauben, nach Gartenhäuſern in der

Nachbarſchaft der Stadt, und alle öffentlichen und Privatvergnügungen hören auf; für dieſe iſt der Winter die rechte Jahrszeit, indem alsdann der Kongreß verſammelt iſt, und der Handel nicht ſo eifrig betrieben wird, da die Schifffahrt auf dem Fluſſe größtentheils durch das Eis gehemmt iſt.

Der Präſident findet es gewöhnlich nothwendig, vor der Zuſammenkunft des Kongreſſes nach Philadelphia zu kommen, und bleibt während der ganzen Sitzung dort. Während ſeines Aufenthalts in der Stadt, nimmt er einmal in der Woche zwiſchen drei und vier Uhr des Nachmittags Cour an. Dabei erſcheint er ſelbſt immer in Staatskleidung, und man erwartet, daß die fremden Miniſter ſich in ähnlichem Anzuge ſehen laſſen: auch thun ſie dies gewöhnlich, ausgenommen der franzöſiſche Miniſter, der etwas darin zu ſuchen ſcheint, nachläßig gekleidet zu gehen. Andere Perſonen haben die Freiheit ſich zu kleiden, wie ſie es für gut befinden. Auch Madam Washington läßt ſich einmal jede Woche die Cour machen. Bei dieſer Gelegenheit ſitzen die Damen mit großer Steifheit in der Runde des Zimmers, und werden mit Thee, Kaffee ꝛc. bedient*).

Philadelphia iſt die eigentliche Reſidenz der Quäker in Amerika, aber das Verhältniß ihrer Anzahl zu der der übrigen Bürger, iſt nicht mehr daſſelbe wie ehemals. Sie bilden jetzt nur einen vierten Theil der Einwohner. Dies entſteht nicht aus einer Verminderung der Anzahl der Quäker, welche im Gegentheil be-

*) Ob dies Levée von dem jetzigen Präſidenten beibehalten iſt, habe ich nicht gehört. Die demokratiſche Partei hat während der Adminiſtrazion des Generals Washington, viele Einwendungen dagegen gemacht, als wenn dieſe Sitte mit dem Geiſte einer republikaniſchen Regierung nicht beſtehen könnte, und die Gleichheit vernichtete; welche unter Bürgern jeder Klaſſe herrſchen ſollte.

trächtlich vermehrt iſt, ſondern aus dem großen Zuſluſſe von Leuten verſchiedener Religions-Ideen in die Stadt. Für die Quäker giebt es hier fünf Orte der öffentlichen Gottesverehrung; für die Presbyterianer und Diſſidenten ſechs; für die Engliſch-Biſchöflichen drei; für die deutſchen Lutheraner zwei; für die Römiſch-Katholiſchen vier, und für die ſchwediſchen Lutheraner, Hernhuter, Baptiſten, Univerſalbaptiſten, Methodiſten und Juden eine für jede Sekte insbeſondere. Am Sonntage erſcheint jeder Bürger gut angezogen, beſonders ſind die niederen Volksklaſſen vorzüglich gut gekleidet; auch iſt dies ein wichtiger Tag für kleine Exkurſionen auf das Land.

Die Fuhrwerke deren man ſich in Philadelphia bedient, beſtehen in Kutſchen, Kabriolets, Chaiſen, Coaches und leichten Wagen, die größtentheils in Philadelphia gemacht werden. Die Equipagen einiger weniger Individuen, ſind äußerſt prächtig; aber man bemerkt an denſelben nicht die Zierlichkeit und Eleganz, welche man von Leuten erwarten ſollte, die ſich bemühen die Moden von England nachzuahmen, und beſtändig Modelle aus dieſem Lande erhalten. Die Coache iſt, wie ich glaube, ein Fuhrwerk, das Amerika eigen iſt. Es iſt etwas länger wie eine Kutſche, aber von derſelbigen Geſtalt. Vorne iſt es ganz bis an den Boden offen, und der Fuhrmann ſitzt auf einer Bank unter dem Dache des Fuhrwerks. Es ſind zwei Sitze darin, auf denen die Reiſenden mit dem Geſicht nach den Pferden hin ſitzen. Das Dach ruht auf kleinen Stützen, die an den Ecken angebracht ſind. An jeder Seite der Thüren über den Pannelen iſt es ganz offen, und zum Schutz gegen ſchlechtes Wetter ſind Gardinen an dem Dache befeſtigt, welche niedergelaſſen und an Knöpfen, die zu dem Ende auswärts ſich befinden, feſt gemacht werden können. Auch iſt eine lederne Gardine daran, die gelegentlich zwiſchen dem

Fuhrmann und den Reiſenden niedergelaſſen werden kann.

Die leichten Wagen ſind von derſelben Einrichtung, und darauf berechnet, vier bis zwölf Leute zu führen. Der einzige Unterſchied zwiſchen einem kleinen Wagen und einer Coache beſteht darin, daß die letztere zierlicher gemacht, mit gefirnißten Pannelen verſehen iſt, und Thüren an der Seite hat. Der erſtere hat keine Thüren, ſondern man muß ſo gut man kann, über den Sitz des Fuhrmanns hinüber zu klettern ſuchen. Dieſe Wagen werden gewöhnlich zu Poſtfuhrwerken gebraucht. Die Bequemlichkeit in den Wirthshäuſern (Taverns), unter welchem Namen ſie alle Gaſthöfe ꝛc. begreifen, iſt ſehr mittelmäßig in Philadelphia, ſo wie überhaupt mit wenigen Ausnahmen, durch das ganze Land. Die Art der Behandlung in denſelben, iſt faſt allenthalben gleich. Der Reiſende wird bei ſeiner Ankunft in ein Zimmer gewieſen, welches für alle Perſonen im Hauſe gemeinſchaftlich iſt, und welches gewöhnlich auch zugleich zum Frühſtück, Mittagseſſen und Abendeſſen beſtimmt iſt. Alle Fremde, die ſich gerade in dem Hauſe befinden, ſetzen ſich ohne Unterſchied an den Tiſch, und, ausgenommen in den großen Städten, macht auch die Familie des Hauſes einen Theil der Tiſchgeſellſchaft aus. Es iſt ſelten, daß ein Privat- oder Putzzimmer in irgend einem von dieſen Wirthshäuſern zu bekommen iſt, und es geſchieht immer mit Widerwillen, daß das Mittagseſſen für eine einzelne Perſon allein aufgetragen wird. Wenn nur ein einziges Schlafzimmer erhalten werden kann, ſo darf man nicht nach mehreren ſuchen; aber es iſt nicht immer, daß nur dieſes zu haben iſt, und diejenigen, welche durch das Land reiſen, müſſen ſich oft gefallen laſſen, in Zimmer eingepfropft zu werden, wo kaum Raum

genug iſt zwiſchen den Betten zu gehn *). Fremde, die eine Zeitlang in den großen Städten bleiben wollen, gehen gewöhnlich nach Speiſehäuſern hin, deren man hier eine große Anzahl antrifft. Es iſt immer ſehr ſchwer meublirte Zimmer zu bekommen, ohne für die Koſt mit zu bezahlen.

In allen Wirthshäuſern, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, beſonders aber in den letztern, iſt die Aufwartung ſehr ſchlecht. Es iſt in der That, die ſüdlichen Staaten ausgenommen, wo eine große Anzahl von Negern iſt, eine Sache von der äußerſten Schwierigkeit, häusliche Domeſtiken irgend einer Art zu erhalten. Der größte Theil der Bedienten, die man in Amerika antrifft, ſind emigrirte Europäer. Doch bleiben ſie faſt alle nur ſo lange im Dienſte, bis ſie etwas Geld erübrigen können, da ſie denn ſogleich, aufgemuntert durch das Verlangen nach Unabhängigkeit, was der Seele des Menſchen ſo eigen iſt, und die jeder Menſch in Amerika genießen kann, ſobald er Fleiß anwenden will, ihrer Herrſchaften Dienſt verlaſſen. Die wenigen welche bei denen bleiben, die ſie gemiethet haben, werden nur durch ungeheuren Lohn zurück gehalten. Was die Amerikaner betrifft, ſo gehen keine andern als Leute von ſehr mittelmäßigem Charakter je in Dienſt, welches ſie blos für Neger ſchicklich halten. Die Neger aber, die ſich in Pennſylvanien und in andern Staaten befinden, wo

*) Als ich eines Abends auf meiner Reiſe nach Baltimore mit dem Poſtwagen in Elkton anhielt, war, da ſich viele Paſſagiere im Wagen befanden, mein erſtes, daß ich den Wirth fragte, ob er auch Bequemlichkeiten zum Nachtlager im Hauſe hätte. Er ſchien ſehr erſtaunt eine ſolche Frage zu hören, und ſagte mir mit einer wichtigen Miene, ich brauchte nicht wegen Mangel an Nachtlager beſorgt zu ſeyn, da er nicht weniger als Eilf Betten in Einem Zimmer habe.

wo Schritte zu der allmähligen Abſchaffung der Skla- verei gethan ſind, werden von den Quäkern wieder- um belehrt, ſich mit ihren weißen Brüdern in jeder Rückſicht gleich anzuſehen, und ſie ſuchen denſelben dadurch nachzuahmen, daß ſie gleich grob ſind. Män- ner und Weiber ſind ſich in dieſem Stücke ähnlich. Ich muß bemerken, daß es unter dem großen Haufen der unteren Volksklaſſe in den vereinigten Staaten, und beſonders unter denen von Philadelphia, einen Mangel an guten Sitten giebt, der das Erſtau- nen eines jeden Fremden erregt; auch wünſche ich nicht den Vorwurf zu erhalten, daß dieſe Bemerkung beſonders nur deswegen gemacht werde, weil nicht daſſelbe Zuvorkommen, und dieſelbe verehrungsvolle Aufmerkſamkeit, die wir ſo gewöhnlich von den unte- ren Volksklaſſen in England und Irland, denjeni- gen bezeugen ſehen, die in einem etwas höheren Stande als ſie ſelbſt ſind, in Amerika Leuten von dem- ſelben Range erwieſen wird. Es iſt der Mangel an gewöhnlicher Höflichkeit, worüber ich klage, die im- mer wünſchenswerth zwiſchen Menſch und Menſchen iſt, ihre Lage im Leben mag auch ſeyn welche ſie wol- le, und die den Geſetzen der Natur eben ſo wenig widerſpricht, als ſie dem Geiſt ächter Freiheit zuwi- der iſt, welches man an den wilden Indianern be- merkt, die die Wälder dieſes großen Landes, als die freieſten und unabhängigſten aller menſchlichen Weſen durchwandern. In den vereinigten Staaten indeß, geben auch ſelbſt dann die Menſchen aus den niederen Volksklaſſen, grobe und beleidigende Antworten, wenn die Frage auch in noch ſo höflichen Ausdrücken ab- gefaßt war, und inſultiren eine Perſon, die das Anſehen eines feinen Mannes hat, abſichtlich, um zu zeigen, wie ſehr ſie ſich ihm gleich ſchätzen. Höflich- keit kann unter keinen Bedingungen von ihnen erkauft

werden, ſie ſcheinen zu glauben, daß dieſelbe mit Freiheit nicht beſtehen könne, und daß es kein anderes Mittel gebe einen Fremden zu überzeugen, daß er wirklich im Lande der Freiheit ſey, als dadurch, daß ſie mürriſch und ungeſittet in ſeiner Gegenwart ſind.

Dritter Brief.

Reiſe nach Baltimore — Beſchreibung der Gegend um Philadelphia — Schwimmende Brücken über den Schuylkill, von welcher Bauart — Mühlen im Brandwein Creek — Verbeſſerungen in dem Mechanismus der Mehlmühlen in Amerika — Die Stadt Wilmington Hölzerne Häuſer — Schlechte Wege — Schöne Ausſichten — Wie die Amerikaner ſie genießen — Wirthshäuſer — Susquehannah-Fluß — Stadt Baltimore — Plan der Stadt — Hafen — Oeffentliche und Privat-Gebäude — Einwohner — Gegend zwiſchen Baltimore und Washington — Scheußliche Wege.

Washington im Nowember.

Mein lieber Freund!

Am 16. November verließ ich Philadelphia, um nach Baltimore zu gehen. Die einzige Art fortzukommen, die ſich einem mit eigenen Pferden und Wagen nicht verſehenen Reiſenden darbiethet, iſt der öffentliche Poſtwagen. Man kann zwar in Philadelphia einen Privatwagen nach Baltimore erhalten, wofür immer ein hoher Preis gefordert wird, aber an Wagen und Pferden, die man von Stazion

zu Stazion miethen könnte, iſt gar nicht zu denken. Die Gegend um Philadelphia iſt gut kultivirt und voll niedlicher Landhäuſer; ſie hat aber dennoch ein nacktes Anſehen, weil ſie faſt ganz von Bäumen entblößt iſt, die alle ohne Barmherzigkeit zur Feuerung oder um dem Pfluge deſto beſſer den Weg zu bahnen, nieder gehauen ſind. Auch giebt es hier keine Hecken, weil man die Idee hat, daß ſie da, wo ſie gepflanzt werden, den Boden verſchlimmern. Die Befriedigungen beſtehen entweder in gewöhnlichen oder winkelförmigen Stacketten. Die letztern ſind Queer-Sparren, von acht bis neun Fuß langen, roh behauenen Bäumen, die wie die Stangen eines Gitterthors, horizontal über einander gelegt ſind. Aber jedes Stacket oder Gitterwerk, wenn man es ſo nennen darf, iſt, anſtatt in einer geraden Linie mit dem nächſt folgenden zu liegen, in einer andern Richtung angeſetzt, ſo daß es einen Winkel bildet, der groß genug iſt, daß die Enden des erſteren feſt auf denen des zweiten ruhen können.

Da dieſe Befriedigungen, wegen ihres ſchlängelnden Fortgangs, wenigſtens ſechsmal mehr Platz einnehmen, als die gewöhnlichen, und weit mehr Holz erfordern, ſo werden ſie größtentheils abgeſchaft, ſobald Land und Bauholz wichtige Gegenſtände werden, wie es in der Nachbarſchaft von großen Städten bald der Fall iſt.

Der Weg nach Baltimore führt über die niedrigſte von drei ſchwimmenden Brücken, die über den Fluß Schuylkill, in der Nachbarſchaft von Philadelphia geworfen ſind. Den Anblick den dieſer 250 Klafter (Yards) breite Fluß, bei der Uiberfahrt über denſelben gewährt, iſt prächtig. Die Ufer deſſelben ſind hoch, und geben bis einige Meilen weit aufwärts, die reizendſten Lagen für Landhäuſer. Eine ſehr niedliche, im engliſchen Geſchmack erbaute Vil-

la, bemerkt man, wenn man etwas oberhalb der Brücke über den Fluß geht. Nahe dabei ſind öffentliche Gärten, und ein Haus mit verſchiedenen guten Zimmern, wohin während der Sommerjahrszeit, die Bürger von Philadelphia ſich in großer Anzahl begeben.

Die ſchwimmenden Brücken werden von großen Bäumen gemacht, welche quer über das Waſſer gelegt, und zuſammen gekettet werden; dann werden Balken darüber gelegt, und das Ganze wird mit Brettern bedeckt, um den Uebergang bequem zu machen. An jeder Seite deſſelben iſt ein Geländer. Wenn ſchwere Wagen über dieſe Brücken gehen, ſo ſinken ſie einige Zoll tief unter die Oberfläche des Waſſers, aber die Ueberfahrt iſt keinesweges gefährlich. Durch Hülfe von Ketten und Anker, die an verſchiedenen Stellen liegen, werden ſie in einer geraden Richtung über den Fluß erhalten. Ueber den Theil des Fluſſes, wo das Fahrwaſſer iſt, ſind ſie ſo eingerichtet, daß ein Stück weggenommen werden kann, um Schiffe durchgehen zu laſſen. Dieſe Brücken werden am Ende des Winters, bei hohen Fluthen oft ſehr beſchädiget, und zuweilen ganz weggeführt, beſonders wenn ſich viel Treibeis im Fluſſe befindet. Um dies zu verhüten, läßt man, wenn Gefahr zu befürchten iſt, und die Fluth nicht zu ſchnell herankömmt, alle Ketten, wodurch die Brücke in den ihr gebührenden Platz beſchränkt, und dann mit dem Strohme den Fluß hinunter, zu einem bequemen Theil des Ufers gelaſſen wird, wo man ſie heraufziehen und ſicher ſtellen kann.

Wenn man den Schuylkill paſſirt iſt, wechſelt das Land mit den reizendſten Hügeln und Wäldern ab, und ſcheint in einem guten Zuſtande der Kultur zu ſeyn. Die erſte Stadt von einiger Bedeutung, nach welcher man kommt, iſt Cheſter, funfzehn Meilen von Philadelphia. Sie enthält

ungefähr ſechzig Wohnungen, und iſt deswegen merkwürdig, weil die erſte Kolonial-Aſſemblee ihren Sitz daſelbſt hatte. Von der Nachbarſchaft dieſer Stadt hat man einen ſehr ſchönen Anblick des Fluſſes Delaware.

Ungefähr eine halbe Meile vor Wilmington, iſt der Brandewein-Fluß, der wegen der vielen Mühlen merkwürdig iſt, indem nicht weniger als dreizehn derſelben, dicht auf einander daran gebaut ſind. Etwas oberhalb der Brücke, die über den Fluß geht, ſtürzt ſich das Waſſer mit ſo großer Heftigkeit über ein Bett von Felſen, daß mit ſehr geringen Koſten beinahe noch dreimal ſo viel Mühlen als ſchon erbaut ſind, angelegt werden könnten. Fahrzeuge mit 1000 Büſchel Weizen beladen, können ganz nahe an ſie heran kommen, und mit Hilfe eines Mechanismus können ihnen ihre Ladungen mit leichter Mühe abgenommen oder gegeben werden. Einige dieſer Mühlen ſind zum Kornmahlen beſtimmt; in andern wird Holz, und in noch andern werden Steine geſägt. Die Vervollkommung des Mechanismus bei den Kornmühlen in Amerika iſt ſehr groß. Das hauptſächlichſte derſelben beſteht in einer neuen Anwendung der Schraube, und in der Einführung der ſogenannten Heber, deren Idee man ſichtbar von den ſogenannten Kettenpumpen entlehnt hat. Durch Hilfe dieſer zwei ſimpeln Erfindungen wird, von dem Augenblick an, da das Korn in die Mühle kömmt, bis daß es in Mehl verwandelt, und zum Einpacken bereit iſt, während aller Arbeiten, des Sichtens, Mahlens, Siebens ꝛc., gar keine Handarbeit erfordert.

Wilmington iſt die Hauptſtadt des Staats Delaware, und enthält ungefähr ſechshundert Häuſer, die größtentheils von Ziegeln erbaut ſind. Die Straßen ſind nach einem ähnlichen Plane als die von

Phila-

von Philadelphia angelegt. Es giebt in dieſer Stadt nichts Intereſſantes, und die Gegend rund umher iſt flach und charakterlos. In der Nachbarſchaft derſelben bemerkte ich zuerſt Blockhäuſer (Loghouſes). Die Häuſer, welche ich bis dahin geſehen hatte, waren entweder von Ziegeln oder Sandſteinen erbaut, oder von Zimmerwerk aufgeführt, und an den Seiten mit Brettern bedeckt geweſen. Die Blockhäuſer ſind wohlfeiler, wie alle andere in einem Lande, wo es Ueberfluß an Holtze giebt, und gewöhnlich ſind ſie die erſten, welche bei einer Niederlaſſung in Amerika errichtet werden. Die Seiten beſtehen aus horizontal auf einander gelegten, geſchroteten Baumſtämmen, deren Enden an der einen Seite wechſelſeitig auf den der benachbarten Seite in Einſchnitten ruhen. Die zwiſchen den Blöcken befindlichen Zwiſchenräumen, werden mit Lehm ausgefüllt, und das Dach wird mit Brettern oder Schindeln bedeckt, welches kleine Stücke Holz, von der Geſtalt der Schiefer oder Dachziegel ſind, und die zu dieſem Zwecke mit weniger Ausnahme, faſt durch ganz Amerika gebraucht werden. Dieſe Wohnungen ſind nicht ſehr fürs Auge, aber wenn ſie gut gebaut werden, ſind ſie warm und angenehm, und dauern eine lange Zeit.

In dieſer Gegend wird eine beträchtliche Menge Weitzen und Mais gezogen, für deren Kultur der Boden ſehr günſtig iſt; aber die am beſten angebauten Theile des Landes, werden von der Landſtraße ab nicht geſehen, die größtentheils über dürre und hüglichte Strecken geht, die man hier Ridges nennt. Der Grund, warum man die Landſtraßen über dieſe Erhöhungen führt, liegt in der Bemerkung, daß ſie ſo länger dauern, als wenn ſie durch den flachen Theil des Landes geführt wären, ein Umſtand, den die Einwohner von Maryland, immer in Erwägung ziehen; denn wenn der Weg einmal gemacht iſt, tragen

ſie nie Sorge ihn in gutem Zuſtande zu erhalten. Die Landſtraßen ſind in dieſem Staat ſchlechter, als in irgend einem andern der **Union**. Sie ſind in der That ſo ſehr ſchlecht, daß auf dem Wege nach **Susquehannah**-Fähre, der Fuhrmann den Perſonen im Wagen oft zurufen mußte, ſich bald an dieſer, bald an jener Seite deſſelben hinauszulehnen, damit er an den ſo häufigen vorkommenden tiefen Stellen nicht umwerfen möchte. — „Nun meine Herren zur Rechten!" worauf die Reiſenden alle mit halbem Leibe ſich aus dem Wagen herausſtreckten; nun meine Herren zur Linken" und ſo fort. Dies wurde wohl zehnmal in halb ſo vielen Meilen durchaus nöthig befunden. Jedesmal daß man ſich bemüht dieſe Wege auszubeſſern, geſchieht es mit jungen Bäumen oder Buſchwerk, welches die Bewohner dieſer Gegend in die Löcher werfen, und ſie mit Erde bewerfen. Doch findet dies nur dann ſtatt, wenn an beiden Seiten des Weges Felder ſind. Wenn der Weg nahe bei einem Walde vorbei läuft, öffnen ſie, anſtatt ihn an den ſchadhaften Stellen auszubeſſern, lieber einen neuen Durchgang durch das Holz welches ſie einen Weg machen nennen.

Es iſt in **Maryland** ſehr gewöhnlich, ſechs oder ſieben verſchiedene Wege wie Zweige, von Einem ausgehen zu ſehn, die doch alle nach demſelben Orte hinführen. Ehe ein Fremder mit dieſem Umſtande bekannt wird, iſt er oft in Verlegenheit, welchen er nehmen ſoll. Die Geſchicklichkeit, mit der die Poſt-Fuhrleute ihre Pferde dieſe neuen mit Baumſtumpfen, gefüllten Wege hinunter führen, iſt erſtaunend, und doch ſind ſie dem Anſehn nach die unbehülflichſten Leute von der Welt. Sie regieren ihre Pferde mehr durch verſchiedenartiges Geſchrei als durch die Zügel.

Charleston liegt nur wenige Meilen von Elkton entfernt. Es ſind nur ungefähr zwanzig Häuſer darin, die größtentheils von Leuten bewohnt werden, die die Heringsfiſcherey treiben. Das jenſeitige Land gewährt den reitzenden Anblick der Abwechſelung zwiſchen Hügeln und Thälern, und da der Boden nur von mittelmäßiger Güte iſt, ſo hat man das Land ſo wenig klar *) gemacht, daß der Weg zuweilen vier bis fünf Meilen weit durch ununterbrochene Holzungen durchgeht. Die Gegend iſt hier äußerſt mahleriſch. Von der Spitze der Hügel genießt man zahlloſer, kühner und weiter Ausſichten, auf die Cheſapeak-Bay, und den Fluß Susquehannah, und man kann kaum über ein Thal wegfahren, ohne mitten im Holze das Waſſer irgend einer kleinen Quelle, oder über Felſenbetten ſich prächtig herabſtürzender Bäche zu ſehen. Die meiſten Amerikaner ſehen denjenigen mit Erſtaunen an, der beim Durchgehen durch eine ähnliche Gegend als dieſe, Vergnügen fühlt. Der Anblick eines Weitzenfeldes oder eines Kohlgartens, würde für ſie weit mehr Angenehmes haben, als die allerromantiſchſten Waldanſichten. Sie haben eine unüberwindliche Abneigung gegen Bäume, und wo ſich jemand niederläßt, da haut er erſt ohne Gnade alle vor ſich hinweg; keiner wird verſchont; alle theilen daſſelbe Schickſal, und werden in die allgemeine Zerſtöhrung mit hineingeriſſen. Es ſcheint wunderbar, daß in einem Lande, wo die Strahlen der Sonne mit ſo erſtaunender Kraft wirken, nicht einige wenige Bäume, nahe bei den Wohnungen erhalten werden, deren

*) To clear, klären, heißt in Amerika, eine Gegend von Bäumen befreien, welchen Begrif auch das Wort Abtreiben mit ſich führt, deſſen ich mich in der Folge zuweilen bedienen werde. D. Ueberſ.

Laub während der brennenden Hitze des Sommers, einen kühlenden Schatten gewähren könnte, und ich habe oft mein Erſtaunen ausgedrückt, daß keine zu dem Ende da gelaſſen würden. Ich habe dann zur Antwort erhalten, daß ſie nicht ohne Gefahr in der Nähe eines Hauſes ſtehen bleiben könnten. Es ſcheint, daß die Bäume in Amerika in Verhältniß mit ihrer ungeheuren Höhe, nur eine ſehr geringe Haltung im Boden haben, ſo daß, wenn zwei oder drei, die völlig erwachſen ſind, wegen des Umhauens derer, die um ſie her ſtanden, von Schutz entblößt werden, ſie ſehr leicht von dem erſten ſich erhebenden Sturme umgeworfen werden können. Dies würde aber doch nicht der Fall mit kleineren Bäumen ſeyn, die mit Sicherheit erhalten werden können, und die bald einen angenehmen Schatten gewähren würden, wenn es den Amerikanern gefiele ſie ſtehen zu laſſen. Aber die Wahrheit iſt, daß, da das ganze Land beinahe mit Bäumen überwachſen iſt, die Augen der Einwohner bald von ihrem Anblick geſättiget werden. Der Boden kann nicht eher bearbeitet werden, und die Einwohner nicht eher ernähren, als bis ſie weggeſchaft ſind. Sie werden als ein Uebel betrachtet, und diejenigen die am meiſten von ihnen umhauen können, und die Felder um ihre Häuſer am beſten von ihnen befreien, werden für die fleißigſten Bürger gehalten, und für Leute die viel zur Verbeſſerung des Landes beitragen.

Auf jede zehn oder zwölf Meilen dieſes Weges trifft man Wirthshäuſer, die alle von Holz erbauet, ſich alle ziemlich gleich, und mit einem in der ganzen Länge des Vorderhauſes ſich erſtreckenden Wetterdache verſehen ſind. Wenige dieſer Wirthshäuſer haben Schilde, und ſie können von den andern Häuſern nur durch die Menge der Handnoten unterſchieden werden, die an den Mauern in der Nähe der Thüre angekleiſtert ſind. Sie entlehnen ihren Namen nicht von ei-

nem Zeichen, ſondern von dem Namen ihres Eigenthümers, zum Beiſpiel, Jone's, Browne's ꝛc. Die Wirthſchaft iſt in allen ziemlich gleich. In jedem Hauſe ſind regelmäßige Stunden zum Frühſtück, Mittagseſſen und Abendeſſen, und wenn ein Reiſender vor der dazu beſtimmten Zeit etwas fordert, ſo wird er abgewieſen; er muß geruhig bis zur feſtgeſetzten Stunde warten, und dann mit den andern etwa im Hauſe befindlichen Gäſten, zugleich ſich an den Tiſch ſetzen. Frühſtücke werden gewöhnlich ſehr reichlich bedient; es wird Thee, Kaffee und Brod von verſchiedenen Arten aufgetragen, wie auch kaltes geſalzenes Fleiſch, und gewöhnlich außerdem noch Beef-Steaks, gebratene Fiſche ꝛc. ꝛc. Man bezahlt faſt eben ſo viel für ein Frühſtück, als für ein Mittagseſſen *).

Dieſer Theil von Maryland hat einen Ueberfluß an Eiſenerz, welches ſich vorzüglich gut gießen läßt. Das Erz wird in Lagen ſo nahe an der Oberfläche der Erde gefunden, daß man nie nöthig hat erſt einen Schacht anzulegen, um zu demſelben zu gelangen. Bei Charleston iſt eine kleine Kanonengießerey. Die Kanonen werden durch Waſſer gebohrt. Wie ich vorbei kam, machten ſie gerade Vierundzwanzig-Pfünder, wovon ſie, wie ich hörte, jede Woche zwei vollendeten. Das Eiſen iſt ſehr zähe; ſehr wenig von dieſen Kanonen berſten bei der Probe.

Man paſſirt den Susquehannah, auf dem Wege nach Baltimore in einer Fähre, fünf Meilen oberhalb des Einfalls dieſes Fluſſes, in die Cheſapeak-Bay. Der Fluß iſt hier ungefähr ein und eine

*) Die Wirthin ſitzt gewöhnlich oben an der Tafel, um Thee zu machen, oder ein Dienſtmädchen wartet zu dieſem Ende beim Frühſtück oder Abendeſſen auf. In vielen Wirthshäuſern auf dem Lande ſitzt die ganze Familie mit den Gäſten zu Tiſche.

halbe Meile breit, und für jedes Fahrzeug tief genug. Seine Ufer ſind hoch und ſtark bewaldet, und bieten große und mahleriſche Naturſcenen dar. Eine kleine Stadt Namens Havre de Grace, von etwa vierzig Häuſern, liegt an dieſem Fluſſe bei der Fährſtelle. Im vorigen Jahre wurde dem Congreß eine Bittſchrift eingereicht, um einen Einfuhr-Hafen daraus zu machen, aber bis jetzt wird dort noch ſehr wenig Handel getrieben. Einige wenige Schiffe werden jährlich in der Nachbarſchaft gebaut. Von hier nach Baltimore iſt das Land äußerſt ärmlich. Der Boden iſt von einem gelben mit Lehm gemiſchten Sande, und die Wege ſind abſcheulich.

In Baltimore rechnet man ſechszehn tauſend Einwohner, und obgleich es nicht die Hauptſtadt des Staates Maryland iſt, ſo iſt es doch die größte Stadt deſſelben, und nach Philadelphia und Neu-York, der beträchtlichſte Handelsort in Amerika. Die Anlage der Stadt iſt der von Philadelphia in etwas ähnlich, indem die meiſten Straßen ſich in rechten Winkeln durchſchneiden. Die Hauptſtraße, die beinahe von Oſten nach Weſten läuft, iſt ungefähr achtzig Fuß breit, und andere halten vierzig bis ſechszig Fuß in der Breite. Die Straßen ſind nicht alle gepflaſtert, ſo daß, wenn es ſtark regnet, ſie beinahe ungangbar ſind, da der Boden aus ſteifem gelben Lehm beſteht, der das Waſſer lange Zeit an ſich hält. An der Südſeite der Stadt iſt der Hafen, gewöhnlich das Becken genannt. Er iſt im Durchſchnitt neun Fuß tief, und breit genug zweitauſend Kauffarthey-Schiffe in ſich zu faſſen. Es ſind in der ganzen Länge der Stadt Kayen und Waaren-Häuſer daran; aber da ein beſonderer Wind erforderlich iſt, Schiffe in den Stand zu ſetzen aus dieſem Becken herauszukommen, ſo liegt bei weitem die größte Zahl der Schiffe, die in den Hafen von Baltimore einlaufen, in einer

Bucht, die von einer Landzunge nahe beim Eingange des Baſſins gebildet, und Fells-Point genannt wird. Hier ſind auch Kayen errichtet, an deren Seite Schiffe von ſechshundert Tonnen Laſt mit vollkommener Sicherheit liegen können. Viele Leute ſind bewogen worden, ſich hier anzubauen, um in der Nähe der Schiffe zu ſeyn. Schon ſind über ſiebenhundert Häuſer hier erbaut, und regelmäßige Straßen nebſt einem großen Marktplatz angelegt. Dieſe Häuſer werden freilich, im allgemeinen geſprochen, als ein Theil von Baltimore betrachtet, aber dem Anſehn nach bilden ſie eine, von der andern ganz getrennte Stadt für ſich, da ſie eine Meile von dem andern Theile der Stadt entfernt ſind. In der Nachbarſchaft wird von Fells-Point und Baltimore als von zwei ganz verſchiedenen und getrennten Orten geſprochen, Fells-Point iſt hauptſächlich der Aufenthalt von Seeleuten, und von jungen Theilhabern an Handelshäuſern, die ihre Station hier haben, um auf das Schiffsweſen zu achten. Der größere Theil der Privathäuſer von Baltimore iſt von Ziegelſteinen, aber viele, beſonders an den Außenſeiten der Stadt, ſind von Holz. In einigen der neuen Straßen ſieht man ein Paar, die gut gebaut zu ſeyn ſcheinen, aber im Allgemeinen ſind die Häuſer klein, ſchwer und unbequem. Was die öffentlichen Häuſer betrifft, ſo giebt es hier keines was bemerkt zu werden verdiente. Kirchen und andere Plätze des öffentlichen Gottesdienſtes, giebt es hier zehn: eine für jede der folgenden Religionspartheyen, nämlich: für biſchöfliche Presbyterianer, deutſche Lutheraner, deutſche Kalviniſten, reformirte Deutſche, Nicoliten oder neue Quäker, Baptiſten, Katholiken, und zwei für Methodiſten. Die neulich erbaute Presbyterianer-Kirche iſt das beſte Gebäude unter ihnen, und in der That das hübſcheſte Gebäude in der Stadt. Es iſt von Zie-

gelſteinen erbaut, und die Faßade iſt mit einem, von ſechs ſteinernen Pfeilern getragenen Portikus verziert.

Es giebt nicht weniger als drei incorporirte Banken in dieſer Stadt, und die Zahl der von denſelben ausgehenden Banknoten iſt ſo groß, daß ſie beinahe das Silbergeld ausſchließen. Einige Noten haben nur den kleinen Werth eines Thalers, und werden, da ſie viel leichter zu tragen ſind als Silber, gewöhnlich vorgezogen: Gold iſt äußerſt ſelten, und ich habe es während der zwei Monate, da ich in Maryland war, kaum einmal geſehen Unter den Einwohnern von Baltimore befinden ſich Engländer, Irländer, Schottländer und Franzoſen. Die Irländer ſcheinen die zahlreichſten zu ſeyn, und viele der reichſten Kaufleute gehören zu ihnen. Seit dem Kriege iſt eine große Menge Franzoſen, theils von Frankreich, theils von Weſtindien, dahin gekommen. Mit weniger Ausnahme legen ſich die Einwohner alle auf den Handel, der eifrig betrieben wird. Es ſind größtentheils ſchlichte, aber doch unter ſich gefällige, gegen Fremde ſehr freundliche und gaſtfreie Leute. Kartenſpiel und Tanz ſind die Lieblings-Vergnügungen, ſowohl in Privat-Zuſammenkünften, als in öffentlichen Aſſembleen, die alle vierzehn Tage gehalten werden. Es giebt zwei Theater hier, worin von Zeit zu Zeit Vorſtellungen gegeben werden. Das älteſte von ihnen ſteht auf dem Weg nach Fells-Point, iſt äußerſt elend, und ſcheint wenig mehr zu ſeyn als ein Haufen loſer Bretter. Lange Zeit lag es ganz vernachläßiget, aber neulich iſt es für eine Geſellſchaft franzöſiſcher Schauſpieler, die einzige, von der ich in dieſem Lande gehört habe, eingerichtet worden. Baltimore hat wie Philadelphia ſehr vom gelben Fieber gelitten. Während des Herbſtes iſt es gewöhnlich ungeſund, und diejenigen, deren Umſtände es erlauben, beziehen

Landhäuſer in der Nachbarſchaft, von denen einige eine ſehr reizende Lage haben.

Von Baltimore nach Waſhington, welches vierzig Meilen entfernt iſt, hat das Land nur ein ärmliches Anſehen. Der Boden beſteht an einigen Stellen aus einem gelben, mit Lehm gemiſchten Kies; an andern Stellen iſt er ganz ſandig. In der Nachbarſchaft der Bäche zwiſchen den Hügeln, ſind Streifen von reicher ſchwarzer Erde, hier Gründe (Bottoms) genannt, wo die Bäume zu einer großen Höhe wachſen, aber wo Sand iſt, ſind ſie ſehr klein. Die Wege, welche über dieſe Gründe führen, ſind ſchlechter als ich ſie irgendwo anders geſehen habe. Als ich auf einem derſelben, nahe bei dem Oberwaſſer, eines Arms des Patuxent-Fluſſes, einige Tage nach einem heftigen Regenguſſe fuhr, ſank mein einſpänniger Wagen (Sulky), bis zur Hälfte hinein. Auf einen Augenblick verzweifelte ich ſchon, ohne Hilfe herauszukommen, als mein Pferd, welches ſehr kraftvoll war, da es ſich verhindert fühlte, ſich auf die Hinterbeine ſetzte, die Vorderfüße losarbeitete, und einen gewaltigen Sprung vorwärts that, wodurch es ſich ſelbſt und den Wagen wieder frei machte, und mich aus meiner Verlegenheit erlöſte. Nachher erfuhr ich, daß General Waſhington, da er kurze Zeit vorher ſich zum Congreß begab, auf demſelben Platze aufgehalten wurde, indem ſein Wagen ſo tief in den Schlamm ſank, daß es nöthig befunden wurde, aus einem benachbarten Hauſe, Taue und Hebebäume holen zu laſſen um ihn wieder heraus zu ſchaffen. Ueber einige dieſer Gründe, die in ihrem natürlichen Zuſtande durchaus unbefahrbar waren, ſind Dämme gemacht, indem man große Baumſtämme, dicht bei einander quer über den Weg gelegt hat. Auf eine Zeitlang läßt ſichs über dieſe Dämme ganz bequem fahren; aber ſie dauern

nicht lange, da viele der Baumſtämme in den weichen Boden hineinſinken, und andere, dem beſtändigen Stoßen der Wagenräder an einer Stelle ausgeſetzt, bald zerbrechen. Bei dieſen vielen, nicht vorherzuſehenden Hinderniſſen, iſt es durchaus eine gefährliche Sache für eine mit den Wegen nicht bekannte Perſon, darauf fahren zu wollen. Die mit loſen Brettern bedeckten Brücken, die über die Creeks führen, ſind eben ſo ſchlecht als die Dämme, und drohen den Einſturz, wenn ein Fuhrwerk darüber fährt. Daß die Geſetzgebung von Maryland ſo unthätig ſeyn kann, und nicht einige Maaßregeln ergreift, dieſen Weg, der einer der vorzüglichſten des Staats, nämlich die große Landſtraße von Norden nach Süden, und der Hauptweg nach Washington iſt, ausbeſſern zu laſſen, muß in der That Erſtaunen erregen.

Vierter Brief.

Gründung der Stadt Washington — Wird von verſchiedenen Staaten nicht gern verſtattet — die Auswahl des Bodens dem General Washington überlaſſen — Umſtände die bei der Wahl eines ſolchen Platzes in Betrachtung kommen — Der dazu auserſehene Fleck iſt in der Mitte aller Staaten — iſt auch zum Handel beſonders vortheilhaft gelegen — Natur des innern Landhandels — Uiberſicht der vorzüglichſten Handelsſtädte in den vereinigten Staaten — Beweis, daß ihr Flor von dem Handel mit dem Innern des Landes abhängt — Beſchreibung des Potowmack-Fluſſes — Lage von Washington — Plan der Stadt — Oeffentliche Gebäude — Einige ſind angefangen, andere entworfen — Haus des Präſidenten der Staaten — Hotel — Steine und andere Baumaterialien werden in der Nachbarſchaft der Stadt gefunden — Privathäuſer und gegenwärtige Einwohner der Stadt — Verſchiedene Meinungen in Anſehung der künftigen Größe der Stadt — Verhinderungen, die dem Aufkommen derſelben in den Weg gelegt werden — Urſachen derſelben.

Washington, im November.

Mein lieber Freund!

Der Plan der Stadt Washington, oder der Bundesſtadt (Federal-City), wie ſie auch genannt wird, wurde im Jahre 1792 entworfen, und ſie iſt ausdrücklich beſtimmt, die Hauptſtadt der vereinigten Staaten und der Sitz der Bundesregierung zu ſeyn. Im Jahre 1800 ſoll der Congreß zuerſt daſelbſt zuſammen kommen. Da die Gründung dieſer Stadt die Aufmerkſamkeit ſo vieler Menſchen an ſich gezogen hat, und ſo viele verſchiedene Meinungen in Anſehung derſel-

den gehegt werden: ſo werde ich ihnen in en folgenden Blättern eine kurze Beſchreibung von deſſen Urſprung und Fortgange mittheilen.

Kurz nach der Endigung des amerikaniſchen Krieges, umzingelte eine beträchtliche Anzahl von penſylvaniſchen Truppen, oder der Miliz, mit bewaffneter Hand den Saal, worin der Congreß in Philadelphia verſammelt war, und verlangte mit den heftigſten Drohungen, daß augenblicklich Anſtalten getroffen würden, den ſeit ſo langer Zeit ihnen ſchuldig gebliebenen Sold, für ihre geleiſteten Dienſte zu bezahlen. Die Glieder des Congreſſes, empört über eine ſolche Beleidigung, entſchloſſen ſich daher einen Staat zu verlaſſen, wo ſie ſtatt Schutz, Beſchimpfung erhalten hatten, und begaben ſich ſogleich nach Ney-York, wo die Sitzung geendigt wurde. Kurze Zeit nachher wurde im Congreß die Nothwendigkeit urgirt, einen Platz für die Verſammlung der Legislatur, ſo wie für den Sitz des General-Gouvernements feſtzuſetzen, der allein den Geſetzen und Anordnungen des Congreſſes unterworfen wäre, damit die Glieder deſſelben in der Zukunft zu ihrer Sicherheit, und zur Freiheit der Berathſchlagung, unabhängig von der guten oder ſchlechten Polizei irgend eines einzelnen Staats ſeyn möchten. Dieſe Idee, den zu erwählenden Ort der Legislatur-Verſammlung unabhängig von dem einzelnen Staate zu machen, dem derſelbe angehören möchte, erhielt durch das folgende Argument noch mehrere Stärke: da die verſchiedenen Staaten der Union gewiſſermaßen mit einander rivaliſiren, wenn ſie gleich durch gewiſſe Bande an einander geknüpft ſind, ſo glaubte man, daß es vielleicht Grund zu der größten Eiferſucht unter den andern geben könnte, wenn irgend einer derſelben vorzugsweiſe dazu erwählt, und alſo dadurch zu einem gewiſſen Vorrange erhoben würde. Jedermann war von dem Vortheil überzeugt, den die völlige Erhaltung

der Union der Staaten haben würde. Es war daher einleuchtend, daß man die größten Vorſichts-Maaßregeln nehmen müſſe, um jeden Keim der Eiferſucht unter ihnen zu erſticken, der auch nur in der Entfernung dahin wirken könnte, eine Trennung zu veranlaſſen. Und endlich war es durchaus nothwendig, daß der Sitz der Regierung permanent bliebe, da die Verlegung der Büreaus und der Archive von einem Platze zum andern, mit den größten Unbequemlichkeiten begleitet ſeyn mußte. Indeß, obgleich dieſe Maaßregel dem Intereſſe der vereinigten Staaten im Allgemeinen ſehr vortheilhaft zu ſeyn ſchien, ſo traten doch nicht eher als nach der Revolution, wodurch die jetzige Föderal-Conſtitution errichtet wurde, alle Staaten dieſem Vorſchlage bei. Beſonders war es Pennſylvanien, überzeugt daß es ein Haupt- und Centralſtaat ſey, und alſo wahrſcheinlich den Sitz der Regierung behalten würde, wenn dieſer Vorſchlag nicht in Ausübung gebracht würde, welches ſich am meiſten demſelben widerſetzte. Zuletzt willigte es ein; aber nur unter der Bedingung, daß der Congreß ſich ſo lange in Philadelphia verſammeln ſollte, bis die neue Stadt zu deſſen Aufnahme bereit ſeyn würde. Es ſchmeichelte ſich dabei mit der Hoffnung, daß in der Folge ſo viele Einwürfe gegen die Verlegung der Regierung, und ſo viele Schwierigkeiten gegen die Erfüllung dieſes Plans ſich erheben würden, daß man ihn am Ende ganz aufgeben würde. Der ſcharfen Urtheilskraft des Generals Washington, der damals Präſident war, wurde es nun überlaſſen, eine Stelle aufzuſuchen, die für die Föderalſtadt am beſten berechnet wäre. Nach reifer Berathſchlagung erwählte er dazu eine Lage am Ufer des Potowmack-Fluſſes; eine Lage, die von der Natur nicht allein zu einer großen Stadt, ſondern beſonders auch zum Sitz der Hauptſtadt der vereinigten Staaten, ausgezeichnet zu ſeyn ſchien.

Bei der Wahl dieſer Stelle waren zwei Punkte beſonders in Erwägung zu ziehen; erſtlich, daß ſie in Rückſicht der andern Staaten, ſo nahe am Mittelpunkte liegen möchte, als möglich; und zweitens, daß ſie eine für den Handel vortheilhafte Lage haben möchte, ohne welches nicht erwartet werden könnte, daß die Stadt ſich je durch Größe oder Glanz auszeichnen würde; und es ließ ſich doch erwarten, daß die amerikaniſche Nazion wünſchen würde, die Hauptſtadt ihres Landes ſo prächtig als möglich zu haben. Dieſe beiden weſentlichen Punkte ſind ſo glücklich, als man es nur wünſchen konnte, in der dazu erwählten Stelle mit einander verbunden. Die nördliche und ſüdliche Gränze der vereinigten Staaten, liegt auf dem 46 und 31ſten Grad nördlicher Breite. Die Breite der neuen Stadt iſt 38° 53′ nördlich, ſo daß ſie bis auf 23′ genau zwiſchen den beiden äußerſten Gränzen liegt. In keinem Theile von Nordamerika, ausgenommen im engliſchen Gebiete, am St. Lorenz-Fluſſe, giebt es einen, ſo tief im Lande nach Weſten hin liegenden Hafen, indem die Entfernung deſſelben vom Meere nicht weniger als zweihundert und achtzig Meilen beträgt. Wenn man weiter nach Weſten gegangen wäre, würde ſich wahrſcheinlich eine noch mehr centrale Lage gefunden haben; aber dann würde es eine inländiſche geweſen ſeyn, die für den Handel ſehr ungünſtig geweſen wäre. Die Größe aller amerikaniſchen Städte, iſt bisher mit ihrem Handel, und vorzüglich mit dem ins Innere des Landes im Verhältniß geweſen. Dieſer Handel beſteht darin, daß die Bewohner der weſtlichen Theile der vereinigten Staaten, mit gewiſſen fremden Manufaktur-Artikeln verſehen werden, welche ſich ſelbſt zu verfertigen, es ihnen bis jetzt noch nicht vortheilhaft ſcheint. Auch ſteht nicht zu erwarten, daß ſie in vielen Jahren noch dies der Mühe werth halten werden, ſo lange noch Ländereien wohlfeil bleiben, und dieſe Artikel

unter billigen Bedingungen eingeführt werden können. Die Artikel, welche beſonders verlangt werden, beſtehen in Metallwaaren, wollenen Zeugen, bunten Kattunen, geſtrickten Sachen, Hüten, irdenen Waaren ꝛc. aus England, in Koffee, Rum, Zucker*) aus Weſtindien; in Thee, groben Mußlin und Callicos aus Oſtindien. Dagegen ſenden die Bewohner der innern Niederlaſſungen die verſchiedenen Arten derjenigen Produkte zur Ausführung hinunter, die das Land gewährt: Weitzen und Mehl, Pelzwerk, Häute, Reiß, Indigo, Taback, Pech, Theer ꝛc. Es iſt daher ſehr einleuchtend, daß die beſte Lage für eine Handelſtadt an einem langen ſchiffbaren Fluſſe ſeyn müſſe, ſo daß die Stadt freie Ausfuhr zur See haben, und ſo im Stande ſey, auswärtige Handlung zu treiben, und zu gleicher Zeit durch Hülfe ausgedehnter Waſſer-Communicationen in einer entgegen geſetzten Richtung mit den entfernten Theilen des Landes handeln zu können. Keine der inländiſchen Städte iſt bis jetzt zu einer beträchtlichen Größe gekommen. Lancaſter, die größte Landſtadt in ganz Ameka, enthält nur neunhundert Häuſer, und iſt beinahe doppelt ſo groß als irgend eine andere inländiſche Stadt. Auch blühen diejenigen Seeſtädte nicht, die nicht zugleich eine gute Lage für den inländiſchen Handel haben. Die Wahrheit dieſes Satzes muß in die Augen fallen, wenn man die Ueberſicht einiger der vorzüglichſten Städte der vereinigten Staaten nimmt.

Wir wollen mit Boſton, der größten Stadt in Norden von Neu-York, und einer der älteſten der vereinigten Staaten den Anfang machen. Obwohl es den vortreflichſten Hafen hat, und immer von einer ſehr unternehmenden induſtriöſen Menſchenklaſſe bewohnt

*) Zucker wird nicht ſehr weit ins Land hinein geſandt, da er mit weit wenigeren Koſten aus dem Zucker-Ahorn erhalten werden kann.

geworden iſt, ſo ſteht es doch ſowohl an Größe als Handlung Baltimore nach, was vor dreißig Jahren nur der Aufenthalt einiger weniger Fiſcher war, und zwar daher, weil es keinen Fluß in der Nähe hat, der mehr als ſieben Meilen aufwärts ſchiffbar wäre, und weil die weſtlichen Theile des Staats Maſſachuſets, von dem es die Hauptſtadt iſt, weit beſſer mit allen Bequemlichkeiten, die den Nordfluß hinauf gebracht werden; und unter weit vortheilhafteren Bedingungen von Neu-York verſehen werden können, als wenn dieſe Artikel über Land von Boſton kämen. Auch nimmt Boſton keinesweges in demſelben Verhältniſſe als die anderen Städte zu, die einen weit hingehenden Handel mit den Bewohnern des inneren Landes haben. Aus derſelben Urſache finden wir nicht, daß irgend eine der Seeſtädte von Rhode-Island und Connecticut ſehr ſtark zunehmen; im Gegentheil iſt New-Port, die Hauptſtadt von Rhode-Island, das einen Hafen hat, der für einen der beſten in den vereinigten Staaten gehalten wird, jetzt ſehr im Verfall. New-Port enthält tauſend Häuſer; keine der andern Städte zwiſchen Boſton und Neu-York enthält deren mehr als fünfhundert.

Wir kommen jetzt zu Neu-York, welches den zwiefache Vortheil genießt, einen vortreflichen Hafen und einen großen ſchiffbaren Fluß zu haben, welcher mit den innern Theilen des Landes eine Communication eröffnet; und hier finden wir eine blühende Stadt, die vierzigtauſend Einwohner enthält *), und über alle Begriffe zunimmt. Der Nord-oder Hudſons-Fluß, an deſſen Mündung Neu-York ſteht, iſt von hier bis hundert und dreißig Meilen aufwärts für große Schiffe, und für Schaluppen von achzig Tonnen Laſt bis Al-

*) Man kann ſechs Einwohner auf jedes Haus in den vereinigten Staaten rechnen.

b a n y befahrbar; kleinere Fahrzeuge können noch weiter hinaufgehen. Ungefähr neun Meilen oberhalb A l b a n y fällt der M o h a w k = Fluß in den H u d ſ o n. Durch dieſen, ſo wie durch W o o d = C r e e k, den O n e i d a = See, und den O s w e g o = Fluß, wird eine Communication mit dem See O n t a r i o eröffnet. Auf dieſer Route ſind verſchiedene Stellen, wo man über Landſtrecken gehen muß, aber ſie wird dennoch ſtark beſucht, und wenn die Jahrszeit nicht zu trocken iſt, wird eine Menge von Böten auf derſelben gebraucht, um Güter zu verſchiffen. Bei anhaltender Dürre fällt das Waſſer oft ſo ſehr, daß ſelbſt für ein leeres Boot nicht genug vorhanden iſt. Doch allen dieſen Hinderniſſen kann und wird eines Tages durch Hülfe der Kunſt abgeholfen werden. Der O s w e g o vereinigt ſich, ehe er in den See O n t a r i o fällt, mit dem S e n e c a = Fluß, welches nach der Reihe einen Eintritt in die Seen C a y u g a, S e n e c a und C a n a d a q u a = gewährt. Der See S e n e c a, als der längſte von ihnen, iſt vierzig Meilen lang; ein Schoner von ſiebzig Tonnen Laſt, wird beſtändig darauf beſchäftigt. Die Ufer dieſes Sees ſind dichter bewohnt, als die anden Theile des benachbarten Landes, aber die Bevölkerung des ganzen, zwiſchen den Flüſſen G e n e ſ e e und H u d ſ o n liegenden, hundert und fünfzig Meilen breiten Landſtrichs, iſt in erſtaunender Zunahme. Dieſe ganze Gegend weſtlich des H u d ſ o n s = Fluſſes, zugleich mit dem öſtlichen Lande, welches die innern Theile der Staaten M a ſ ſ a c h u ſ e t und C o n n e c t i c u t, und den ganzen Staat V e r m o n t begreift, wird durch N e u = Y o r k mit europäiſchen Manufakturwaaren und weſtindiſchen Produkten ꝛc. verſehen, zwar nicht unmittelbar von dieſer Stadt, ſondern von A l b a n y, H u d ſ o n und andern Städten des N o r d = Fluſſes, die mit N e u = Y o r k handeln, und Mittelplätze für die Niederlage der Güter ſind, die von den weſtlichen Landen

kommen und dahin gehn. Albany fängt freilich ſelbſt ſchon an, Güter aus Weſtindien einzuführen, aber die meiſte Handlung deſſelben iſt doch noch mit Neu-York. Nichts kann mehr dazu dienen die Vortheile zu zeigen, welche aus einer Handelsverbindung mit dem weſtlichen Gebiet erwachſen, als das ſchnelle Aufblühn der Handelsſtädte vom zweiten Range am Nord-Fluſſe. In Albany nimmt die Zahl der Häuſer eben ſo ſchnell zu, als in Neu-York. Es ſind jetzt ſchon über eilfhundert Häuſer daſelbſt, und in Hudſon, welches erſt im Jahre 1783 angelegt wurde, ſind ſchon mehr als dreihundert und dreiundzwanzig Wohnungen. Die Stadt iſt an der öſtlichen Seite des Nord-Fluſſes, hundert und dreißig Meilen oberhalb der Mündung deſſelben. Auch wird durch den Nordfluß und den See Champlain ein Handel mit Montreal in Canada unterhalten.

Philadelphia, die größte Stadt der Union, iſt ſichtbar durch ihren ausgedehnten inländiſchen Handel, zu dieſem Zuſtande des Vorranges gelangt: an der einen Seite hat es den Fluß Delaware, der für Schaluppen bis fünf und dreißig Meilen oberhalb der Stadt, und für Böte von acht bis neun Tonnen, noch hundert Meilen weiter hinauf fahrbar iſt. An der andern Seite iſt der Schuylkill, der, ausgenommen bei den Fällen, bis neunzig Meilen weit hinauf ſchiffbar iſt. Aber das dieſen Flüſſen benachbarte Land iſt nur ein kleiner Theil desjenigen, mit dem die Stadt handelt. Es werden Güter nach Harrisburgh, einer Stadt an dem Susquehannah geſchickt, und von dort dieſen Fluß hinauf gehend, und über das ganze benachbarte Land verbreitet. Der öſtliche Zweig des Susquehannah, iſt bis zweihundert und fünfzig Meilen oberhalb Harrisburgh ſchiffbar. Dieſer Ort, der im Jahr 1786 kaum den Namen eines Dorfes verdiente, enthält jetzt über dreihundert Häuſer. Auch

handelt Philadelphia vermittelſt Frachtwagen mit den weſtlichen Theilen von Pennſylvanien, ſelbſt bis nach Pittsburg, welches am Ohio liegt, ferner mit den weſtlichen Theilen von Virginien, und, ſonderbar genug! mit Kentucky, ſiebenhundert Meilen entfernt.

Die bisher genommene Ueberſicht iſt hinreichend zu zeigen, daß der Flor der Städte in den vereinigten Staaten von ihrem Handel, und vorzüglich von demjenigen abhängt, der mit dem Innern des Landes getrieben wird, und daß die Städte, deren Lage für dieſen inländiſchen Handel am bequemſten iſt, zugleich diejenigen ſind, welche den größten Antheil an demſelben haben. Jetzt iſt es Zeit genauer zu unterſuchen, in wiefern die Lage der Föderalſtadt dem Handel günſtig iſt oder nicht.

Der Patowmack entſpringt an der Nordweſtſeite der Allegbanny-Gebürge, und fällt nachdem er über vierhundert Meilen in einer ſchlängelnden Richtung fortgelaufen iſt, in die Cheſapeak-Bay. Bei ſeiner Ergießung in die Bay, iſt er ſieben und eine halbe Meile breit; dreißig Meilen höher hinauf, bei Nominy-Bay, vier und eine halbe; bei Aquia drei; bei Hallowing-Point anderthalb, und bei Alexandria, und von dort nach der Föderalſtadt, iſt er eine und eine Viertelmeile breit. Die Tiefe des Waſſers iſt bei ſeiner Mündung ſieben Faden; bei St. Georgi-Inſel fünf; bei Alexandria vier, und von der nach Waſhington ſieben Meilen weit, drei Faden. Die Schiffahrt auf dem Patowmack, iſt von der Cheſapeak-Bay bis zur Stadt, hundert und vierzig Meilen weit außerordentlich ſicher, und ſo leicht, daß jeder Schiffer von den gewöhnlichſten Fähigkeiten, der einmal den Fluß hinaufgeſegelt iſt, es ohne Lootſen wagen kann, ein Schiff das zwölf Fuß tief geht, hinauf zu bringen. Dies könnte von keinem andern Fluſſe in Amerika, von dem St. Lorenz-

Strom, bis zum Miſſiſſippi, geſagt werden. In ſeinem Lauf nimmt er verſchiedene große Ströme auf, wovon der größte ſich bei der Föderalſtadt in ihn ergießt. Dieſer Fluß führt den Namen des öſtlichen Zweiges des Patowmacks; aber er verdient kaum dieſen Namen, da er ſich nicht mehr als dreißig Meilen weit ins Land erſtreckt. Bei ſeiner Mündung iſt er beinahe ſo breit als der Hauptfluß, und dicht an der Stadt iſt das Waſſer an manchen Stellen noch dreißig Fuß tief. Tauſende von Schiffen könnten hier im Schuze vor allen Gefahren liegen, die entweder von Windſtößen, oder durch das Aufbrechen des Eiſes nach einem ſtrengen Winter entſtehen. Auf dieſe Weiſe ſcheint es, daß die Bundes-Stadt eine der vorzüglichſten Eigenſchaften beſitze, ſie zu einem wichtigen Orte zu erheben, nämlich einen guten Hafen, der einen freien Zugang zum Ocean hat. Es wird ſich gleichfalls zeigen, daß ſie eben ſo gut zu dem Handel mit dem Innern des Landes gelegen iſt.

Das Waſſer des Patowmacks behält beinahe dieſelbe Tiefe, die es bei der Stadt hat, bis eine Meile weiter hinauf, wo in der Mitte des Fluſſes ſich ein hoher Fels erhebt, an deſſen beiden Seiten Sandbänke liegen. Es heißt, daß ein tiefer Kanal zwiſchen dem Felſen und dem Ufer iſt; aber er iſt ſo verwickelt, daß es gefährlich ſeyn würde, es zu verſuchen, ein großes Schiff dadurch zu führen. Indeß iſt die Schiffahrt bis an die Waſſerfälle fünf Meilen weiter für kleine Fluß-Fahrzeuge ſicher. Hier iſt ein Kanal, der ſich zwei und eine halbe Meile in der Länge dieſer Fälle oder Strohmſchnellen erſtreckt, zu Stande gebracht, welcher bis an die großen Fälle geht, die ſieben Meilen von den andern entfernt ſind. Hier hat das Flußbett auf eine und eine Viertelmeile eine Abdachung von ſechs und ſiebzig Fuß. Man hat daher die Abſicht, auch hier einen Kanal zu graben, von dem ſchon ein Theil fertig iſt, und

es wird alle Mühe angewandt das Ganze in Eile zu vollenden. Von hier bis Fort Cumberland, hundert und ein und neunzig Meilen oberhalb der Föderalſtadt, iſt eine freie Schiffahrt, und Böte gehen hier beſtändig auf und nieder. Jenſeits dieſes Forts iſt die Flußfahrt an unzähligen Stellen gehemmt; aber es iſt eine Möglichkeit ſie zu eröffnen, und ſobald als die zu dieſem Zwecke vereinigte Geſellſchaft, einen hinreichenden Fond hat, wird es gewiß geſchehen. Von dem Orte bis zu welchem die Schiffahrt des Patowmack's, wie man ſagt, eröffnet werden kann, iſt der Weg über Land nach Cheat-River, nur ſieben und dreißig Meilen lang. Dieſer letzte Fluß iſt noch zur Zeit nicht mehr als fünfzig Meilen oberhalb ſeiner Mündung ſchiffbar; aber er kann für Böte ſchiffbar gemacht werden, und zwar ſo weit hinauf, daß nur die ſchon erwähnte kleine Transportſtelle, ſich zwiſchen den ſchiffbaren Theilen der beiden Flüſſe befinden wird. Die Dinge werden nur durch Vergleichung groß oder klein, und eine Landſtrecke von ſieben und dreißig Meilen wird für ſehr klein angeſehn werden, wenn man findet, daß er einer inländiſchen Schiffahrt von mehr als zwei tauſend ſieben hundert Meilen, die einzige Unterbrechung giebt, von welchen zwei tauſend ein hundert und drei und achtzig Meilen ſtromabwärts gehen. Der Cheat-Fluß iſt bei ſeiner Mündung zweihundert Klafter (Yards) breit, und fällt in den Monongahela, der nach Pittsburgh geht, und dort den Alleghanny aufnimmt. Dieſe beiden vereint, bilden den Ohio, der nach einem Lauf von tauſend ein hundert und drei und achtzig Meilen — in welchem er vier und zwanzig andere beträchtliche Flüſſe aufnimmt, deren einige ſechshundert Klafter an ihrer Mündung breit, und hunderte von Meilen ins Land hinein ſchiffbar ſind — ſich in den Miſſiſſippi ergießt.

Wenn man die Ausdehnung des Landes, welches ſo der Föderalſtadt durch Waſſer-Verbindung eröffnet wird, betrachtet; wenn man erwägt, daß es wegen der Fruchtbarkeit des Bodens dreimal ſo viele Einwohner ernähren kann, als die ganze Zahl derjenigen, die in den vereinigten Staaten gefunden werden; daß die Bevölkerung daſelbſt gegenwärtig ſchneller zunimmt, als in irgend einem andern Theile von Nordamerika: ſo hat man gegründete Urſache zu glauben, daß die Föderalſtadt, ſobald die Navigation vervollkommnet iſt, äußerſt ſchnell empor kommen werde, und daß in der Zukunft, wenn die Angelegenheiten der vereniigten Staaten ſo glücklich von Statten gehen, als bisher, ſie das große Emporium des Weſten, und an Größe und Glanz die Rivalin aller Städte in der alten Welt werden werde.

Die Stadt iſt auf einer Landzunge angelegt, die von dem öſtlichen und weſtlichen oder Hauptzweige des Patowmak gebildet wird. Dieſe Landzunge mit dem benachbarten Gebiet, welches im Ganzen zehn Quadrat-Meilen enthält, wurde dem Congreß von den Staaten Maryland und Virginien abgetreten. Der Grund, auf dem die Stadt unmittelbar liegt, war das Eigenthum von Privatleuten, die gern der Hälfte deſſelben zu Gunſten des Congreſſes entſagten, überzeugt, daß der Werth der andern Hälfte ſteigen, und ſie für ihren Verluſt reichlich ſchadlos halten werde. Der Vortheil, welcher aus dem Verkauf des dem Congreß auf dieſe Weiſe abgetretenen Theils entſteht, ſoll, wie man ſagt, die Koſten der öffentlichen Gebäude, und der Bewäſſerung der Stadt, ſo wie die der Bepflaſterung und Beleuchtung beſtreiten. Der Plan der Stadt wurde von einem Franzoſen Namens l' Enfant, nach einem Maaße entworfen, das für die Ausdehnung eines Landes von zwölfhundert Meilen in der Länge, und Tauſend in der

Breite, dem ſie zur Hauptſtadt dienen ſoll, ganz paßlich iſt; denn der dazu ausgezeichnete Grund, hält vierzehn Meilen im Umfange. Die Straßen laufen nach Norden, Süden, Oſten und Weſten; aber um die Einförmigkeit zu vermeiden, die nothwendig daraus entſtehen muß, daß ſich alle Straßen in rechten Winkeln durchſchneiden, werden in verſchiedenen Theilen der Stadt Avenüen angelegt, welche in die Schräge laufen, und an unterſchiedlichen Stellen, wo ſich dieſe Avenüen ſchneiden, ſollen geründete Plätze hinkommen. Die Straßen, welche einander in rechten Winkeln durchſchneiden, ſind neunzig bis hundert Fuß breit; die Avenüen hundert und ſechzig Fuß. Jede derſelben wird nach einem Staate genannt, dem auch ein geründeter Platz, als eine paßliche Stelle für Statuen, Säulen ꝛc. ꝛc. angewieſen wird, welche die Bewohner eines ſolchen Staats in der Zukunft dem Andenken großer Männer, die in ihrem Lande erſcheinen möchten, errichten können. Auf einer kleinen Anhöhe weſtwärts des Capitols, ſoll eine Statue des Generals Washington zu Pferde zu ſtehen kommen.

Auf dem erhöhteſten Theile der Stadt, der auch zugleich ſo ziemlich im Mittelpunkte derſelben liegt, wird jetzt das Capitol erbaut. Von dieſem Flecke hat man eine völlige Ueberſicht über jeden Theil der Stadt, und zugleich über das benachbarte Land. In dem Capitol werden geräumige Zimmer zur Dispoſition des Congreſſes angelegt; ſo wie auch die vorzüglichſten Büreaus des exekutiven Theils der Regierung, und die Gerichtshöfe ſich hier befinden werden.

Das Haus des Präſidenten ſteht nordweſtlich vom Capitol, in der Entfernung von ungefähr einer und einer halben Meile. Es iſt auf einer kleinen Anhöhe erbaut, nicht weit vom Patowmack, und genießt eine prächtige Ausſicht auf den Fluß, und das fruchtbare Land jenſeits deſſelben. Hundert Aecker

Landes werden nach der Seite des Fluſſes hin, in der Nähe des Hauſes zu Gärten ꝛc. gelaſſen. Südlich von dieſem wird ein großer Park ſeyn, der in öſtlicher Richtung von dem Fluſſe nach dem Capitol laufen ſoll. Die Gebäude an beiden Seiten dieſes Parks ſollen alle in ihrer Art elegant ſeyn. Unter der Zahl derſelben werden ſich auf öffentliche Koſten erbaute Häuſer für die Miniſter, und ſo weiter, befinden. An dem öſtlichen Zweige iſt eine große Stelle zum Marien-Hoſpital und deſſen Garten abgeſteckt. Verſchiedene andere Plätze ſind für Kirchen, Theater, Collegien ꝛc. beſtimmt. Der Boden innerhalb der Stadt im allgemeinen, erhebt und ſenkt ſich auf eine angenehme Weiſe; die Erhebungen ſind aber niemals ſo groß, daß ſie in einer Stadt unangenehm werden könnten. Der Boden beſteht vorzüglich aus einem gelben mit Sand gemiſchten Lehm. Es ſind viele vortrefliche Quellen in der Stadt, und an den meiſten Stellen kann man durch Graben von Brunnen leicht Waſſer erhalten. Auch giebt es hier zwei Ströhme, welche durch die Stadt laufen, nemlich Reedy Branch und Tiber Creek. Die ſenkrechte Höhe der Quelle des letztern über der Fläche des Waſſer, iſt zweihundert ſechs und dreißig Fuß.

In den ergangenen Verordnungen war feſtgeſetzt, daß alle Häuſer von Ziegel- oder andern Steinen erbauet werden, die Mauern derſelben dreißig Fuß hoch, und mit der Linie der Straße parallel ſeyn ſollten; doch ſo, daß es dem Anbauer frei gelaſſen wurde, entweder an derſelben oder etwas weiter zurück zu bauen, wie es ihm gefiele. Indeß ſind doch viele hölzerne Wohnungen errichtet worden, aber die Eigenthümer derſelben haben die Weiſung erhalten, ſie nicht für permanent anzuſehen. Sie ſollen nur bis zu einer gewiſſen Zeit verſtattet, und dann vernichtet werden. Drei Kommiſſäre, die in dem Orte ſelbſt wohnen, ſind

von dem Präſidenten mit einem gewiſſen Gehalte angewieſen, die Aufſicht über die öffentlichen und andern Gebäude zu führen, und alles, was die Stadt betrifft, zu reguliren.

Die einzigen öffentlichen Gebäude, woran bis jetzt gearbeitet wird, iſt das Präſidentenhaus, das Capitol und ein großes Hotel. Das von auſſen beinahe fertige Präſidentenhaus, iſt drei Stockwerk hoch, und von Quadern erbaut. Der vorzüglichſte Saal darin iſt von ovaler Form. Dies iſt ohne Zweifel das ſchönſte Gebäude im Lande, und die Architektur deſſelben wird von einem Volke ſehr erhoben, das nie etwas beſſeres geſehn hat, aber ſie kann keine kritiſche Unterſuchung aushalten. Viele Leute tadeln es, weil es zu groß und zu prächtig für das Wohnhaus irgend einer Perſon in einem republikaniſchen Staate iſt; und in der That iſt es auch eine lächerliche Wohnung für einen Mann, der einen Jahrgehalt von nicht mehr als 5625 Pfund Sterling bekömmt, und dies in einem Lande, wo die Koſten des Lebens-Unterhalts weit größer ſind, als ſelbſt in London.

Das Hotel iſt ein großes, von Ziegeln erbautes Haus, das mit Quadern verziert iſt. Es ſteht zwiſchen dem Präſidentenhauſe und dem Capitol. Im Anfange des Jahres 1796, als ich es zuletzt ſah, war es unter Dach gebracht, und es wurde alle Mühe angewandt, es mit der größten Schnelligkeit zu vollenden. Es iſt nichts weniger als ſchön. Das Capitol war zu der Zeit nur wenig über ſeinen Grund erhoben.

Die Steine, wovon das Präſidentenhaus erbaut iſt, und wovon man alle öffentliche Gebäude erbauen wird, ſind dem Anſehn nach denen ſehr ähnlich, die in Portland in England gefunden werden, aber einer der Steinhauer, welcher die Portland-Steine in England oft bearbeitet hatte, verſicherte mich, daß ſie von

weit größerer Güte wären, da ſie ſo fein wie Marmor behauen werden könnten, ohne dem Angriffe des Regens oder Froſtes unterworfen zu ſeyn. An den Ufern des Patowmack, giebt es unerſchöpfliche Gruben von dieſen Steinen; auch hatte man gute Proben von gewöhnlichem Marmor gefunden, und an einigen Stellen des Fluſſes, findet man vortreflichen Schiefer in großer Menge, ſo wie auch Pflaſter- und Kalkſteine. Gute Kohlen giebt es hier gleichfalls.

Die Privathäuſer ſind alle einfache Gebäude; die meiſten ſind auf Spekulation erbaut, und ſtehen noch leer. Die größte Zahl derſelben ſteht an dem Hauptfluſſe bei Green Leafs Point, eben oberhalb des Einfalls des öſtlichen Arms, in den erſteren. Dieſer Ort iſt von den meiſten als die bequemſte Stelle für den Handel angeſehn; aber andere ziehen das Ufer des öſtlichen Zweiges, wegen der Vorzüglichkeit des Waſſers und der großen Tiefe deſſelben nahe beim Ufer vor. Es giebt noch verſchiedene andere Lieblingslagen, deren Wahl bloß eine Sache der Spekulation iſt. Einige ſind in der Nähe des Capitols gebaut, welches die bequemſte Lage für Wohnungen der Glieder des Congreſſes iſt; andere wählen die Nachbarſchaft des Präſidentenhauſes, noch andere ziehen das weſtliche Ende der Stadt, wegen der Nähe von George-Town vor, in der Meinung, daß, da der Handel hier ſchon im Blühen iſt, er ſich von hieraus in die Stadt verbreiten müſſe. Wenn die Häuſer, die ſchon erbaut ſind, alle auf einer Stelle zuſammen lägen, ſo würden ſie ſchon ein ſehr bedeutendes Anſehn haben, aber da ſie umher zerſtreut ſind, ſo kann der Zuſchauer kaum etwas bemerken, was eine Stadt heißen kann. Die Straßen und Avenüen, und ein kleiner Theil des Grundes, in der Nähe der öffentlichen Gebäude ausgenommen, iſt der ganze Platz mit Bäumen bedeckt. In der Nothwendigkeit zu ſeyn, vielleicht eine oder zwei Meilen durch einen tiefen Wald zu gehn, um in ſeines nächſten

Nachbarn Haus zu kommen, iſt, wie ich glaube, ein eben ſo ſeltſamer als neuer Umſtand. Die Zahl der Einwohner dieſer Stadt belief ſich im Frühjahre 1796, auf ungefähr fünftauſend, die Handwerker mit eingerechnet, die bei weitem den größten Theil davon ausmachten. Eine Menge von Fremden geht gewöhnlich über dieſen Ort hin und her, der den Betrachtungen ein ſo weites Feld darbietet.

Ich muß zu dem, was über dieſen Gegenſtand bisher geſagt iſt, nur noch die Betrachtung hinzufügen, daß ungeachtet alles deſſen, was an der Stadt gethan iſt, und ungeachtet der großen Geldſummen, die darauf verwandt ſind, es dennoch ſehr viele Leute in den vereinigten Staaten, nördlich des Patowmack, und beſonders in Piladelphia giebt, die der Verlegung des Sitzes der Regierung dorthin, noch ſehr entgegen ſind, und alles thun was in ihrer Macht beſteht, den Fortgang der Gebäude in der Stadt zu hemmen, und den Congreß abzuhalten, ſich zur feſtgeſetzten Zeit dort zu verſammeln. Im Frühlinge des Jahres 1796, als ich zuletzt durch dieſe Stadt kam, war der Bau des Capitols wegen Mangel an Gelde, gänzlich in Stillſtand gerathen. Die öffentlichen Lots waren in ſehr niedrigem Preis, und die Commiſſäre waren nicht geneigt über ſie zu disponiren. Sie wandten ſich daher an den Congreß mit der Bitte, daß das Haus die Gewähr einer Anleihe von 300,000 Dollars übernehmen möchte, ohne welche ſie nicht mit dem Bau der öffentlichen Gebäude fortfahren könnten, wenn ſie nicht die Lots mit großem Nachtheil, und zum äußerſten Schaden der Stadt, verkaufen ſollten. Aber ſo groß war die Opposizion, daß die Bittſchrift mehrere Wochen auf dem Tiſche liegen blieb, ohne daß darauf geachtet wurde. Auch wurde die Bitte nicht eher erfüllt, bis einige Herren, die ſehr tief in dem Fortgange der Stadt intereſſirt waren, bei den einzelnen Mitgliedern herumgingen,

und ſie in Perſon erſuchten, der Maaßregel ihren Beifall zu geben. Die Leute, welche dem Bau der Stadt Washington entgegen ſind, behaupten, daß ſie nie ein Ort von Wichtigkeit werden könne, und daß alle die, welche anderer Meinung wären, durch die Vorſpiegelungen einiger wenigen enthuſiaſtiſchen Perſonen irre geleitet ſeyen. Sie gehen ſelbſt ſo weit, zu behaupten, daß das Volk in den öſtlichen Gegenden, es nie zugeben werde, daß die Regierung ſich ſo weit von ihnen entfernen, und den Congreß an einem Orte ſich verſammeln zu ſehen, der nicht viel mehr als ein Wald ſey, wo es unmöglich ſeyn werde, über kommerzielle Punkte Belehrung zu erhalten; und ſie verſichern endlich, daß, wenn die Entfernung des Congreſſes von Philadelphia Statt finden ſollte, eine Trennung der Staaten unvermeidlich erfolgen würde. Dies iſt die Sprache, die ſie führen; aber ihre Oppoſition entſteht in der That aus der Eiferſucht, welcher engherzige Menſchen nur zu oft im Handel gegen einander fähig ſind, wenn ihr gegenſeitiges Intereſſe an einander ſtößt. Dieſe Leute wollen die Stadt Washington unterdrücken, da ſie noch in ihrer Kindheit iſt, weil ſie wiſſen, daß, wenn der Sitz der Regierung dorthin verlegt werden wird, der Ort aufblühen, und einen beträchtlichen Theil des Handels erhalten werde, welcher jetzt in Philadelphia, Baltimore und Neu-York koncentrirt iſt. Indeß iſt es falſch ſich einzubilden, daß dies den verſchiedenen Städten ſchaden werde; im Gegentheil, wenn auch ein Theil des Handels, den ſie jetzt genießen, ihnen entzogen werden ſollte, würde doch die Zunahme der Bevölkerung in dieſem Theile des Landes, welchen ſie mit Waaren verſehen, ſo groß ſeyn, daß im Ganzen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, derſelbe nach der Erbauung der Stadt

Waſhington, ausgedehnter ſeyn würde, als er je zuvor war.

Indeß wünſcht eine große Majorität des Volks in den vereinigten Staaten, daß die Verlegung des Sitzes der Regierung Statt finden möge, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie zur beſtimmten Zeit Statt finden werde. Die Mißhelligkeiten, wozu die entgegengeſetzte Maaßregel in der That in den ſüdlichen Staaten Gelegenheit geben könnte, würden beunruhigend ſeyn, und wenn ſie keine gänzliche Trennung der ſüdlichen Staaten von den nördlichen veranlaßten, ſo würden ſie doch gewiß die Einigkeit zerſtöhren, die bis dahin unter ihnen obgewaltet hat.

Fünfter Brief.

Nachricht von Alexandria — Mount Vernon, der Sitz des Generals Washington — Schwierigkeit den Weg dahin durch die Waldung zu finden — Beſchreibung des Berges und der Ausſichten von ihm — Beſchreibung des Hauſes und der Ländereien — Sklaven auf Mount Vernon — Gedanken darüber — Eine Perſon auf Mount Vernon die Fremden aufzunehmen — Rückkehr nach Washington.

Philadelphia, im Dezember.

Mein lieber Freund!

Von Washington reiſte ich nach Alexandria, ſieben Meilen den Fluß weiter hinunter, welches eine der artigſten Städte in den vereinigten Staaten iſt. Die Häuſer ſind gröſtentheils von Ziegelſteinen und einige von ihnen ſind äußerſt gut gebaut. Die Straßen durchſchneiden einander in rechten Winkeln; ſie ſind bequem, und gut gepflaſtert. Neun Meilen unterhalb dieſes Platzes, liegt am Ufer des Patowmack, Mount Vernon, der Sitz des Generals Washington; indeß iſt der Landweg dahin von Alexandria, wegen der zahlreichen kleinen Flüſſe (Creeks), die ſich in den Potowmack ergießen, und über die man nicht ſo nahe an ihren Mündungen kommen kann, beträchtlich weiter.

Dicke Waldungen ſtehen noch innerhalb vier oder fünf Meilen von dieſem Ort. Die Wege durch dieſelben ſind ſehr ſchlecht, und es kreuzen ſich ſo viele von ihnen nach verſchiedenen Richtungen, daß es eine Sache von ſehr großer Schwierigkeit iſt, den rechten auszu-

finden. Ich fuhr von Alexandria in Begleitung eines Herrn ab, der vollkommen mit dem Wege bekannt zu ſeyn glaubte. Wäre er dies geweſen, ſo hätten wir Zeit genug gehabt Mount Vernon noch vor Abend zu erreichen; aber die Nacht überfiel uns, als wir noch im Walde herumwanderten. Wir bemerkten auch nicht die Spur eines menſchlichen Weſens, das uns zurechte weiſen konnte, und machten uns ſchon bereit, die Nacht im Wagen zuzubringen, als glücklicher Weiſe in einiger Entfernung ein Licht durch die Bäume erſchien. Es kam von einem kleinen Landhauſe, dem einzigen was für mehrere Meilen auf dem Wege lag. Nachdem wir theils zu Wagen, theils zu Fuße dahin gekommen waren, mietheten wir einen Neger zum Führer, der uns innerhalb einer Stunde zu dem Orte unſerer Beſtimmung führte. Des nächſten Morgens hörte ich von jemanden, der einige Tage vorher von zehn Uhr des Morgens, bis vier Uhr des Nachmittags herumgeritten, und nicht im Stande geweſen war, den Ort aufzufinden, obwohl er in der ganzen Zeit immer in der Entfernung von drei oder vier Meilen von demſelben geweſen war. Der Berg (Mount) iſt ein hoher Theil des Fluß-Ufers, welches ſich ſehr ſteil ungefähr zweihundert Fuß über die Fläche des Waſſers erhebt. Der Fluß iſt bei demſelben drei Meilen breit, und in der entgegengeſetzten Seite bildet er eine Bucht, von ungefähr derſelben Breite, die ſich beträchtlich weit in das Land hinein erſtreckt. Dies ſcheint beim erſten Anblick eine Fortſetzung des Fluſſes zu ſeyn; aber der Patowmack nimmt zwei oder drei Meilen oberhalb des Hauſes, eine ſehr plötzliche Wendung zur linken, und verſchwindet bald aus dem Geſichte. Zur rechten Hand hinunter hat man eine Ausſicht von ohngefähr zwölf Meilen. Das entgegengeſetzte Ufer von Maryland wechſelt auf das angenehmſte mit Hügeln und Thälern ab, die größtentheils mit Holz bedeckt ſind. Indeß

entdeckt man an einigen Stellen kleine Streifen kultivirten und mit Häuſern verzierten Bodens. Die ganze Gegend iſt äußerſt mahleriſch. Das Haus, welches ungefähr ſechzig Ruthen von dem Rande des Berges ſteht, iſt von Holz, das die Geſtalt und Farbe behauener Steine hat. Das Hinterhaus geht nach dem Fluß hin, und hat an dieſer Seite einen ſechs und neunzig Fuß langen Porticus, der von acht Pfeilern getragen wird. Die Façade iſt einfach, und nimmt ſich in der Entfernung ziemlich gut aus. Das Wohnhaus iſt in der Mitte, und ſteht durch einen bedeckten, in krummer Richtung laufenden Weg, mit den, an den Seiten befindlichen Flügeln in Verbindung. Hinter dieſen Flügeln ſind an der einen Seite die verſchiedenen Bedienten-Wohnungen, die zum Wohn- und Pachthauſe gehören, und an der andern die Gemächer für die Sklaven. Vor dem Hauſe befindet ſich in der ganzen Breite deſſelben ein Raſenplatz, um den ein mit Kies bedeckter Weg herumläuft, der mit Bäumen bepflanzt und durch Hecken an jeder Seite von dem Mayerhof und Garten getrennt iſt. Der Garten hat vollkommen das Anſehen einer Baumſchule, ſo wie auch alles, was man an dieſem Orte bemerkt, anzudeuten ſcheint, daß mehr auf Nutzen als auf Vergnügen geſehen werde. Der Grund hinter dem Hauſe iſt gleichfalls zu einem Raſenplatz, und der Abhang des Berges nach dem Waſſer hin, zu einem Thiergarten benutzt.

Die Zimmer im Hauſe ſind ſehr klein, Eins ausgenommen, welches nach dem Friedensſchluſſe zu Geſellſchaften erbauet iſt. Sie ſind alle nur ſimpel meublirt, und in vielen derſelben zerfallen die Meublen ſchon. Da General Washington in der That von jeher die größte Aufmerkſamkeit auf die öffentlichen Geſchäfte verwandt hat, und er dadurch genöthiget worden iſt, vorzüglich in Philadelphia zu wohnen,

hat Mount Vernon daher natürlich ſehr gelitten. Das Haus und die Bedienten-Wohnungen, ſo wie jeder andere Theil des Gebäudes ſind ſehr verfallen, und der alte Theil deſſelben iſt in einem ſo baufälligen Zuſtande, daß man mir ſagte, Washington wünſchte anſtatt dem alten etwas anzubauen, es gleich anfangs gänzlich niedergeriſſen, und ein ganz neues Haus erbaut zu haben. Der Boden in der Nachbarſchaft iſt kultivirt, aber die vorzüglichſten Ländereien liegen in der Entfernung von zwei bis drei Meilen.

Da faſt jeder Fremde, der durch das Land reiſt, nicht verſäumt Mount Vernon zu beſuchen, ſo wird während General Washingtons Abweſenheit eine Perſon dort gehalten, deren einziges Geſchäft es iſt Fremde zu empfangen. Gleich nach unſerer Ankunft wurde alle Sorge für unſere Pferde getragen, es wurden Better bereitet, und ein vortrefliches Nachteſſen angerichtet, dem es an Klaret und andern Weinen ꝛc. nicht fehlte.

Da die Jahreszeit jetzt zu weit fortgerückt war, das Land mit Vortheil zu unterſuchen, ſo ging ich in Virginien nicht weiter als Mount Vernon, und kehrte ſodann nach Washington zurück.

Sechster Brief.

Ankunft in Philadelphia — Einige Bemerkungen über das Klima der mittleren Staaten — Oeffentliche Fuhrwerke können wegen der ſchlechten Wege zwiſchen Baltimore und Philadelphia nicht fortkommen — Abreiſe von Baltimore während des Froſtes — Zuſammentreffen mit amerikaniſchen Reiſenden auf der Landſtraße — Ihr Betragen vor dem Abgange aus einem Wirthshauſe — Ankunft an den Ufern des Susquehannah — Fahrt über den gefrornen Fluß — Gefährliche Lage der Paſſagiere — Amerikaniſche Reiſende in einem Wirthshauſe an der andern Seite des Fluſſes — Ihre lärmenden Diſputazionen.

Philadelphia, im Februar.

Mein lieber Freund!

Nachdem ich eine Zeitlang in Washington, George Town und Blatimore zugebracht hatte, reiſte ich wieder nach dieſer Stadt ab, wo ich vor vier Tagen angekommen bin.

Die Monate Oktober und November ſind in den mittlern und ſüdlichen Staaten die angenehmſten im ganzen Jahre. Die Veränderungen des Wetters ſind dann weniger häufig, die Luft iſt größtentheils gelinde, und der Himmel heiter. In dieſem Jahre war die Luft ſo milde, daß ich in George-Town, ſelbſt in der zweiten Woche des Decembers, es ſehr angenehm fand, die Fenſter während des Mittagseſſens offen zu halten. Indeß war dies ein ungewöhnlicher Umſtand.

Ehe der December vorbei war, hatten wir in Maryland einige wenige kalte Tage, und während des Januars fiel zwei- oder dreimal Schnee; aber größtentheils blieb das Wetter bis zur letzten Hälfte des Ja-

nuar, in der ſich ein ſcharfer Nordweſt-Wind erhob, ſehr milde. Die Kälte dieſes Windes im Winter iſt erſtaunend, und übertrifft alle Begriffe, die wir in England davon haben können. Sobald er in den Winter-Monaten weht, entſteht augenblicklich Froſtwetter. In zwei Tagen war für diesmal der Susquehannah und Delaware übergefroren. Es fiel ein tiefer Schnee, der auf dem Boden zwei Fuß hoch liegen blieb, und alles hatte das Anſehn, als wenn ein ſtrenger und langweiliger Winter erfolgen würde. Indeß änderte ſich, noch ehe fünf Tage verfloſſen waren, der Wind wieder, und es thaute ſo ſtark, daß der Schnee am zweiten Tage gänzlich verſchwand und keine Spur von Froſt zu ſehen blieb, ausgenommen in den Flüſſen, wo noch große Stücken Eis herumtrieben.

Es war in der Mitte des December als ich Baltimore erreichte; aber die ſchlechten Wege hielten mich ab, eher nach Philadelphia zu gehn, als bis das Froſtwetter eingetretten wäre; denn ſie waren in ſolchem Zuſtande, daß ſelbſt die öffentlichen Poſtwagen während zehn bis zwölf Tagen verhindert wurden zu fahren. Der Froſt indeß trocknete ſie bald wieder, und machte ſie ſo gut wie im Sommer. Als das Froſtwetter am ſtrengſten war, ſetzte ich meine Reiſe fort. An dem Tage darauf, nachdem ich Baltimore verlaſſen hatte, ſtand Fahrenheits Thermometer bei Anbruch des Tages auf 7°. Ich habe es während des ganzen Winters nie wieder ſo niedrig gefunden.

Verſchiedene Reiſende hatten die erſte Nacht, da ich unterwegs war, mit mir in demſelben Hauſe ſtille gehalten, und wir frühſtückten des nächſten Morgens alle zuſammen ehe wir abreiſten. Die amerikaniſchen Reiſenden nahmen, bevor ſie ihre Reiſe fortſetzten, der dortigen Gewohnheit gemäß, einen herzlichen Trunk Eiermilch, welche aus friſcher Milch, Eiern, Rum und Zucker beſtand, die

derbe zuſammen geſchlagen wurden. Auch ſchienen ſie ſich nicht geringe Mühe zu geben, ſich gegen die Strenge des Winters mit Ueberröcken und Chenillen, mit wollenen Socken, Ueberzügen und langen Beinkleidern (Trowsers), mit doppelten wollenen Handſchuhen, und mit ſeidenen, über Ohren und Mund gehenden Taſchentüchern ꝛc. zu verſehen, ſo daß nichts von ihnen, als ihre Augen und Naſen, zum Vorſchein kommen konnte. Es machte mir und einem jungen Manne, der gerade aus Weſtindien kam, und mich nach Baltimore begleitete, vielen Spaß, die große Sorgfalt zu ſehen, mit der ſie ſich einhüllten; denn wir befanden uns, in unſerer gewöhnlichen Kleidung, warm genug. Es ſcheint indeß eine allgemein anerkannte Wahrheit zu ſeyn, daß fremde, ſelbſt aus Weſtindien kommende, und an ſtarke Kälte nicht gewöhnte Leute, im erſten Jahre ihrer Ankunft in Amerika, nicht ſo ſehr von der Strenge des Winters leiden, als die Weißen, die im Lande gebohren ſind. Alle Menſchen, denen wir auf der Straße begegneten, waren auf dieſelbe Weiſe eingehüllt, als die Perſonen, mit denen wir frühſtückten, und hatten ſeidene Tücher um den Kopf, ſo daß Mund und Ohren bedeckt waren

Gegen die Mitte des Tages kamen wir an den Susquehannah; ſo wie wir es vermutheten, war der Fluß völlig übergefroren. Es war nun die Frage, auf welche Weiſe wir hinüber kommen ſollten? Die Leute in dem Fährhauſe waren der Meinung, daß das Eis nicht ſtark genug ſey, an allen Theilen des Fluſſes zu tragen, und ſie bemerkten zugleich, daß es am Ufer ſehr dick wäre; daher es unmöglich ſey, vor Anbruch der Nacht einen Weg durchzuhauen. Da indeß eine große Menge Reiſender verſammelt war, die alle hinüber zu kommen wünſchten, und alle gleich abgeneigt waren, bis an den folgenden Morgen im Fährhauſe zu bleiben, um welche Zeit man ſich verſichert hielt, daß das Eis allenthalben halten würde: ſo ſahen ſich jene

am Ende überſtimmt, und man ſetzte ſich in Stand, einen Kanal durch den Fluß auszuhauen.

Der Paſſagiere waren zwölfe, nebſt vier Pferden. Die Mannſchaft des Fahrzeuges beſtand in ſieben Schwarzen, wovon drei mit großen Kolben auf der Bug des Boots ſtanden, um das Eis zu brechen; indem andere mit Schiffshacken das Boot vorwärts ſchoben. Die Arbeit der Leute in der Bug war ſo äußerſt mühſam, daß die andern ſie alle zehn Minuten ablöſen mußten. Am Ende einer halben Stunde waren ihre Hände, Arme, Geſichter und Hüte, ganz mit einer dicken Eisrinde bedeckt, welches von dem Waſſer herrührte, das während der wiederholten Kolbenſchläge in die Höhe ſprützte. Zwei Stunden verliefen, ehe die eine Hälfte des Weges aufgebrochen war; das Eis wurde weit dicker befunden, als man es ſich vorgeſtellt hatte, die Kolben waren zerſplittert, die Leute erſchöpft; und da ſie das Boot nur ein Paar Minuten an einer Stelle ſtill liegen ließen, wo das Eis beträchtlich dick war, befror es ſo ſtark, daß die äußerſte Anſtrengung der Mannſchaft und Paſſagiere vereint, nicht hinreichten es los zu machen.

In dieſer Lage hielten wir Berathſchlagung. Es war unmöglich, weder vorwärts noch rückwärts zu kommen; das Boot war eine halbe Meile vom Lande; keiner wollte es wagen, über das Eis dahin zu gehen; und die ganze Nacht im Boote zu bleiben, würde unfehlbarer Tod geweſen ſeyn. Zum Glück hatte ich ein Paar Piſtolen bei mir; und nachdem ich einige Schüſſe damit gethan hatte, wurde die Aufmerkſamkeit der Leute am Lande auf uns gezogen, und eine kleine Schute, welches ein leichtes Boot mit flachem Boden iſt, zu unſerer Hilfe abgeſandt. Dies wurde indeß nicht in der Abſicht gethan, irgend jemanden zurückzubringen, ſondern blos uns zu helfen, ans jenſeitige Ufer zu kommen. Die Schute wurde vor das große Boot hingezogen,

und nachdem zwei bis drei Mann hineingetreten waren, wackelten ſie dieſelbe ſo lange von einer Seite zur andern, bis das Eis ſo weit gebrochen war, daß das große Boot folgen konnte. Die Schute war nun im Waſſer, und da ſich alle, ſo viel wie möglich, nach hinten zu ſetzten, wurde die Bug beträchtlich über das Eis erhoben; vermittelſt Bootshacken wurde ſie dann wieder auf das Eis zugeſchoben, und nachdem ſie wieder, wie zuvor, gewackelt war, eröffneten wir uns leicht eine Durchfahrt. Auf dieſe Weiſe fuhren wir fort, und befanden uns nach drei Stunden und zehn Minuten wieder auf dem trockenen Lande, ſehr vorbereitet, das Vergnügen eines hellen Kaminfeuers und guten Mittagseſſens zu genießen.

Die Leute im Wirthshauſe hatten uns ankommen gehört, und daher ſich für unſere Aufnahme ſchon vorbereitet; und da jeder von uns der Meinung war, für dieſen Tag ſchon weit genug gereiſt zu ſeyn, ſo blieben die Paſſagiere bis zum folgenden Tage beiſammen.

Ich habe ſchon bemerkt, daß in den Amerikaniſchen Wirthshäuſern alle Arten von Menſchen, wie der Zufall ſie herbeiführt, in Ein Zimmer gepfropft werden, wo ſie ſich ſo gut miteinander vertragen müſſen, als ſie können. Für diesmal beſtand die Geſellſchaft in dreizehn Perſonen, unter welchen ſich einige der erſten Advokaten aus Virginien und den ſüdlichen Gegenden, nebſt einem Richter von dem höchſten Gerichte, befanden, die zu den herannahenden Sitzungen nach Philadelphia gingen. Indeß erfuhr ich erſt, nachdem ich die Geſellſchaft ſchon verlaſſen hatte, wer ſie wären; denn dieſe Art Herren ſind in Amerika ſo ſehr ſchlicht, ſowohl in ihrer Kleidung, als ihren Sitten, daß ein Fremder ſie nicht für Leute von ſolcher Bedeutung anſehn kann, als ſie wirklich in dieſem Lande ſind. Es waren auch zwei oder drei der benachbarten Landwirthe in der Geſellſchaft, bäuriſche, un-

wiſſende, zudringliche Menſchen. Es iſt einem Dutzend Amerikaner kaum möglich, zuſammen zu ſeyn, ohne über Politik zu zanken; und der Engliſche Traktat, der gerade damals ratificirt war, gab nun Veranlaſſung zu langen und bittern Debatten. Die Landleute waren Einer Meinung zugethan, und ſchwatzten eine lange Zeit. Die Advokaten und der Richter waren einer andern Meinung; und ſie erhoben ſich wechſelſeitig, ihren Opponenten mit all der Kraft und Beredſamkeit, deren ſie Meiſter waren, zu entgegnen. Keine Parthei konnte etwas hervorbringen, was die andere ihre Meinung zu ändern vermochte, und der lärmende Streit dauerte bis ſpät in die Nacht, als ſie endlich herzlich ermüdet aufſtanden, um — nicht ein jeder nach ſeinem eignen — ſondern nach dem allgemeinen Schlafzimmer zu gehen, das fünf bis ſechs Better enthielt, worin ſie ſich paarweiſe niederlegten. Hier wurde das Geſpräch wieder angeknüpft, und mit eben ſo vielem Lärm fortgeſetzt, als unten, bis am Ende der Schlaf ihre Augen und glücklicherweiſe auch ihren Mund zu gleicher Zeit ſchloß; denn wäre es ihnen möglich geweſen, im Schlafe zu ſprechen, ſo glaube ich gewiß, ſie würden bis an den Morgen geplappert haben. Mein Freund und ich bekamen — Dank ſey es unſerm guten Stern! — das einzige zweiſchläfrige Zimmer im Hauſe für uns allein. Des nächſten Tages verließ ich die Ufer des Susquehannah, und erreichte am folgenden Tage Philadelphia.

Siebenter Brief.

Philadelphia iſt munterer im Winter, als zu irgend einer andern Jahrszeit — General Washingtons Geburtstagsfeier in dieſer Stadt — Einige Nachrichten von General Washingtons Perſon und Charakter. — Die Amerikaner ſind unzufrieden mit ſeinem Betragen als Präſident — Ein Geiſt der Unzufriedenheit iſt überhaupt bei ihnen herrſchend.

Philadelphia, im Februar.

Mein lieber Freund!

Philadelphia hat jetzt ein ganz anderes Anſehn, als um die Zeit, da ich dort landete, im Monat November. Sowohl der Kongreß und die Staats-Aſſemblée (State-Aſſembly), als das höchſte Föderal-Gericht, halten jetzt ihre Sitzungen. Die Stadt iſt voll von Fremden; die Schauſpielhäuſer ſind offen, und öffentliche ſowohl, als Privatvergnügungen, haben ihren Anfang genommen. An General Washingtons Geburtstage *), der vor einigen Tagen geweſen

*) An dieſem Tage beſchloß General Washington ſein vier und ſechzigſtes Jahr; aber obgleich er nicht von ſchwacher Geſundheit iſt, ſo ſchien er doch beträchtlich älter zu ſeyn. Das viele Unangenehme, was ihm bei ſeinen mannigfaltigen öffentlichen Aemtern begegnet iſt, hat ſeinen ſonſt ſtarken und geſunden Körper merklich geſchwächt, und ihm ein ältliches Anſehen gegeben. Indeß iſt ein beträchtlicher Unterſchied in ſeinem Anſehn im gemeinen Leben, und wenn er in voller Staatskleidung erſcheint. Im letztern Falle erſetzt die Hand der Kunſt den Raub der Zeit, und erſcheint beträchtlich jünger.

Wenige Leute befinden ſich zum erſten male in der Gegenwart des Generals Washington, eines Mannes, der wegen ſeiner Weisheit und Mäßigung jetzt ſo be-

iſt, war die Stadt ungewöhnlich heiter. Für jede Perſon von Bedeutung, die Quäker allein ausgenommen, gehört es zum Ton, den General an dieſem Tage zu beſuchen. Schon um eilf Uhr des Morgens war er bereit Beſuche anzunehmen, und die Audienz dauerte bis drei Uhr Nachmittags. Die Geſellſchaft der Cincinnaten, die Geiſtlichkeit, die Offiziere, die Miliz und verſchiedene andere, die ein beſonderes Corps von Bür-

rühmt iſt, und deſſen Nahme mit ſolcher Ehre auf die Nachwelt kommen wird, ohne mit einem gewiſſen Grade von Achtung und Ehrfurcht durchdrungen zu werden. Auch verliehren ſich dieſe Eindrücke bei einer genauern Bekanntſchaft nicht, im Gegentheil trägt ſeine Perſon und ſein Benehmen eher dazu bei, ſie zu vermehren. Es iſt ein ungewöhnlicher Ernſt in ſeinem Geſicht, und in ſeinem Betragen iſt er außerordentlich zurückhaltend. Ich habe einige Offiziere, die während des amerikaniſchen Krieges unmittelbar unter ihm dienten, ſagen hören, daß ſie ihn nie während der ganzen Zeit, da ſie bei ihm waren, lächeln geſehen. Keiner iſt je mit ihm durch gegenſeitige und ungezwungene Bande der Freundſchaft vereinigt geweſen, und nur wenige können ſich rühmen, mit ihm auf einem leichten und vertraulichen Fuß gelebt zu haben. Seine Perſon iſt ungefähr fünf Fuß eilf Zoll hoch; ſeine Bruſt iſt voll; ſeine Glieder ſind, wenn gleich nur zart, doch wohl gebauet und muskulös. Sein Kopf iſt klein, und in dieſer Rückſicht gleicht er dem größten Theile ſeiner Landsleute. Seine Augen ſind von hellgrauer Farbe, und ſeine Naſe iſt, im Verhältniß mit ſeinem Geſicht lang. Herr Stewart, der bekannte Portraitmahler, ſagte mir, daß es Züge in ſeinem Geſicht gebe, die gänzlich verſchieden von denen wären, die er in dem Geſichte irgend eines andern menſchlichen Weſens bemerkt habe. Seine Augenhöhlen, zum Beiſpiele ſind größer, und der obere Theil ſeiner Naſe iſt breiter, als er ſie je bei einem andern angetroffen. Alle ſeine Züge, bemerkte er, zeigten die ſtärkſten und unbeherrſchbarſten Leidenſchaften

gern machen, kamen allein. Die fremden Miniſter erſchienen in ihrer reichſten Kleidung und prächtigſten Equipage. Zwei große Vorzimmer waren zur Aufnahme der Herren eröffnet, wovon die Fenſter des einen nach der Straße hin, an der Außenſeite mit Zuſchauern beſetzt waren. Auf einem Seitentiſche ſtanden Kuchen und Weine für die Beſuchenden. Ich bemerkte nie ſo viele Heiterkeit in dem Geſichte des Generals Waſhington; aber es mußte auch unmöglich für ihn ſeyn, gefühllos bei der Hochachtung und den Komplimenten zu bleiben, die er bei dieſer Gelegenheit erhielt.

Die Damen der Stadt bewieſen mit gleicher Aufmerkſamkeit Madame Waſhington ihre Hochachtung, die ſie in dem obern Geſellſchaftszimmer empfing. Auch machten die meiſten Herren ihr den Beſuch, nachdem ſie dem General ihre Aufwartung gemacht hatten. Ein öffentlicher Ball und Abendeſſen endigte die Vergnügungen des Tages.

In der ganzen Union war keine Stadt von Belang, wo nicht irgend eine Zuſammenkunft zur Ehre dieſes Tages getroffen wurde. Indeß, ſo ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo giebt es doch Menſchen in dem Lande, und noch dazu Amerikaner, die, bei aller Anpreiſung der

---

an; und wäre er in den Wäldern gebohren, meinte Herr Stewart, würde er der wildeſte Mann unter den wilden Stämmen geweſen ſeyn.

General Waſhingtons Selbſtbeherrſchung iſt der Welt bekannt genug. Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, der ihm ewig zur Ehre gereichen wird, daß er, ſo lange er Präſident der vereinigten Staaten war, keinen von ſeinen Verwandten zu einem Amte von Wichtigkeit und vielem Einkommen beförderte; obwohl ſich Männer von Fähigkeiten darunter befinden, und die wohl im Stande wären, die wichtigſten Stellen in der Regierung zu begleiten.

Konſtituzion, des Werkes ſeiner Tapferkeit und Weisheit, dennoch entweder ſo gefühllos für ſein Verdienſt, oder ſo ganz leer von allen edlen Empfindungen ſind, daß ſie ſich weigern, den Talenten das verdiente Lob wiederfahren zu laſſen, denen ſie ſo vieles zu verdanken haben. In der That wird dieſe widrige Geſinnung zu ſolcher Höhe getrieben, daß ich ſelbſt viele, in jeder andern Rückſicht achtungswerthe Leute, gekannt habe, die ſich ſchlechterdings weigerten, auch nur nach Tiſche auf ſeine Geſundheit zu trinken.

Zwar ſuchen ſie ihr Betragen durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß ſie nur gegen ihn als Präſidenten der vereinigten Staaten, nicht aber als General *Washington*, eine Abneigung hegen; aber dies iſt nur eine niedrige Spitzfindigkeit, zu welcher ſie ihre Zuflucht nehmen müſſen, damit ihr Betragen nicht zu ſtark den Stempel der Undankbarkeit führen möge. Während des Krieges gab es viele, und nicht einmal Anhänger der alten Regierung, die alles thaten, was in ihrer Macht ſtand, ihn von der Befehlshaberſtelle zu entfernen, bei der er ſich ſo ſehr ausgezeichnet hatte. Der Geiſt der Unzufriedenheit macht einen hervorſtechenden Zug in dem Charakter der Amerikaner, als Volk betrachtet, aus. Würden auch ihre öffentlichen Geſchäfte durch eine vom Himmel geſandte Perſon verwaltet, ſo würden die Handlungen derſelben dennoch, anſtatt allgemeine Billigung zu erhalten, von manchen als betrügeriſch und verbrecheriſch angeſehen werden.

Achter Brief.

Auſſerodentliche Milde des Winters von 1795 auf 1796 — Abreiſe nach Lancaſter — Chauſſee zwiſchen dieſem Orte und Philadelphia — Allgemeine Ueberſicht des Staats Pennſylvanien — Beſchreibung der Bauerhöfe zwiſchen Lancaſter und Philadelphia — die Landleute leben auf eine armſelige Weiſe — Stehen weit unter den engliſchen Landbauern — Schlechte Wirthshäuſer auf dieſem Wege — Wagen und Fuhrleute — Sitten der letztern — Beſchreibung von Lancaſter — Es iſt neulich zum Sitz des Staats-Gouvernements gemacht — Hier befindliche Manufakturen — Geriefelte Gewehre — Große Geſchicklichkeit mit der die Amerikaner ſie gebrauchen — Anekdoten von zwei Virginiſchen, zu einem Riefel-Regiment gehörigen Soldaten.

Lancaſter, im März.

Mein lieber Freund!

Dieſer Winter iſt einer der mildeſten geweſen, die man je in dieſem Lande erlebt hat. Während des letzten Monats fiel zwei oder drei Mal etwas Schnee; aber nie blieb er zwei Tage lang auf der Erde liegen. In den erſten Wochen dieſes Monats ſetzte ein mäßiger Froſt an, und es fiel ſechs bis ſieben Zoll hoch Schnee; aber am dritten Tage erfolgte ſtarkes Thauwetter, und er verſchwand ſogleich: ſeit der Zeit iſt das Wetter ungewöhnlich milde geweſen. Da die Witterung ſo ſchön und zum Reiſen ſo günſtig war, ſo hatte ich keine Neigung in Philadelphia zu bleiben. Ich reiſte alſo zu Pferde nach dieſem Orte ab, und kam vorigen Abend

am Ende der zweiten Tagreiſe, hier an. Meine Abſicht iſt, von hier nach Süden zu reiſen, um dem herannahenden Frühlinge entgegen zu gehen.

Die Landſtraße zwiſchen Philadelphia und Lancaſter iſt kürzlich durchgängig verbeſſert worden, und es werden unter der Direkzion einer Geſellſchaft Zölle darauf erhoben, um ſie in Ordnung zu erhalten. Sobald dieſe Zölle über fünfzehn Prozent Zinſen für das ausgelegte Kapital geben, welches durch Subſcripzion zur Verbeſſerung des Weges zuſammengebracht worden, iſt die Geſellſchaft, vermöge einer Akte der Geſetzgebung, verpflichtet, ſie zu vermindern. Dies iſt der erſte Verſuch, eine Chauſſée in Pennſylvanien zu errichten, und er iſt gar nicht nach dem Geſchmack des Volks im Allgemeinen, beſonders aber der Fuhrleute, die in großer Anzahl von dem weſtlichen Theile des Staats dieſe Route nach Philadelphia nehmen.

Der Staat Pennſylvanien hat beinahe die Geſtalt eines Parallelograms, deſſen größte Länge von Weſten noch Oſten geht. Dieſes Parallelogram wird in der Schräge von Nord-Oſt nach Süd-Weſt von mehreren beſondern Gebirgszweigen durchſchnitten, die ungefähr hundert Meilen breit ſind. Die Thäler zwiſchen dieſen Bergrücken enthalten eine fruchtbare ſchwarze Erde; auch iſt das Erdreich in den nordweſt- und ſüdöſtlichen Winkeln, außerhalb der Berge, ſehr gut. Die nördlichen Gegenden dieſes Staats ſind bis jetzt nur ſehr dünn bewohnt; aber gegen Süden, den ganzen Weg von Philadelphia bis Pittsburgh, iſt er gut bevölkert. Der bewohnteſte Theil deſſelben iſt die ſüdöſtliche Ecke zwiſchen den Bergen und dem Delaware. Hier geht die Chauſſée durch, die nach Lancaſter führte. Auf beiden Seiten des Weges wechſelt das Land zwiſchen reizenden Hügeln und Thälern ab. Die Kultur ſchränkt ſich größtentheils nur auf das niedrige Land ein, welches das fruchtbarſte

iſt. Die Hügel bleiben alle mit Waldung bedeckt, und bieten dem Auge die anmuthigſte Mannigfaltigkeit dar. Je weiter man ſich von Philadelphia entfernt, deſto fruchtbarer wird der Boden, und deſto mahleriſcher die Gegend.

Auf dem ganzen Wege von Philadelphia nach Lancaſter ſieht man keine zwei Wohnungen zuſammen ſtehen, ausgenommen an einem kleinen Orte, Namens Downings-Town, der ungefähr auf der Hälfte deſſelben liegt. Indeß ſind, ſo weit das Auge reicht, unzählige Bauerhäuſer auf dem Lande umher zerſtreuet zu ſehen. Dieſe Häuſer ſind gewöhnlich von Steinen erbauet, und beinahe ſo gut als die, welche man gewöhnlich auf den Bauerhöfen von funfzig Aecker Landes in den gut kultivirten Theilen Englands antrift. Jeder einzelne zu dieſen Häuſern gehörige Hof, enthält gewöhnlich zweihundert Aecker, und iſt mit ſehr weniger Ausnahme das Eigenthum deſſen, der ihn kultivirt. In den angebauten Theilen Pennſylvaniens enthalten die Höfe ſelten mehr als dreihundert Aecker. Gegen Norden indeß, wo nur wenige Niederlaſſungen ſind, befinden ſich große Strecken Landes in den Händen von Individuen, die damit ſpekuliren und Handel treiben. Nahe bei dem Hauſe iſt gewöhnlich ein Fruchtgarten voll Pfirſich- oder Aepfelbäumen. Aus dieſen Früchten macht man hier Cyder oder Branntwein. Auch hat man in dieſer Gegend eine Methode, die Pfirſiche und Aepfel, nachdem ſie geſchnitten ſind, an der Sonne zu trocknen, und, auf dieſe Art zubereitet, dauern ſie das ganze Jahr durch. Sie werden zu Torten und Pudding gebraucht, haben aber einen ſehr herben Geſchmack, und behalten faſt nichts von der urſprünglichen Annehmlichkeit dieſer Frucht. Die Pfirſiche ſind in ihrem beſten Zuſtande, doch nur klein und trocken; die beſſern Sorten derſelben müſſen ſorgfältig in Gärten aufgezogen werden. Man ſagt, das Klima habe ſich ſo ſehr geändert, daß ſie jetzt nicht mehr, wie ehemals, wach-

ſen wollen. Im April und Mai entſteht häufig Nachtfroſt, welches vormals ganz unbekannt war, und oft werden die Pfirſiche dadurch gänzlich verdorben. Gärten ſind in Pennſylvanien auf dem Lande ſehr ſelten; denn die Landleute glauben, daß die Arbeit, die ſie erfordern, nicht belohnend genug ſey; in der Nachbarſchaft der Städte indeß ſind ſie ſehr gewöhnlich, und die Küchengewächſe, welche in denſelben gezogen werden, kommen allen Gewächſen der Art in der Welt an Güte gleich, ausgenommen Kartoffeln, die gewöhnlich einen ſehr erdigten unangenehmen Geſchmack haben. Obwohl der ſüdweſtliche Theil des Staates Pennſylvanien beſſer kultivirt iſt, als irgend ein anderer Theil von Nord-Amerika, ſo iſt doch die hier herrſchende Methode, das Land zu bauen, ſehr nachläßig. Ich wage es in der That zu behaupten, daß dieſe Landleute auf ihren zweihundert Aeckern nicht mehr ziehen, als ein geſchickter Landwirth in Norfolk, Suffolk oder Eſſex, oder irgend einem andern gut kultivirten Theile Englands, auf funfzig Aeckern guten Landes thun würde. Auch lebt der Landmann, der im Beſitze von funfzig Aeckern angebauten Landes iſt, in England in jeder Rückſicht bequemer, als der Bauer in Pennſylvanien oder irgend einem der mittleren Staaten, dem zweihundert Aecker zugehören; ſein Haus iſt beſſer meublirt, und ſein Tiſch reichlicher beſetzt. Ich weiß nicht, ob ich es dem Geldgeize, oder der gänzlichen Gleichgültigkeit gegen beſſere Koſt zuſchreiben ſoll, daß die Amerikaner nicht beſſer leben; vielleicht rührt es von beiden her: ſo viel iſt indeß gewiß, daß ihre Lebensart äußerſt elend iſt.

Die Wirthshäuſer werden durch dieſen ganzen Theil des Landes von Landleuten gehalten, und ſind alle ſehr mittelmäßig. Wenn der Reiſende einige Eier und etwas Speck erhalten kann, mag er zufrieden ſeyn. Man kann immer zwanzig gegen Eins wetten, daß nicht ein Stück-

chen friſches, und nicht einmal geſalzenes Fleiſch zu haben ſeyn werde, ausgenommen geſalzenes Schweinefleiſch. Gemüſe ſcheint gleichfalls ſehr ſelten zu ſeyn, und wenn man einiges erhält, ſo beſteht es gewöhnlich in Rüben oder Rübenkraut, welches wie andere Küchengewächſe gekocht wird. Das Brod iſt ſchwer und ſauer, obwohl ſo gutes Mehl, als es nur geben kann, vorhanden iſt. Dies kommt von der Art, wie die Leute hier backen; ſie laſſen den Teig durch etwas, das ſie Sots nennen, und aus zuſammengekochtem Hopfen und Waſſer beſteht, aufgehn. Man kann ſich nicht darauf verlaſſen, in dieſen Wirthshäuſern immer jemanden zu treffen, der die Pferde ſtriegeln oder ſie nur futtern könnte; man iſt daher, im Fall man nicht mit einem Bedienten reiſet, genöthigt, alles dieſes ſelbſt zu thun. Und wenn auch wirklich Leute zum Behuf der Reiſenden gehalten werden, welches in einigen Wirtshäuſern der Fall iſt, ſo ſind ſie doch ſo mürriſch und grob, daß man ſich geneigt fühlt, lieber alles ſelbſt zu verrichten, als ihnen einige Hilfe zu verdanken. Sie ſcheinen immer zweifelhaft zu ſeyn, ob ſie etwas für Reiſende thun ſollen, oder nicht, und mit ſich ſelbſt zu berathſchlagen, ob es nicht eine zu ſtarke Abweichung von den Regeln der Gleichheit ſey, das Pferd eines andern Mannes zu beſorgen; und ob es nicht ein angenehmer Anblick ſeyn würde, einen feinen Mann ſeinen Rock abziehen, und ſelbſt an die Arbeit gehen zu ſehen. Auch ändert kein Geld ihr Betragen. Höflichkeit iſt, wie ſchon geſagt, eine Sache, die man in Amerika mit keinem Gelde, ſey es auch noch ſo viel, erkaufen kann. Nichts deſto weniger nimmt dies Volk das Trinkgeld mit der größten Bereitwilligkeit zu ſich, aber ohne dafür zu danken. Von allen Menſchen auf Erden ſind die Amerikaner die intereſſirteſten und habſüchtigſten.

Man kann kaum eine Meile auf dieſem Wege fortreiſen, ohne eine Menge von Wagen anzutreffen, die

zwi-

zwiſchen dem Mittellande des Staats und Philadelphia hin und her fahren. Dieſe Wagen werden gewöhnlich von vier bis fünf Pferden gezogen, die zu Paaren aneinander gejocht ſind. Die Wagen ſind ſchwer, die Pferde klein, und die Fuhrleute unbarmherzig. Die Folge davon iſt, daß ſich faſt in jedem Geſpann ein blindes oder lahmes Pferd befindet. Es iſt bekannt, daß die Pennſylvanier ſehr ſchlechte Sorge für ihre Pferde tragen. Wenn die Nacht nicht ſehr ſtürmiſch iſt, bringen die Fuhrleute ihre Pferde nie unter Obdach, und wenn es geſchieht, ſo iſt es nur unter Schuppen, zu welchem Ende ein jedes Wirthshaus mit einem ſolchen von ziemlicher Größe verſehen iſt. Die Marktſtraße in Philadelphia, durch welche dieſe, wenn ſie in die Stadt kommen, fahren müſſen, iſt immer voll von Wagen und Pferden, welche die ganze Nacht dort ſtehen bleiben. Dies geſchieht, um Geld zu erſparen; indem die Koſten, die Pferde in einem Stalle zu füttern, nach der Meinung dieſer Leute zu groß ſeyn würden. Futter für die Pferde iſt immer im Wagen; und in dem Augenblick, da ſie ſtill halten, werden ſie ausgeſpannt, und, wenn ſie auch noch ſo warm ſind, gleich gefüttert. Durch dieſe Behandlung wird die Hälfte jener armen Pferde ſteif. Die Pferde werden aus einem großen, zu dem Ende mitgeführten Troge, gefüttert, der, vermittelſt eines eiſernen Nagels, auf der Deichſel befeſtigt wird.

Lancaſter iſt die größte inländiſche Stadt in Nord-Amerika, und enthält neunhundert, größtentheils von Ziegeln und Steinen erbauter Häuſer, ſechs Kirchen, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß. Von dieſen Kirchen gehört jeden der folgenden Glaubensgenoſſen, nemlich den deutſchen Lutheranern, deutſchen Reformirten, Mähriſchen Brüdern, Engliſchbiſchöflichen und Römiſchkatholiſchen, Eine. Die Straßen

ſind regelmäßig angelegt, und durchſchneiden einander in rechten Winkeln.

Es iſt in der Aſſemblée eine Akte durchgegangen, vermöge welcher die Regierung von Pennſylvanien in dieſer Stadt ihren Sitz, anſtatt in Philadelphia, haben ſoll, und im Jahre 1797 ſollte ſich die Aſſemblée hier verſammeln. Dieſer Umſtand gereicht ſehr zum Aufkommen der Stadt. Die Philadelphier, dieſer Maßregel abgeneigt, ſprachen faſt eben ſo davon, als von der Verlegung des Sitzes der Föderal=Regierung, und meinten, das Gouvernement müſſe wieder nach Philadelphia verlegt werden; aber die Nothwendigkeit, den Sitz der Legislatur ſo viel als möglich in der Mitte zu haben, iſt einleuchtend, und wenn wieder eine Veränderung Statt finden ſollte, iſt es wahrſcheinlich, daß ſie noch weiter von Philadelphia entfernt werde. Nach denſelben Grundſätzen verſammelt ſich die Aſſemblée von Virginien jetzt in Richmond, anſtatt in Williamsburg, und die des Staats Neu=York in Albany, da ſie ſich ſonſt in der Stadt Neu=York verſammelt hatte.

In Lancaſter werden von einzelnen Deutſchen Mechanikern viele verſchiedene Artikel, aber beſonders nur für die Stadt und die Nachbarſchaft derſelben verfertigt. Indeß müſſen hiervon geriefelte Gewehre ausgenommen werden, welche, wenn ſie gleich nicht ſo hübſch, als die ſind, die man von England einführt, von den Jägern doch mehr geſchätzt, und nach allen Theilen des Landes verführt werden.

Die geriefelten Gewehre, die in Amerika gewöhnlich gebraucht werden, haben ungefähr die Länge einer Muskete, und tragen kleinere Kugeln, von der Größe, daß dreißig bis vierzig auf ein Pfund gehen.

Ein erfahrner Schütze trift ſicher mit dieſem Gewehre einen Gegenſtand von der Größe einer Krone in der Entfernung von hundert Ruthen. Zwei

Leute, die zu einem Virginiſchen Riefel-Regiment gehörten, von dem während des Krieges eine ſtarke Diviſion in dieſer Stadt einquartiert war, verließen ſich einander ſo ſehr auf ihre Geſchicklichkeit, daß einer von ihnen ein, nicht mehr als neun Zoll ins Gevierte haltendes Brett, zwiſchen den Knieen zu halten pflegte, indem der andere in der Entfernung von hundert Schritten eine Kugel durch daſſelbe hinſchoß. Dies pflegten ſie abwechſelnd zur Beluſtigung der Stadtleute zu thun, ſo oft es von ihnen verlangt wurde. Viele Perſonen in Lancaſter können dies bezeugen. Sollte ich Ihnen aber alle die Geſchichten erzählen, die ich von der Geſchicklichkeit dieſer Riefelmänner (Riflemen) gehört habe, ſo würden Sie glauben dies Volk wäre auf das abſcheulichſte ans Aufſchneiden gewöhnt. Ein Riefel-Gewehr trägt kein Schrott, auch trägt es keine Kugeln mit Gewißheit viel weiter als hundert und fünf Ruthen.

Neunter Brief.

Große Anzahl Deutſcher in der Nachbarſchaft von York und Lancaſter — wie ſie herüber gebracht werden — Weiſſer Sklavenhandel — Grauſamkeit, die bei Führung deſſelben begangen wird — Kontraſt des deutſchen Charakters mit dem Amerikaner — Ueberfahrt über den Susquehannah, zwiſchen York und Lancaſter — Groſſe Schönheit der Anſichten längs dem Fluſſe — Beſchreibung von York — Gerichtshöfe dort — Pennſylvaniſches Syſtem der gerichtlichen Verfaſſung.

York, im März.

Mein lieber Freund!

Geſtern kam ich in dieſem Orte an, der ungefähr zwanzig Meilen von Lancaſter entfernt iſt. Die Bewohner dieſer Stadt, ſo wie die von Lancaſter und den benachbarten Gegenden, beſtehen größtentheils aus holländiſchen und deutſchen Emigranten und deren Nachkommen. Eine große Anzahl dieſer Menſchen emigrirt jährlich nach Amerika, und ihre Einfuhr macht ſogar einen ziemlich beträchtlichen Handelszweig aus. Sie werden gewöhnlich von den Hanſe-Städten und von Rotterdam gebracht. Die Schiffe gehen von Amerika mit verſchiedenen Produkten beladen dorthin, und die Kapitäne derſelben pfropfen nach ihrer Ankunft dort ſo viele Menſchen an Bord, als ſie nur überreden können ihr Vaterland zu verlaſſen, ohne einiges Geld für ihre Ueberfahrt zu fordern. Sobald ein ſolches Schiff in Amerika ankömmt, wird eine

Nachricht in die Zeitungen eingerückt, worin die verſchiedenen Klaſſen der Ankömmlinge, z. B. Schmiede, Schneider, Zimmerleute, Bauern, u. ſ. w. angeführt werden. Diejenigen, welche ſolcher Leute benöthiget ſind, gehen an Bord des Schiffes, wo dieſe armen Deutſchen an den Meiſtbietenden losgeſchlagen werden, und der Kapitän oder der Eigner des Schiffes, ſteckt das aus ihnen gelöſte Geld in die Taſche*).

Es hat viele ſehr empörende Beiſpiele in der Führung dieſes Handels gegeben, der im gemeinen Leben der weiße Sklavenhandel genannt wird. Ich will hier nur eins anführen. Zur Zeit, da das gelbe Fieber in Philadelphia wüthete, im Jahre 1793, da es wenige Schiffe wagen wollten, näher an die Stadt als Fort Mifflin zu gehen, welches vier Meilen unter derſelben liegt, kam ein Kapitän mit ſolchen Menſchen auf dem Fluß. Er hörte von der ſchrecklichen Seuche, bei der für keinen Preis die nöthige Anzahl Wärterinnen, zur Bedienung der Kranken herbei geſchafft werden konnte, und faßte daher den menſchenfreundlichen Entſchluß, dieſen Mangel aus ſeinen Paſſagieren zu erſetzen. Dem zufolge ſegelte er dreiſt vor die Stadt, und kündigte mit folgenden Worten ſeine Ladung zum Verkauf an: Einige geſunde Bediente zwiſchen ſechszehn und achtzehn Jahren alt, ſind ſo eben mit dem Brigg-Schiff —— angekommen; man kann über ihre Zeit disponiren, wenn man ſich an Bord des Schiffes verfügen will. Die Ladung blieb, wie Sie leicht denken können, nicht lange unverkauft. Dieſe Anekdote wurde mir von einem Manne mitgetheilt, der im Beſitz der Original-Anzeige war.

Wenn ich Ihnen ſage, daß die Menſchen auf dieſe Weiſe verkauft werden, ſo iſt dies nicht zu verſtehen, daß ſie auf immer ihre Freiheit verlieren, ſondern

*) Vor dem Kriege mit Frankreich wurden Tauſende von Irrländern auf dieſelbe Weiſe hinüber gebracht.

nur für eine gewiſſe Zeit; für zwei, drei, vier oder fünf Jahre, nach ihren verſchiedenen Talenten. Ein guter Mechaniker, der irgend ein beſtimmtes Handwerk verſteht, dem es in Amerika beſonders an Menſchen gebricht, hat eine kürzere Zeit als ein bloßer Taglöhner zu dienen, da für ſeine Zeit mehr Geld gegeben wird, und die Koſten ſeines Unterhalts nicht größer ſind, als die eines jeden andern Mannes. Während ihrer Dienſtjahre können dieſe Menſchen nach Willkühr ihrer Herren, wieder verkauft werden. Sie ſtehen unter demſelben Zwange als die Negerſklaven, und wenn ſie es verſuchen wegzulaufen, werden ſie gleich den Dieben eingekerkert. Die Geſetze in Anſehung der ſo eingeführten und verkauften Menſchen *), ſind auf diejenigen gegründet, die vor der Revoluzion für engliſche Uebelthäter waren gemacht worden, und die ſehr ſtrenge waren. Die Deutſchen ſind ruhige, mäßige und ſehr thätige Menſchen, und die ſchätzbarſten Bürger. Gewöhnlich laſſen ſich mehrere an einem Orte zugleich nieder, und behalten daher, wie man leicht denken kann, die Sitten ihres Vaterlandes, ſo wie ihre eigne Sprache bei. In Lancaſter und in der Nachbarſchaft iſt deutſch die herrſchende Sprache, und es giebt viele daſelbſt, die keine andere können. Die Deutſchen gehören zu den beſten Landwirthen in den vereinigten Staaten, und werden nur ſelten anderswo gefunden, als wo das Erdreich beſonders gut iſt. Wo ſie ſich auch niederlaſſen, da erbauen ſie Kirchen, und ſind ungemein aufmerkſam auf die Pflichten der Religion. In dieſer und mancher andern Rückſicht unterſcheiden ſich die Deutſchen und ihre Nachkommen ſehr ſtark von den Amerikanern, das heißt, von den Nachkommen von Engländern, Schottländern, Irrländern und andern Nazionen, die, weil ſie durch mehrere Ge-

*) Redemptioners nennt man ſie in Amerika.

nerazionen im Lande gelebt, und ſich mit einander vermiſcht haben, nun ein Volk bilden, deſſen Sitten und Gewohnheiten ziemlich gleichförmig ſind.

Die Deutſchen ſind eine emſige Klaſſe von Menſchen, die ſich ganz auf ihre eignen Geſchäfte legen, und ſich wenig um die der andern bekümmern; ſie fallen einem Fremden, wenn er durch ihre Niederlaſſungen kömmt, nie mit neugierigen und unnützen Fragen zur Laſt. Kommt man dagegen zwiſchen Amerikaner, ſo muß ein Fremder ſogleich ſagen, wo er her kommt, wo er hingeht, wie er heißt, und was ſein Geſchäft iſt, und bevor er ihre Neugierde über dieſe und ähnliche Punkte nicht befriedigt hat, laſſen ſie ihn keinen Augenblick in Ruhe. In einem Wirthshauſe muß er jeden friſchen Haufen der hereinkommt, auf dieſelbe Weiſe befriedigen, oder ſich mit ihnen in einen Streit einlaſſen, beſonders wenn man ausgefunden hat, daß er kein Eingebohrner iſt, zu welcher Entdeckung es denn freilich nicht vieles Scharfſinnes bedarf.

Die Deutſchen bekümmern ſich wenig um Politik. Sie wählen ihre Repräſentanten zum Kongreß und der Staats-Aſſemblee, und zufrieden, wenn nur verdienſtvolle Leute von dem Volke überhaupt gewählt ſind, hegen ſie das Vertrauen zu ihnen, daß ſie für das öffentliche Beſte ſorgen werden, und unterwerfen ſich daher ruhig ihren Beſchlieſſen. Sie verehren die Konſtituzion, mit dem Bewuſtſeyn, daß ſie glücklich darunter leben, und äußern keine Wünſche, ſie zu ändern. Die Amerikaner dagegen haben immer etwas an dieſer oder jener Maßregel zu tadeln; die eine oder die andere Sache iſt immer unrecht, und ſie ſcheinen nie ganz zufrieden zu ſeyn.

Auf meinem Wege von Lancaſter hierher, paſſirte ich den Susquehannah, der beinahe in der Mitte zwiſchen den beiden Städten fließt, bey dem kleinen Dorfe Columbia, indem hier beſſere Böte, als

bei den höher oder niedriger gelegenen Fährſtellen gehalten werden.

Der Susquehannah iſt hier etwas mehr als eine Viertelmeile breit, und auf eine beträchtliche Weite, ſowohl oberhalb als unterhalb der Fähre, enthält er eine Menge Inſeln und große Felſen, über welche letztern das Waſſer mit erſtaunlicher Schnelligkeit hinſtürzt. Das brauſende Getöſe, was hierdurch veranlaßt wird, hört man in großer Entfernung. Die Ufer erheben ſich kühn an jeder Seite, und ſind mit dicker Waldung bedeckt. Die Inſeln ſind mit kleinen Bäumen bewachſen, die im Kontraſt mit den Felſen eine ſchöne Wirkung hervorbringen. Die Gegend iſt aus jedem Geſichtspunkte betrachtet wild und romantiſch. Wenn man ſich über den Fluß ſetzen läßt, muß man erſt eine Zeitlang nahe am Ufer gegen den Strohm anrudern, und dann unter dem Schutze einer der größten Inſeln hinüber ſtreichen. Da dieſe Fälle zwiſchen den Klippen ſich ſehr weit erſtrecken, ſo verhindern ſie gänzlich die Schiffahrt; ausgenommen wenn das Waſſer geſchwollen iſt, zu welcher Zeit große Flöße mit vielen Hunderten von Mehlfäſſern beladen, mit dem Strohme herunterkommen. Man behauptet, daß der Fluß hier ſchiffbar gemacht werden könnte; aber die Koſten eines ſolchen Unternehmens würden enorm ſeyn, und es iſt in der That wenige Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß es je verſucht werde, da die Pennſylvanier ſchon beſchäftigt ſind, einen Kanal unterhalb Harisburgh zu graben, welcher den ſchiffbaren Theil des Fluſſes mit dem Schuylkill, und vermittelſt eines andern Kanals mit dem Delaware verbinden wird, wodurch den Erzeugniſſen des Landes von Susquehannah ein Ausgang eröffnet wird. Dieſe Kanäle würden ſchon vollendet ſeyn, wenn die Subſcribenten alle ihren Antheil bezahlt hätten; aber

jezt liegen ſie wegen Mangel an Gelde beinahe gänzlich darnieder.

Die Menge wilder Vögel, die man allenthalben auf dem Susquehannah bemerkt, iſt ungeheuer. Durch ganz Amerika iſt das wilde Geflügel vortreflich, und im Ueberfluß vorhanden; aber es wird beſonders an dieſem Fluſſe, ſo wie auch am Patowmack und James-Fluſſe, eine Ente gefunden, die alles andere übertrifft. Sie wird die weiſſe Ente, oder die Ente mit dem Kanafaßrücken genannt, weil die Federn zwiſchen den Flügeln, ungefähr die Farbe des Kanafaſſes haben. Dieſe Ente wird in Amerika ſo geſchätzt, daß ſie ſehr oft als ein Geſchenk hundert Meilen weit verſandt wird. In der That würde ſie für den größten Epikuräer jedes Landes ein auserleſener Leckerbiſſen ſeyn.

York enthält nahe an fünf hundert Häuſer, und ſechs Kirchen. Es wird von Deutſchen bewohnt, welche dieſelben Manufakturen haben, wie die Bewohner der Stadt Lancaſter, der York an Größe ziemlich gleich kommt.

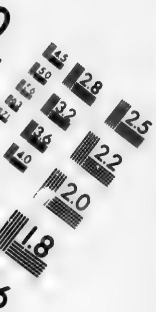
Als ich hier eintraf, wurden gerade die gewöhnlichen Gerichte, und die der Quartalſitzungen gehalten; ich fand es daher anfangs ſchwer Wohnung zu bekommen; aber zulezt wurde ich in einem Hauſe zugelaſſen, das größtentheils von Advokaten in Beſitz genommen war. Es war in der That beluſtigend, das fremdartige Gemiſch von Menſchen zu ſehen, die dieſen Morgen in einem armſeligen Zimmer, das für alle im Hauſe logirenden beſtimmt war, zuſammen trafen. Hier war ein Advokat mit ſeinem Klienten in einem Winkel des Zimmers; dort ein anderer mit den Seinigen; ein dritter raſirte ſich; ein vierter puderte ſein Haar; ein fünfter notirte etwas in ſeinem Koncept; und in der Mitte des Zimmers ſtand der Tiſch, zwiſchen einer Reihe lärmender alten Leute an der einen, und

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
2.0
4.0
1.8

1.0

drei oder vier weinenden Weiber an der andern Seite. Ich und die übrigen der Geſellſchaft, die nicht Advokaten waren, aßen ruhig unſer Frühſtück.

Bei dem Eintritt in die Gerichtshöfe iſt ein Fremder geneigt, über das groteske Anſehn der darin präſidirenden Richter und deren Manieren zu lächeln; aber dies Lächeln wird bald bei dem Gedanken unterdrückt, daß es vielleicht kein Land in der Welt giebt, wo die Gerechtigkeit unpartheiiſcher adminiſtrirt, oder leichter von denjenigen erhalten wird, denen Unrecht geſchehen iſt. Die Richter auf dem Lande in Pennſylvanien, ſind nichts anders als ſchlichte Landleute, die von ihrer Kindheit an, nicht viel mehr gethan haben, als dem Pfluge zu folgen. Die Geſetze erklären ausdrücklich, daß in jeder Grafſchaft wenigſtens drei Richter reſidiren müſſen; da nun der Gehalt derſelben ganz unbedeutend iſt, ſo würde kein Rechtsgelehrter eine ſolche Stelle annehmen; ſie muß folglich aus den Einwohnern beſetzt werden, die alle in einem glücklichen Mittelſtand, und in vollkommener Gleichheit miteinander leben. Indeß iſt der Richter eines Diſtrikts ein Mann anderer Art, und hat einen beträchtlicheren Gehalt. Der Diſtrikt oder Bezirk beſteht aus wenigſtens drei, aber nie mehr als ſechs Grafſchaften. Die Richter der Grafſchaften ſind, wie ich ſchon angeführt habe, Richter in den untern Gerichten, und urtheilen zugleich über Kriminalfälle, über Gefängnißſtrafe und über das Verhör der im Kerker ſitzenden Verbrecher. Jede zwei Richter machen die Quartalſitzungen aus. Unter gewiſſen, durch die Geſetze beſtimmten Regulazionen, hat ein Angeklagter das Recht, ſeine Sache vor das höchſte Gericht zu bringen, welches über jeden Theil des Staats die Gerichtsbarkeit hat. Dieſe kurze Nachricht von den Gerichten, betrifft nur Pennſylvanien. Ein jeder Staat in der Union hat ſein eigenes Geſetzbuch, und eine beſondere Gerichtsverfaſſung.

Zehnter Brief.

Von der Gegend bei York — Von dem Erdreiche des Landes an jeder Seite der blauen Gebirge — Frederic-Town — Veränderung in den Einwohnern und dem Lande, wenn man ſich der See nähert — Große Anzahl Sklaven — Toback, Hauptprodukt. Neugierde des Volks in den Wirthshäuſern — Bemerkungen darüber — Beſchreibung des großen Falls des Patowmack — George-Town — Von dem Lande zwiſchen dieſem Orte und Goe's-Fähre — Giftige Weinſtöcke — Port-Tabacco — Elendes Anſehn des Landes in der Nachbarſchaft der Fähre — Vernachläßigte Sklaven — Sehr gefährliche Ueberfahrt über den Patowmack — Friſchwaſſer-Auſtern — Landung an einem wüſten Theile des virginiſchen Ufers — Große Gaſtfreiheit der Virginier.

Stratford, im März.

Mein lieber Freund!

In der Nachbarſchaft von York und Lancaſter, beſteht der Boden in einer fruchtbaren, braunen lehmigten Erde, und wenn man in einer ſüdweſtlichen Richtung, parallel mit den blauen Bergen reiſt, findet man bis Frederic in Maryland, überall daſſelbe Erdreich; hier geht es in eine dunkel-röthliche Farbe über, und bleibt faſt eben ſo längs der öſtlichen Seite der Gebirge, den ganzen Weg nach Nordcarolina hinunter. Wenn man indeß gerade von Frederic, über die Gebirge geht, bemerkt man dieſelbe fruchtbare braune Erde, die in der Nachbarſchaft von York und Lancaſter gewöhnlich iſt, wieder, und findet ſie durch

ganz Shenandoah-Thal, bis an die Carolinas, an der Weſtſeite der Gebirge.

Zwiſchen York und Frederic in Maryland, liegen zwei oder drei kleine Städte, nemlich Hannover, Petersburgh und Woodsburgh; aber es iſt nichts an ihnen, was der Mühe werth wäre, genannt zu werden. Frederic enthält ungefähr ſiebenhundert Häuſer, und fünf Kirchen, wovon zwei den deutſchen Lutheranern, eine den Presbyterianern, zwei den Reformirten, und eine den Baptiſten gehört. Es iſt eine blühende Stadt, und ſie treibt einen lebhaften innern Handel. Hier iſt das Arſenal des Staats Maryland, da dieſe Lage ſicher und mitten im Lande iſt.

Von Frederic reiſte ich in einer ſüdlichen Richtung durch die Grafſchaft Montgomory in Maryland. Hier verändert ſich das Erdreich in eine gelbliche Art Lehm mit Kies gemiſcht; und bleibt faſt eben ſo, bis man an die Föderalſtadt kommt, jenſeits welcher, wie ich ſchon bemerkt habe, es immer ſandiger wird, je mehr man ſich der Seeküſte nähert. Die Veränderung in dem Anſehn des Landes iſt, wenn man Frederic erſt verlaſſen hat, ganz allmählich, aber am Ende einer Tagreiſe bemerkt man einen auffallenden Unterſchied. Anſtatt gut kultivirter, grüner mit Weitzen bedeckter Felder, wie man ſie längs dem Landſtriche trifft, der nahe an den Bergen wegläuft, ſieht man hier große Stücke Landes wüſte liegen, die von der Kultur des Tobacks ausgeſogen ſind, und jetzt kaum irgend ein Kraut hervorbringen. Anſtatt der Furchen des Pflugs, bemerkt man die Merkmale der Hacke im Boden. Die Felder ſind mit Haufen von Tobacks-Pflanzen bedeckt, und das Auge wird jeden Augenblick von dem widrigen Anblick weiblicher und männlicher Sklaven beleidigt, die unter dem ſtrengen Kommando ihrer Aufſeher ſich bei der Arbeit abquälen. Auch iſt der Unterſchied in den Sitten der Einwohner ſehr groß.

Anſtatt unter phlegmatiſchen Deutſchen zu ſeyn, befindet ſich der Reiſende wieder unter einer neugierigen zudringlichen Klaſſe von Menſchen, deren Neugierde zu befriedigen er immer, nachdem er in einem Wirthshauſe abgeſtiegen iſt, einen gewiſſen Theil ſeiner Zeit aufopfern muß.

Nachdem ich die Landſtraße bis an Montgomerys Gerichtshauſe gefolgt war, lenkte ich einen, durch die Waldung führenden Beiweg ein, um die großen Fälle des Patowmack zu ſehen. Die Anſicht derſelben von dem marylandſchen Ufer iſt ſehr angenehm; aber nicht ſo ſehr als der von der entgegengeſetzten Seite. Da ich alſo den Fluß nahe bei den Fällen erreicht hatte, ritt ich durch das Holz, womit die Ufer deſſelben bedeckt ſind, eine Strecke weiter hinauf, nach einer Stelle wo eine Fähre war, mit der ich über den Fluß nach Virginien ſetzte. Von dem Orte, wo ich landete, bis an die Fälle, geht ein wilder romantiſcher Weg, längs dem Rande des Fluſſes hin, der ſich zugleich um den Fuß eines hohen, mit Bäumen und Felſen bedeckten Hügels windet.

Nahe am Ufer ſind faſt längs dem ganzen Wege, kleine mit Bäumen bedeckte Inſelgruppen, die, weil ſie ſich dem reißenden Laufe des Fluſſes auf einmal widerſetzen, ſehr gefährliche Strudel bilden, worauf viele Böte verlohren gehen, wenn ſie von Leuten geführt werden, die nicht geübt und vorſichtig ſind.

Ungeheure Haufen weißen Sandes, ſind von den Wellen ans Ufer geſpühlt, und an einigen Stellen iſt der Pfad wegen einer Menge hoher Bäume, die von oben herunter von den Fluthen zuſammen getrieben ſind, beinahe ungangbar.

Der Fluß iſt an der erwähnten Fährſtelle, beinahe ein und eine Vietelmeile breit, und behält ungefähr dieſelbe Breite bis an die Fälle, wo er ſich beträchtlich zuſammenzieht, und in ſeinem Bette von ungeheuren Fel-

ſen an jeder Seite begrenzt wird. Auch verändert er hier auf einmal ſeinen Lauf, und zwar ſo ſehr, daß er in einer kurzen Entfernung vor den Fällen, in einer mit der vorigen ganz entgegengeſetzten Richtung läuft; aber bald nachher nimmt er ſeinen vorigen Lauf wieder an. Das Waſſer fällt nicht ſenkrecht hinunter, ausgenommen an einer Stelle, dicht bei dem virginiſchen Ufer, wo die Höhe nur ungefähr dreißig Fuß iſt, wo er aber mit furchtbarem Getöſe über eine Lage Felſen, ſich in verſchiedenen Kataraktten herunterſtürzt. Die beſte Anſicht dieſes Waſſerfalls iſt von einer ungefähr fünfzig Fuß hohen Felſenmaſſe, welche wegen der Biegung des Fluſſes den Fällen beinahe gegenüber liegt. Der Fluß kömmt von der rechten Seite, wendet ſich allmählig, ſtürzt ſich dann jählings hinunter, und wendet ſich am Fuße des Felſen, worauf man ſteht, mit großer Schnelligkeit herum. Die Felſen haben eine ſchieferähnliche Farbe, und liegen in Schichten auf einander; die Oberfläche derſelben iſt an manchen Orten glatt und ſchimmernd.

Von hier folgte ich dem Laufe des Fluſſes, bis George-Town hinunter, wo ich wieder überſetzte. Ich ging durch die Föderalſtadt, und längs dem Maryland-Ufer nach Piscatoway, und dann nach Port Tabacco, zwei kleinen Städten an Creeks gleiches Namens, d[illegible] in den Patowmack fallen. In der Nachbarſchaft von Piscatoway hat man einige ſchöne Anſichten des virginiſchen Ufers, beſonders zeichnet ſich Mount Vernon ſehr vortheilhaft aus.

Ich bemerkte hier eine große Menge der giftigen Weinſtöcke, die um die großen Bäume herumwachſen, und den gewöhnlichen Weinſtöcken ſehr ähnlich ſehen. Wenn ſie des Morgens, da die Zweige noch vom Thaue genäßt ſind, angefaßt werden, erregen ſie unfehlbar Blaſen an der Hand, die oft ſchwer wieder wegzuſchaffen ſind. Port Tabacco enthält etwa achtzig Häu-

ſer, die größtentheils von Holz und ſehr armſelig ſind. Es ſteht eine große von Quadern erbaute, Engliſch-Biſchöfliche Kirche an der Außenſeite der Stadt, die ehemals dem Orte zur Zierde gereichte, jetzt aber im verfallenen Zuſtande iſt. Die Fenſter derſelben ſind zerbrochen, und der Weg führt durch den Kirchhof über die Gräber, nachdem das Stacket, welches ihn umgab, weggeriſſen iſt. Nahe bei der Stadt iſt Mount Miſery, auf dem ſich, nahe an der Spitze, eine medizini-ſche Quelle befindet, die im Sommer wegen des kalten Waſſers merkwürdig iſt.

Von Port Tabacco bis nach Hoes-Fähre, an dem Patowmack, iſt das Land flach und ſandig, und hat ein äußerſt trauriges Anſehn.

Das Auge erblickt hier Meilenwegs nichts als weite, vom Tobacksbau ausgeſogene Felder, die mit gelben Rindgraſe überwachſen ſind, und worauf hin und wieder Gruppen von Fichten und Cedern ſtehen, deren dunkelgrüne Farbe einen ſeltſamen Kontraſt, mit dem Gelb des Rindgraſes machen. In der Mitte dieſer Felder ſind noch Ueberreſte von verſchiedenen guten Häuſern, die zum Beweiſe dienen, daß der Boden ehemals anders war als er jetzt iſt. Dies ſind höchſt wahrſcheinlich die Häuſer der Leute, die ſich urſprünglich mit Lord Baltimore, in Maryland niederließen, die aber nun, da der Boden um ſie her ausgeſogen iſt, und die Leute es vortheilhaft gefunden haben, nach einem andern Theile des Landes zu gehen, und ein Stück fruchtbaren Landes zu entwalden, als den Verſuch zu machen, dieſe erſchöpften Felder wieder anzubauen, dem Zufall überlaſſen werden. Dem zufolge erſcheint die Gegend in vielen der niedrigen Theile Marylands, als wenn das letztere von der Hälfte ſeiner Einwohner verlaſſen wäre.

Es geht eine ſolche Anzahl Wege in verſchiedenen Richtungen über dieſe Ebenen, auf deren keinem irgend

etwas von einem Wegweiſungspfoſten anzutreffen iſt, und man begegnet ſo ſelten einem menſchlichen Weſen, daß es unmöglich iſt den Weg auf einmal zu finden. Anſtatt zwölf Meilen der Entfernung auf dem rechten Wege von Port Tobacco nach dem Fährhauſe, hatte mein Pferd gewiß ſchon zweimal ſo viel zurückgelegt, ehe wir dort ankamen. Das Fährhaus war eine der alten verfallenen Wohnungen, die vormals vielleicht einem wohlhabenden Pflanzer gehörte, und zur Zeit, da noch die Felder reiche Erndten Toback lieferten, dem müden Wanderer eine Erfriſchung gewährt haben würde; aber in dem Zuſtande, worin ich es ſah, war es ein Bild des Elendes und der Armuth.

Nachdem ich dritthalb Stunden auf mein Frühſtück gewartet hatte, war alles was ich erhalten konnte zwei Eier, eine Pinte Milch, und ein Stückchen Kuchenbrod, das kaum ſo groß als meine Hand und wenig beſſer als Teig war. Dies mußte ich noch mit meinem Bedienten theilen, der mich zu benachrichtigen kam, daß durchaus nichts mehr, als was man mir ſchon gebracht hätte, im Hauſe zu bekommen wäre. Ich erzehlte dieſen Umſtand mehreren Perſonen, als ich in Virginien kam, und viele derſelben verſicherten mich, daß ſie daſſelbe Schickſal in dieſem Hauſe gehabt hätten; und doch führte es den Namen eines Wirthshauſes. Womit ſich die weißen Menſchen in dieſem Hauſe ernährten, konnte ich nicht entdecken; aber es war ſichtbar, daß ſie Sorge für ſich trugen. Was die armen Sklaven indeß betrifft, deren ich mehrere in den benachbarten Hütten bemerkte, ſo hatten ſie äußerſt elendes Anſehn, und ſchienen halb verhungert zu ſeyn. Die Männer und Weiber waren mit Lumpen bedeckt, und die Kinder gingen ganz nackend herum.

Nachdem ich in das Fährboot getreten war, zeigte mir der Herr des Hauſes, ſich bewußt, daß er mir ſehr ſchmale Koſt gegeben hatte, an, daß in dem Fluſſe ſich

eine

eine Auſterbank befände, welcher ich nahe vorbei kommen müſſe, und daß, wenn ich ſtille halten wollte, die Leute des Boots mir im Ueberfluße davon verſchaffen könnten. Die Neugierde Friſchwaſſer-Auſtern zu koſten, bewog mich dies zu thun, und wir kamen in wenigen Minuten bei einem Haufen derſelben an. Dieſe Auſtern ſchmecken gekocht ſehr gut, aber roh, äußerſt unangenehm. In der That ſind alle Amerikaniſche Auſtern, ſelbſt die nicht ausgenommen, die bei Neu-York ganz nahe am Meere gefunden werden, nach der Meinung der meiſten Europäer, ſehr mittelmäßig und geſchmacklos, ſo lange ſie roh ſind. Die Amerikaner dagegen tadeln unſere Auſtern noch mehr, die, wie ſie ſagen, auf keine Weiſe gegeſſen werden könnten, weil ſie nach Kupfer ſchmeckten. Der Patowmack, ſo wie die übrigen Flüſſe Virginiens, hat einen Ueberfluß an vortreflichen Fiſchen aller Art, als Stöhren, Aloſen, Rochen, Heringen ꝛc., welche einen ſehr beträchtlichen Theil der Nahrung der Leute ausmachen, die in dieſen Gegenden leben.

Der Fluß iſt an der Fährſtelle wohl drei Meilen breit, und bei gewiſſen Winden ſteigt das Waſſer ſehr hoch. In dieſem Falle binden die Fährleute, ehe ſie abſetzen, gewöhnlich erſt die Pferde, aus Furcht vor Unfällen. In der That ſollten ſie dies bei den kleinen Böten, deren ſie ſich bedienen, immer thun; denn in dieſem Lande entſtehen ſehr häufig Windſtöße, und oft wenn ſie am wenigſten erwartet werden. Wegen der Vernachläßigung dieſer Vorſicht befand ich mich, während der Ueberfahrt, zwei bis dreimal auf dem Punkte, umzuwerfen.

An der Virginiſchen Küſte, gerade über dem Fährhauſe, von welchem ich kam, ſind verſchiedene große Creeks, die in den Patowmack fallen, und welche man unmöglich zu Pferde paſſiren kann, ohne dreißig bis vierzig Meilen in einem ſandigen, unintereſſanten

Theile des Landes, nach den Fuhrten oder Brücken zu reiten. Ich wünſchte über dieſe Creeks zu kommen, und miethete daher Fährleute, mich zehn Meilen weiter den Patowmack hinunter, der Mündungen aller dieſer Flüſſe vorbei, zu ſetzen. Dies thaten ſie, und des Nachmittags landete ich am Strande, nicht wenig erfreut, das Ufer erreicht zu haben, ohne genöthigt worden zu ſeyn, einen Theil des Weges zu durchſchwimmen; denn während der letzten Stunde hatten die Pferde keine zwei Minuten lang ſtill geſtanden, und bei zwei Vorfällen wäre das Boot auf ein Haar, wegen des verlohrnen Gleichgewichts, umgeworfen; indem ſie ſich beide nach einer Seite deſſelben hinwandten, ſo daß wir nur mit Mühe dieſen Unfall verhindern konnten.

Die Gegend, wo ich landete, ſchien eine vollkommene Wildniß zu ſeyn. Keine Spur eines Weges oder Pfades war auf dem weißen loſen Sande zu ſehen, und die Cedern und Fichten wuchſen von allen Seiten ſo nahe an einander, daß es kaum möglich war, in irgend einer Richtung hundert Schritte vor ſich hin zu ſehen. Indeß folgte ich Muthmaßungen, ſo viel ich konnte, nach einer geraden Linie von dem Fluſſe in das Land, und kam, nach Verlauf einer Stunde, auf einen engen Weg, der zu einem großen, alten, von Ziegeln erbauten Hauſe führte, das denjenigen ähnlich war, die ich am Maryland-Ufer geſehen hatte. Als ich mich hier bei zwei Schwarzen nach einem Wirthshauſe erkundigte, erfuhr ich, daß in dieſer Gegend keines wäre; daß in dem vor mir liegenden Hauſe Niemand zu Hauſe wäre, daß ich aber, wenn ich ein wenig weiter reiten wollte, zu den Häuſern einiger Herren gelangen würde, wo ich gewiß ſeyn könnte, mit Vergnügen aufgenommen zu werden. Auf einer Strecke von fünf oder ſechs Meilen bemerkte ich verſchiedene andere alte Häuſer ähnlicher Art; und da es nun ſtark gegen die Nacht ging, fing ich an die Nothwendigkeit zu fühlen, nach einem der-

ſelben hinzugehn. Ich hatte lange Zeit niemanden geſehen, der mir die Eigner derſelben hätte nennen können, und ich überlegte ſchon bei mir, welches Haus ich beſuchen ſollte, als ein freundlicher alter Neger im Galopp hinter mir kam. Als ich mich an dieſen mit der Frage: welche die Beſitzer jener Häuſer ſeyen? wandte, gab er ſich große Mühe, mich zu verſichern, daß ich zu jedem dieſer Häuſer, wo ich auch abſteigen möchte, gut aufgenommen werden würde. Er ſagte mir, daß es keine Wirthshäuſer in dieſem Lande gebe, und empfahl mir ſehr dringend, ihm nach ſeines Herrn Hauſe zu folgen, welches nur eine Meile entfernt wäre, indem er hinzufügte, daß es ſeinem Herrn ſehr angenehm ſeyn würde, mich zu ſehen. Ich hatte ſchon vorher gehört, daß es in Virginien Sitte wäre, daß ein Reiſender, wenn ſich kein Wirthshaus in der Nähe fände, ohne Umſtände nach einem der Herrenhäuſer hinginge; ich folgte alſo dem Rathe des Negers, ritt nach der Wohnung ſeines Herrn, machte ihn mit meiner Lage bekannt, und bat, daß es mir erlaubt ſeyn möchte, mein Pferd für die Nacht in ſeinen Stall zu ziehen. Die Aufnahme indeß, die ich von dieſem Gentleman erhielt, war ſo ganz anders, als ich ſie zu erwarten war bewogen worden. Ich war froh, von ihm zu erfahren, daß es ein gutes Wirthshaus in der Entfernung von zwei Meilen gebe. Ich entſchuldigte mich daher wegen der genommenen Freiheit, und machte mich, ſo ſchnell als möglich, dahin auf den Weg. Aber ſtatt einer Entfernung von zwei Meilen fand ſich, daß es dreimal ſo weit entlegen wäre; und als ich endlich daſelbſt anlangte, war es eine elende Hütte. Indeß war jeder Zufluchtsort dem Hauſe eines Mannes vorzuziehen, der ſo gänzlich von aller Gaſtfreundſchaft entblößt war.

Des nächſten Tages kam ich in dieſem Orte bei der Wohnung eines Mannes an, der mich in Phila-

delphia eingeladen hatte, wenn ich durch Virginien käme, eine Zeitlang bei ihm zuzubringen. Einige der benachbarten Pflanzer ſpeiſten geſtern hier; und da ich ihnen erzehlte, was mir in Virginien begegnet ſey, äußerte die ganze Geſellſchaft das größte Erſtaunen, und verſicherte mich, daß es in dieſem Theile Virginiens unerhört wäre, daß man einen Fremden, von dem Hauſe eines feinen Mannes, wo er ſtill gehalten, nach einem Wirthshauſe hätte gehen laſſen, und wenn es auch noch ſo nahe geweſen wäre. Ein jeder ſchien begierig den Namen des Mannes zu erfahren, der mir eine ſolche Aufnahme gegeben, und bat mich ihn zu nennen. Ich that es, und die Virginier waren zufrieden; denn es war — ein Schotte, der, wie es ſchien, nur kurze Zeit vorher, von irgend einer Stadt nach der Pflanzung hingezogen war, wo ich ihn fand. Die Virginier in den niedrigen Theilen des Landes ſind wegen ihrer Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft gegen Fremde berühmt. Jenſeits der Berge iſt ein großer Unterſchied in den Sitten der Einwohner.

Eilfter Brief.

Von der nördlichen Strecke Virginiens (the Northern-Neck of Virginia) — Sie wurde zuerſt von Engländern angebauet — Von ihnen erbaute Häuſer exiſtiren noch — Ungleichheit des Vermögens unter den Einwohnern — Von Negern bearbeitete Landgüter — Lage der Sklaven — Iſt in den Carolinen ſchlimmer — Ländereien ausgeſogen vom Tabacksbau — Art der Kultur und Zubereitung des Tabacks — Häuſer in Virginien — Hölzerne werden vorgezogen — Niedere Volksklaſſen in Virginien — Ihr ungeſundes Anſehn.

Stratford, im April.

Dieſer Theil Virginiens, zwiſchen den Flüſſen Patowmack und Rappahannock, wird der Nördliche Strich (Northern-Neck) genannt, und iſt deswegen merkwürdig, weil er der Geburtsort vieler berühmten Leute war, die ſich während des Amerikaniſchen Krieges durch ihre großen Talente auszeichneten, und an deren Spitze General Washington ſteht. Hier war es, wo viele Engliſche Emigranten vom Stande ſich zu der Zeit niederließen, als Virginien noch eine junge Kolonie war, und verſchiedene Häuſer, die ſie erbauten, ſind noch vorhanden, und gleichen genau den alten herrſchaftlichen Häuſern in England, beſonders in den Grafſchaften Richmond und Weſtmoreland. Einige von dieſen ſind, gleich den Häuſern in Maryland, gänzlich in Ruinen; andere werden von den gegenwärtigen Beſitzern in gutem Zuſtande erhalten, die eine Lebensart führen, welche der, der Engliſchen Land-Edelleute, näher kommt, als es, noch einige andere Theile Virginiens ausge-

nommen, irgendwo anders auf dem feſten Lande gewöhnlich iſt.

Unter den hieſigen Einwohnern und denen der niedrigen Theile Virginiens herrſcht eine Ungleichheit, die in dem übrigen Amerika, nur die großen Städte ausgenommen, unbekannt iſt. Anſtatt daß die Ländereien gleichmäßig vertheilt ſeyn ſollten, ſind ein Paar Individuen im Beſitze ungeheurer Güter, und ziehen große Einkünfte von ihnen, während der größte Theil des Volks nur in ſehr mittelmäßigem Stande lebt. Da die meiſten dieſer großen Güterbeſitzer zugleich eine liberale Erziehung genoſſen haben, welches bei den andern nicht der Fall iſt, — ſo iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen noch bemerkbarer. Ich traf mehrere in dieſer Gegend, die in England in den öffentlichen Schulen und Univerſitäten auferzogen waren, woſelbſt, bis zu dem unglücklichen Kriege, der die Kolonien vom Mutterlande trennte, ſehr gewöhnlich die meiſten jungen Leute ihre Bildung erhielten. Und noch jetzt werden viele dahin geſandt, da die Verehrung des Landes, wo ihre Vorfahren herſtammen, und mit welchem ſie noch lange nachher verbunden waren, keineswegs ſchon erloſchen iſt.

Indeß iſt doch jetzt keine ſo große Ungleichheit unter den Einwohnern des Northern-Necks, als vormals, und ſie wird mit jedem Jahre weniger bemerklich, weil theils viele große Güter in kleinere zerſtückelt werden, indem die Einwohner nach andern und geſundern Gegenden des Landes ziehen; theils aber, und noch mehr deswegen, weil die gegenwärtigen Geſetze Virginiens einem Sohne nicht erlauben, das Landeigenthum ſeines Vaters, mit Ausſchluß ſeiner Brüder, allein zu erben.

Die großen Pflanzer in Virginien haben faſt alles, was ſie bedürfen, auf ihren eigenen Gütern. Unter ihren Sklaven befinden ſich Schneider, Schuſter,

Zimmerleute, Schmiede, Drechsler, Wagner, Weber, Gerber ꝛc. Ich habe Proben eines vortreflichen groben wollenen Zeuges geſehen, das im Lande von Sklaven verfertiget war, ſo wie Kattunwaaren aller Art, und unter andern auch guten Nanking. Baumwolle kommt hier äuſserſt gut fort. Die Pflanzen erſterben oft im Winter; aber das erſte Jahr, da ſie geſäet ſind, tragen ſie immer im Ueberfluſs. Die Baumwolle, von der der Nanking gemacht wird, iſt eine beſondere Art von gelblicher Farbe.

Die Wirthſchaft auf den groſsen Gütern wird von Verwaltern und Inſpektoren getrieben; die Eigenthümer ſelbſt amüſiren ſich nur damit, zu ſehen, was vorfällt. Die Arbeit wird allein von Negerſklaven verrichtet, deren es hier doppelt ſo viele als Weiſse giebt. Die Sklaven werden auf den groſsen Gütern im Allgemeinen ziemlich gut genährt, und mit Milde behandelt. Während beinahe drei Monaten, da ich in Virginien war, hörte ich nur von drei Beiſpielen einer übeln Behandlung. Ihre Quartiere — ſo nennt man ihre Wohnungen — liegen gewöhnlich ein bis zweihundert Ruthen von dem Herrnhauſe entfernt, welches dem Landgute eines jeden Pflanzers in Virginien das Anſehn eines Dorfes giebt. Wenn indeſs das Gut ſo groſs iſt, daſs es in verſchiedene Maierhöfe vertheilt werden kann, ſo werden mit jedem derſelben beſondere Quartiere verknüpft. Nahe an ihren Wohnungen haben die Sklaven gewöhnlich kleine Gärten und Hühnerhöfe, die ganz ihr Eigenthum ſind. Sie haben Zeit genug ihren eigenen Dingen vorzuſtehn; ihre Gärten ſind gewöhnlich gut beſorgt, und ihr Federvieh iſt zahlreich. Auſser den Nahrungsmitteln, die ſie ſelbſt für ſich aufziehn, bekommen ſie gute Razionen von geſalzenem Schweinfleiſch und Türkiſchem Korn. Manche ihrer kleinen Hütten ſind ganz artig meublirt, und ſie ſelbſt ſind gewöhnlich äuſserſt gut

gekleidet. Kurz, ihre Lage iſt bei weitem ſo ſchlimm nicht, als man es ſich vorſtellen ſollte. Sie müſſen beſtimmte Stunden des Tages arbeiten; aber dagegen werden ſie auch gut gekleidet, genährt und logirt, und dürfen wegen des Fortkommens ihrer Kinder nicht beſorgt ſeyn.

Die Zahl der Sklaven vermehrt ſich ſehr ſchnell, ſo, daß es kaum ein Landgut giebt, wo ſie nicht im Ueberfluſſe wären. Dies iſt ein Umſtand, worüber alle Pflanzer klagen, da die Ernährung mehrerer Sklaven, als die Kultur eines Gutes erfordert, mit großen Unkoſten verbunden iſt. Gründe der Menſchlichkeit halten ſie ab, die armen Geſchöpfe zu verkaufen, oder ſie von dem Flecke wegzutreiben, wo ſie, mitten unter ihren Freunden und Anverwandten, gebohren und erzogen ſind. Was ich hier in Betreff der Lage und der Behandlung der Sklaven geſagt habe, betrift, wie ich noch erinnern muß, nur diejenigen, die ſich auf den großen Pflanzungen in Virginien befinden; das Loos derjenigen, die unglücklich genug ſind, in die Hände der untern Volksklaſſen der Weißen und der harten Zuchtmeiſter in den Städten zu fallen, iſt ganz verſchieden. Eben ſo zeigt ſich in den Carolinen und Georgien die Sklaverei in weit gehäſſigerem Lichte, als ſie in Virginien ſelbſt da ſcheint, wo es am ſchlimmſten iſt. Man hat mir verſichert, daß es keine ungewöhnliche Sache ſey, Truppen von Negern bei einem Wettrennen aufs Spiel geſetzt, und dieſe unglücklichen Weſen Tage lang von einer Partei trunkener Spieler zur andern herumtreiben zu ſehen. Wie ſehr ſind die Geſetze zu tadeln, die ſolche Mißbräuche dulden; und doch ſind dies die Geſetze, die von Menſchen gegeben ſind, welche mit ihrer Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit prahlen, und es wagen zu behaupten, daß nur in der Bruſt der Amerikaner allein die Segnungen der Freiheit nach ihrem Werthe geſchätzt würden!

Der Northern = Neck iſt, mit Ausnahme von ſehr wenigen Stellen, flach und ſandig, und voll Fichten und Cedern. Einige Theile deſſelben ſind gut angebauet, und geben reichliche Erndten; aber dieſe ſind ſo ſehr mit ausgedehnten Strecken wüſten, vom Tabacksbau ausgeſogenen, faſt von allem Grün entblößten Landes vermiſcht, daß im Ganzen die Gegend das Anſehn einer Wüſtenei hat. Dies iſt allenthalben der Fall, wo Taback zum Hauptgegenſtand des Ackerbaues gemacht iſt. Daß der Boden ſo verſchlimmert wird, rührt indeß nicht ſo ſehr von der großen Menge Nahrung her, welche die Tabackspflanze erfordert, als vielmehr von der beſondern Art der Kultur derſelben, die es nothwendig macht, daß beſtändig Menſchen zwiſchen den Pflanzen, von dem Augenblicke an, da ſie geſetzt ſind, herumgehn, ſo daß der Boden um jede Pflanze, den ganzen Sommer durch, den brennenden Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt, und am Ende dieſer Jahrszeit einem harten, viel betretenen Fußweg gleicht. Auch hat das verderbliche Syſtem geherrſcht, daſſelbe Stück Landes Jahr auf Jahr ſo lange zu bearbeiten, bis es gänzlich erſchöpft war; dann wurde es vernachläßigt, und ein anderes Stück geklärt, das immer das erſte und zweite Jahr gute Erndten hervorbrachte, bis auch dies ausgeſogen war, und wüſte liegen blieb.

Viele der Pflanzer fangen endlich an einzuſehen, daß es unvernünftig ſey, ihr Land auf dieſe Weiſe zu verderben, und ziehen jetzt nur eine Erndte Taback auf einem Stücke neuen Landes; dann ſäen ſie zwei Jahre lang Weizen, und zuletzt Klever. Erſt thun ſie zwölf bis funfzehnhundert Büſchel Dünger auf jeden Acker, welche Quantität zugleich für den Taback und den Weizen hinreichend befunden wird; von dem letztern werden ungefähr zwanzig Büſchel auf jedem Acker producirt.

In einigen Theilen Virginiens treiben die auf dieſe Weiſe wüſte liegenden Ländereien in ſehr kurzer

Zeit Fichten und Cedern von ſelbſt auf, in welchem Falle ſie wegen des Schutzes, den ſie dadurch vor dem gewaltigen Einfluſſe der Sonne erhalten, ihre ehemalige Fruchtbarkeit am Ende von funfzehn bis zwanzig Jahren wieder erhalten; aber in andern Gegenden verfließen viele Jahre, ehe etwas Grünes ſich darauf ſehen läßt. Die ſo von ſelbſt aufſchießenden Bäume wachſen ſehr dicht an einander. Sie erreichen die Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß in derſelben Zahl von Jahren. Indeß enthalten ſie nur wenig Saft, und ſie vergehen kurze Zeit, nachdem ſie umgehauen ſind.

Taback bauet und bearbeitet man auf folgende Weiſe: Wenn der Frühling ſo nahe iſt, daß man alle Furcht vor Froſt aufgegeben hat, wird eine bequeme Stelle des Bodens von zwanzig bis hundert Quadratfuß gewählt, worauf ungeheure Holzſtaveln verbrannt werden, um das Unkraut und die Inſekten zu zerſtöhren. Die warme Aſche wird dann in die Erde gegraben, und die Saat, welche ſchwarz und äußerſt klein iſt, geſäet. Dann wird zunächſt das Ganze mit Buſchwerk bedeckt, um ſo viel möglich Fliegen und Vögel davon abzuhalten; aber dies iſt gewöhnlich ein ſehr unwirkſames Mittel: denn die Pflanze erſcheint nicht ſobald oberhalb des Bodens, als ſie auch ſchon von einer großen ſchwarzen Fliege, von der Bremſenart, angegriffen wird, welche die Blätter zerſtöhrt. Es werden ſehr oft Leute hingeſandt, dieſe Fliegen abzunehmen; aber oft geſchieht, ungeachtet aller ihrer Sorgfalt, ſo viel Schaden, daß wenige Pflanzen übrig bleiben. Als ich durch Virginien reiſete, hörte ich allgemein über die Verwüſtungen klagen, welche ſie angerichtet hätten; die Bette waren beinahe zerſtöhrt.

Sobald die jungen Pflanzen eine hinreichende Größe erreicht haben, werden ſie in Felder verpflanzt,

und in Haufen (hillocks), in der Entfernung von drei bis vier Fuß, von einander geſetzt. Hier haben ſie wiederum mit andern Feinden zu kämpfen: die Wurzeln werden von Würmern angegriffen, und zwiſchen die Blätter und dem Stengel legen verſchiedene Fliegen ihre Eier nieder, zum unfehlbaren Verderben der Pflanzen, wenn ſie nicht ſogleich weggenommen werden. Es iſt daher, wie ich ſchon bemerkt habe, durchaus nothwendig, daß beſtändig Leute zwiſchen den Pflanzen herumgehen, um ſie zu bewachen, und zur gehörigen Zeit zu reinigen. Die Kronen der Pflanzen werden auf einer gewiſſen Höhe abgebrochen, und die zwiſchen den Blättern hervorkommenden Schößlinge werden eben ſobald vernichtet, als entdeckt. Nach den verſchiedenen Arten des Tabacks, die der Pflanzer nun zu haben wünſcht, bleiben die obern, mitlern oder untern Blätter ſitzen. Die untern Blätter werden am größten; auch ſind ſie milder, und gelber als diejenigen, welche mehr an dem obern Theile der Pflanzen wachſen. Wenn ſie zur Reife gelangt ſind, welches gewöhnlich im Auguſt der Fall iſt, werden die Pflanzen abgeſchnitten; es werden Pflöcke in die Stengel derſelben getrieben, und man hängt ſie dann in großen, eigentlich dazu erbaueten Häuſern zum Trocknen auf. Iſt das Wetter zum Trocknen der Pflanzen nicht günſtig, ſo wird Feuer angezündet, und man läßt den Rauch zwiſchen den Pflanzen herumgehen. Dies geſchieht auch zuweilen um den Blättern eine braunere Farbe zu geben, als ſie von Natur haben. Darauf werden ſie in Bündel von ſechs bis ſieben Blätter zuſammen gebunden, und in Haufen zuſammen geworfen, um zu ſchwitzen; und wenn dies geſchehen iſt, trocknet man ſie aufs neue. Nachdem ſie gehörig präparirt (cured) ſind, werden die Bündel, mit Hülfe einer Preſſe, in Orhoften gepackt, die etwa achthundert bis tauſend Pfund Gewicht enthalten kön-

nen. Die Pflanzer ſchicken den ſo gepackten Taback der nächſten Seeſtadt, wo er vor der Ausführung von einem beeidigten Inſpektor geſchaut wird, der zum Beweiſe, daß er geſund, verkäuflich, und zum Ausführen geſchickt ſey, ein Certifikat ertheilt, oder im entgegengeſetzten Falle ihn dem Eigner zurückſendet. Einige der Waarenhäuſer, nach denen der Taback zur Schau gebracht wird, ſind ſehr geräumig, und geſchickte Kaufleute können, ſobald ſie das Waarenhaus kennen, wo er beſchaut worden iſt, genau die Güte des Tabacks beſtimmen *). Da, wo die Wege gut und trocken ſind, wird der Taback auf eine ganz eigene Weiſe nach den Waarenhäuſern gebracht. In die beiden Böden des Faſſes werden zwei hölzerne Nägel, gleich einer Achſe, hineingetrieben; ein Paar eigentlich dazu gemachte Ringe werden darüber gehängt, und ſo wird das Oxhoft von einem oder zwei Pferden fortgezogen. In dieſem Falle aber trägt man große Sorgfalt die Reifen ja recht ſtark zu machen.

Es wird jetzt nicht völlig ſo viel Taback, als ſonſt gebauet, da die große Nachfrage nach Weizen die Pflanzer bewogen hat, dieſe Kornart vorzugsweiſe zu produciren. Diejenigen, welche Taback und Mais bauen, werden Pflanzer, diejenigen aber, welche Getreide bauen, Landwirthe (Farmers) genannt.

Obwohl manche der Häuſer in dem Northern-Neck von Ziegeln und Sandſteinen, nach Art der al-

*) Nach den Geſetzen Amerika's darf kein Erzeugniß, das irgend eine Bearbeitung erfordert hat, als Mehl, Pottaſche, Taback, Reis ꝛc., ohne vorgängige Schauung ausgeführt, ja nicht einmal in ein Boot geladen werden, um es den Fluß hinunter, nach einem Seehafen zu bringen. Die Inſpektoren ſind alle beeidigt, werden von den Staaten bezahlt, und dürfen von keinem Individuum Geld nehmen. Dies iſt eine ſehr kluge Maßregel; denn da nur das Beſte von jedem Artikel außer Landes geſandt werden kann, ſo wird der Preis Amerikaniſcher Produkte dadurch in fremden Landen erhöht, und die Nachfrage vermehrt.

ten Herrenhäuſer in England, erbauet ſind, ſo iſt doch die größte Zahl derſelben durch ganz Virginien von Holz, wozu auch alle diejenigen gehören, welche man in den letzteren Jahren aufgeführt hat. Dies kommt vorzüglich von einer allgemein angenommenen, wenn gleich grundloſen Meinung, daß hölzerne Häuſer die geſundeſten ſeyen, weil ſie von Innen nie feucht ſind, wie es bei den von Ziegeln erbaueten, bei regnichtem Wetter, der Fall iſt. An der Vorderſeite jedes Hauſes iſt ein Schuppen oder Wetterdach, das gewöhnlch die ganze Breite des Hauſes einnimmt; ſehr oft iſt ein ähnliches hinter dem Hauſe, und zuweilen rund herum. Dieſe Wetterdächer gewähren, während des Sommers, einen angenehmen Schutz gegen die Sonne. Der Saal in einem Virginiſchen Hauſe iſt, bei heißem Wetter, wegen des dadurch gehenden Luftzuges, immer ein Lieblingszimmer, und, gleich einer Vorſtube, mit Sophas ꝛc. ausmeublirt.

Der gemeine Mann hat in den untern Theilen Virginiens eine ſehr bleiche Geſichtsfarbe, welches von den brennenden Sonnenſtrahlen im Sommer, und den gallenartigen Zufällen, denen ſie gegen das Ende des Jahrs ausgeſetzt ſind, herrührt. Die Weiber ſind nichts weniger als hübſch, und die Kleidung, welche ſie außer dem Hauſe tragen, ſich gegen die Sonne zu ſchützen, verunſtaltet ſie noch mehr, als die Natur es ſchon ohnehin gethan hat. Es wird ſehr gewöhnlich eine Art Kappe hier getragen, welche ſie ungemein entſtellt. Es iſt eine Art Haube, die dicht am Hinterkopfe anliegt, und deren Vordertheil, vermittelſt kleiner Stücke Rohrs, ſich beinahe zwei Fuß in horizontaler Richtung hinaus erſtreckt. Wenn ein Frauenzimmer, das ſolche Kappe trägt, jemanden anſehen will, muß ſie ſich erſt ganz umdrehen.

In den obern Theilen des Landes, nach den Gebirgen hin, ſind die Weiber ganz anders, und haben ein geſundes und hübſches Anſehen.

Zwölfter Brief.

Die Stadt Tappahannock — Rappahannock-Fluß — Haiſiſche in demſelben — An Urbanna gränzende Gegend — Feuersbrünſte in den Waldungen ſind ſehr gewöhnlich — Methode, deren ſchrecklichen Fortgang zu hemmen — Verfahren, um Terpentin von den Bäumen zu ſammeln — Glouceſter — York-Town — Ueberreſte von Befeſtigungen, die während des Krieges hier errichtet waren — Noch vorhandene Häuſer, die von Kanonenkugeln zerſchmettert ſind — Höhle im Ufer des Fluſſes — Williamsburgh — Rathhaus in Ruinen — Bildſäule des Lords Bottetourt — William und Mary's Kollegium — Beſchaffenheit der Studenten.

Williamsburgh, im April.

Seit meinem letzten Schreiben habe ich den größten Theil meiner Zeit in den Häuſern verſchiedener Gutsbeſitzer im Northern-Neck verlebt. Vor vier Tagen ging ich über den Rappahannock-Fluß, der den Northern-Neck an einer Seite begränzt, nach Tappahannock oder Hobbs Hole, einer kleinen Stadt, die ungefähr hundert Häuſer enthält. Vor dem Kriege war dieſe Stadt in beſſerem Zuſtande, als jetzt. Dieſer unglückliche Streit ruinirte den Handel dieſes kleinen Platzes, wie den der meiſten Seeſtädte in Virginien. Der Rappahannock iſt der Stadt gegenüber, die etwa ſiebenzig Meilen von ſeiner Mündung entfernt liegt, ungefähr drei viertel Meilen breit. Man findet ſehr oft Haiſiſche in dieſem Fluſſe. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Fiſche alle an der Seite des Fluſſes gefunden werden, wo die Stadt liegt.

Von Tappahannock nach Urbanna, einer andern kleinen Stadt am Rappahannock, ungefähr fünf und zwanzig Meilen niedriger, hat das Land nur ein armſeliges Anſehn.

Die ebene und ſehr ſandige Landſtraſſe läuft meilenwegs durch Waldungen. Man bemerkt nur wenige Wohnungen von derſelben, und dieſe ſind von ſehr armſeliger Beſchaffenheit. Die Wälder beſtehen größtentheils aus ſchwarzen Eichen, Fichten und Cedern, die nur auf dem ſchlechteſten Erdreich wachſen.

Auf dieſem Wege kommt man über mehrere Creeks, die ſich in den Rappahannock ergießen, in deſſen Nachbarſchaft es ausgedehnte Moräſte giebt, die, wie man leicht denken kann, das benachbarte Land ſehr ungeſund machen. In dieſen Moräſten ſieht man beſtändig eine ſolche Anzahl von Schnepfen, daß es kaum möglich ſeyn würde, eine Flinte in horizontaler Richtung abzufeuern, ohne mehrere mit einem Schuſſe zu tödten.

Als ich durch dieſen Theil des Landes kam, bemerkte ich viele Spuren von Feuersbrünſten in den Wäldern, welche im Frühling häufig zu ſeyn ſcheinen. Sie entſtehen gewöhnlich aus der Nachläßigkeit der Menſchen, die beſtändig Strauchwerk verbrennen, um das Land zu ſäubern; und wenn man bedenkt, wie oft ſie ſich ereignen, ſo iſt es ein Wunder, daß ſie nicht mit nachtheiligern Folgen begleitet ſind, als es gewöhnlich der Fall iſt. Ich war ſelbſt einmal Zeuge von einer ſolchen Feuersbrunſt, die in Northern-Neck ausbrach. Der Tag war äußerſt heiter geweſen; und da er zu dem Zwecke günſtig ſchien, waren große Quantitäten Buſchwerk an verſchiedenen Orten verbrannt worden. Indeß wurde es des Nachmittags ſchwül, und man bemerkte dann und wann Ströhme heißer Luft, die gewöhnlichen Anzeigen einer Windbraut. Gegen fünf Uhr wurde der Horizont nach Norden hin dunkel, und es entſtand ein fürchterlicher Wirbelwind. Ich

ſtand zu der Zeit mit einem Bekannten auf einer Anhöhe, und bemerkte ihn allmählig herankommen. Er führte eine Staubwolke, trockene Blätter, und Stücke verfaultes Holz mit ſich, wie er herankam; riß an manchen Stellen die Zäune nieder, und deckte die Dächer der Viehſtälle ab. Vergebens gaben wir uns alle Mühe, ein Obdach zu erhalten: in zwei Minuten überfiel uns der Sturm; der Angriff war gewaltig; es war kaum möglich zu ſtehen und ſchwer zu athmen. Der Wirbelwind war in drei Minuten vorüber; aber es erfolgte ein heftiges Ungewitter, das über eine halbe Stunde dauerte. Als wir uns in dem Augenblicke, da der Sturm vorüber war, umſahen, erſchien eine erſtaunende Feuerſäule in einem Theile des Waldes, wo einiges Geſträuch verbrannt war, und an manchen Stellen erhoben ſich die Flammen beträchtlich über die Gipfel der Bäume, obſchon ſie von hohem Wuchs waren. Es war ein furchtbarer und zugleich erhabener Anblick. Die Neger auf den benachbarten Pflanzungen waren alle mit ihren Hacken verſammelt, und in jedem Winkel waren Wachen geſtellt, um Lärm zu machen, wenn das Feuer noch anderswo ausbräche, damit der Brand nicht allgemein würde. Nach einer Pflanzung wurde von dem Winde ein Funken über eine halbe Meile hinüber getragen; indeß ſtürzte glücklicherweiſe bald nachher ein Regenguß herab, und ſetzte die Leute in den Stand, das Feuer überall auszulöſchen.

Wenn dieſen Feuersbrünſten nicht bei Zeiten Einhalt geſchieht, ſo nehmen ſie bis zu einer beunruhigenden Größe überhand; und wenn das Gras und die verdorrten Blätter gerade ſehr trocken ſind, und der Wind ſtark iſt, verbreiten ſie ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß der geſchwindeſte Läufer oft von den Flammen ergriffen wird, indem er ſich bemüht ihnen zu entfliehen. Ich habe ſogar Leute gekannt, auf deren Wahrheitsliebe ich mich verlaſſen konnte, die mich verſicherten,

ſie

ſie hätten oft viele Mühe gehabt, dem Feuer zu entgehen, obwohl ſie auf guten Pferden geritten wären.

Es giebt nur ein Mittel, den Fortgang eines Feuers dieſer Art, was ſo ſchnell auf dem Boden um ſich greift, zu hemmen. In einiger Entfernung wird an mehreren Stellen Feuer gerade über demjenigen angezündet, welches man auszulöſchen wünſcht, ſo daß es dem Laufe, den der Brand, der Richtung des Windes nach, wahrſcheinlich zu nehmen hat, gerade entgegengeſetzt iſt. Eine hinlängliche Anzahl mit Rechen und Hacken verſehener Menſchen bewacht ſorgfältig das Feuer an ſolchen Stellen, damit es ſich nirgends hin verbreite, als nach der Seite des Brandes; welches ſich leicht thun läßt, wenn gleich zu Anfange darauf geachtet wird. So vereinigt ſich in wenigen Minuten der gegenſeitige Brand, und muß natürlich wegen Mangel an Nahrung aufhören, da das Gras und Laub von allen Seiten abgebrannt iſt. Gewöhnlich giebt es nur ſehr weniges Gebüſch in den Wäldern Amerikas, ſo daß das Feuer hauptſächlich längs dem Boden hinläuft; indeß werden die Bäume ſehr oft verſengt, aber es geſchieht ſelten daß ſie ganz verzehrt werden.

Die Gegend zwiſchen Urbanna und Glouceſter, einer Stadt am York-Fluſſe, iſt weder ſo ſandig noch ſo flach, als die, welche an den Rappahannock ſtößt. Die Bäume — größtentheils Fichten — ſind ſehr hoch, und liefern eine Menge Terpentin, welcher in großen Quantitäten von ihnen gezogen wird, doch meiſtentheils nur zu eigenem Gebrauche. Man erhält den Terpentin dadurch, daß man einen großen Einſchnitt in das Holz macht, und einen Trog darunter ſetzt, um die [illegible] Subſtanz, die aus der Wunde träufelt, aufzufangen. Die ſo angezapften Bäume bleiben nur noch eine kurze Zeit, und werden dann umgehauen. In dieſem Landſtriche giebt es eine Menge Teiche, oder kleiner Seen, die mit Holz umge-

ben ſind, und deren einige ein ſehr reizendes Geſtade haben. Von den meiſten dieſer Seen fällt das Waſſer in irgend ein Creek oder Fluß, welches vortrefliche Lagen für Mühlen abgiebt.

Glouceſter enthält nur zehn oder zwölf Häuſer. Es liegt auf einer Landzunge, der Stadt York nahe gegen über, welche an der andern Seite des Fluſſes liegt. Es befinden ſich hier noch Ueberreſte von zwei bis drei Schanzen, die zur Zeit des Krieges aufgeworfen ſind. Der Fluß iſt zwiſchen dieſen beiden Orten ungefähr anderthalb Meilen breit, und fünfthalb Faden tief.

Die Stadt enthält etwa ſiebenzig Häuſer, eine episkopaliſche Kirche und ein Gefängniß. Sie iſt jetzt nur noch ein Drittheil ſo groß, als ſie vor dem Kriege war, und ſcheint nicht ſobald ihren ehemaligen Flor wieder zu erhalten. Ehemals wurden große Quantitäten Taback hier geſchaut, jetzt aber wird nur wenig davon in der Nachbarſchaft gezogen, da das Volk gegenwärtig den Weizen vorzieht. Das wenige was noch zur Schau geſandt wird, hält man für Taback von ſehr guter Qualität, und wird alles für den Londoner Markt aufgekauft.

York iſt deswegen merkwürdig, weil es der Ort war, wo Lord Cornwallis ſich mit ſeinem Corps der vereinigten amerikaniſchen und franzöſiſchen Armee übergab. Es ſind noch einige Schanzen übrig, die von jeder Armee errichtet wurden. Ueber einige iſt der Pflug hergegangen, und Gruppen von Fichten ſind auf den andern empor geſchoſſen, obwohl zur Zeit der Belagerung die Bäume nahe an der Stadt vernichtet wurden. Man kann noch ſo eben die erſte und zweite Parallele erkennen, wenn jemand, der in ihrem vollkommenen Zuſtande mit ihnen bekannt war, ſie auszeichnet.

In der Stadt tragen die Häuſer noch ſichtbare Merkmale der Belagerung, und die Einwohner wollen es durchaus nicht zugeben, daß die von den Kanonenkugeln gemachten Löcher an der Außenſeite ausgebeſſert werden. Es iſt beſonders ein an der Außenſeite der Stadt ſtehendes Haus hier, was auf das erbärmlichſte zugerichtet iſt. Es war das Haus des Herrn Nielſon, eines Secretärs unter der königlichen Regierung, und wurde zum Hauptquartiere des Lord Cornwallis gemacht, als er zuerſt zur Stadt kam; aber es war ſo ſehr bloß geſtellt, und gab den Feinden ein ſo gutes Merkzeichen, daß er bald genöthiget wurde es zu verlaſſen.

Die Ufer des Fluſſes ſind da wo die Stadt liegt, wenige Stellen ausgenommen, hoch und unzugänglich. Der vorzüglichſte Theil der Stadt iſt auf der Spitze derſelben erbaut; einige Fiſcherhütten und Waarenhäuſer allein ſtehen unten. Es wird hier eine Höhle im Ufer gezeigt, von der das Volk behauptet, daß ſie während der Belagerung, nachdem die Kanonade des Feindes ſchon lebhaft geworden war, zum Hauptquartiere gedient habe; aber eigentlich wurde ſie für eine Dame gemacht, und mit grünem Fries behangen, die entweder die Frau oder die Bekannte eines Offiziers war, aus Furcht nicht in der Stadt bleiben wollte, und vor Angſt nach ihrer Beziehung der Höhle ſtarb.

Zwölf Meilen von York nach Weſten liegt Williamsburgh, ehemals der Sitz der virginiſchen Regierung. Bei dem Kriege wählte man Richmond dazu, das weiter von der Küſte entfernt, und daher ſicherer und den Plünderungen nicht ſo ſehr ausgeſetzt war, wenn der Feind landen ſollte. Auch hatte Richmond den Vortheil, oben an einem ſchiffbaren Fluſſe zu liegen, und es war daher wahrſcheinlich, daß dieſes zu einer Höhe ſteigen würde, welche die anderen Städte wohl nie erreichen dürften. Es iſt in der That nicht zu

begreifen, was die Menſchen bewogen haben mag, den Fleck worauf Williamsburgh liegt, in der Mitte einer Ebene und anderthalb Meilen von jedem ſchiffbaren Strohm entfernt, für eine Stadt zu wählen, da doch ſo viele anſehnliche Flüſſe in der Nachbarſchaft ſind.

Die Stadt beſteht aus einer Hauptſtraße, und zwei andern die ihr parallel laufen. An einem Ende der Hauptſtraße ſteht das Kollegium, und an dem andern das alte Kapitol oder Rathhaus; ein geräumiges Gebäude von Ziegeln, was jetzt vernachläßiget wird, und verfällt. Die Häuſer um daſſelbe ſind größtentheils unbewohnt, und ſtellen ein Schwermuth erregendes Bild dar. Im Saal des Kapitols ſteht eine verſtümmelte Bildſäule des Lord Bottetourt, eines ehemaligen königlichen Gouverneurs von Virginien: ſie wurde auf öffentliche Koſten zum Andenken an die gerechte und populäre Adminiſtration des Lords errichtet. Während des Krieges, als Partheiwuth aufs höchſte geſtiegen, und alles was zum Königthum gehörte, verhaßt war, wurde der Statue der Kopf und ein Arm abgeſchlagen. Sie ſteht jetzt ohne allen Schutz, und wird jeden Tag mehr entſtellt.

Ob das Motto unter dem Wappen: Resurgo rege favente, zu ſeinem jetzigen Schickſale etwas beigetragen, oder nicht, kann ich nicht beſtimmen; ſo wie es jetzt iſt, bleibt es als ein Denkmal der Vernichtung monarchiſcher Macht in Amerika.

Das William-und-Mary Kollegium, wie man es noch nennt, ſteht an dem entgegengeſetzten Ende der Hauptſtraße. Es iſt eine ſchwere Steinmaße, die, wie Herr Jefferſon ſagt, große Aehnlichkeit mit einem Ziegelofen hat, nur daß es bedeckt iſt. Die Zahl der Studenten war ungefähr dreißig, als ich mich hier befand. Ihrem Anſehen nach ſollte man eher glauben, daß das Seminarium vielmehr eine lateini-

ſche Schule, als ein Kollegium genannt werden müßte. Indeß höre ich, daß die Schulvorſteher ſeit der Revolution, da ſie das Kollegium ſo voll junger Leute fanden, die ſo eben erſt die Anfangsgründe des Latein und Griechiſchen erlernten — ein Umſtand der natürlich die andern, ſchon weiter fortgerückten abhielt dahin zu gehen — die Profeſſor-Stellen für dieſe zwei Sprachen fallen gelaſſen, und andere für dieſelben errichtet haben. Nach der jetzigen Einrichtung giebt es Profeſſoren des Rechts, der Medizin, der Phyſik, der Moralphiloſophie, der Mathematik und der neuern Sprachen. Der Biſchof von Virginien iſt Präſident des Kollegiums, und hat Zimmer in dem Gebäude. Als ich eines Tages bei ihm war, ſpeiſete ein halbes Dutzend der Studenten an ſeinem Tiſche, unter denen der älteſte etwa zwölf Jahr alt ſeyn mochte. Einige hatten keine Schuhe oder Strümpfe, andere keine Röcke an. Während der Mahlzeit ſtanden ſie beſtändig auf, um bei einem Seitentiſch ſich ſelbſt zu bedienen. Das ganze Mittagseſſen beſtand in einigen Gerichten geſalzenen Fleiſches und einer Auſterſuppe. Ich erwähne dieſes, um einen kleinen Begriff von amerikaniſchen Kollegien und Würden zu geben.

Die epiſkopaliſche Kirche, die einzige am Orte, ſteht in der Mitte der Hauptſtraße, und iſt ſehr im Verfall. An jeder Seite derſelben iſt ein weiter Raſenplatz, umgeben von niedlichen Häuſern, die an ein engliſches Dorf erinnern.

Die Stadt enthält etwa zwölfhundert Einwohner, und der geſellſchaftliche Zirkel darin wird für größer und zugleich für feiner gehalten als man ihn an irgend einem Orte dieſer Größe in Amerika findet. Es ſind hier keine Manufakturen im Gange, und der Handel iſt unbedeutend.

Es iſt ein Hoſpital für Wahnſinnige hier, aber es ſcheint nicht gut regulirt zu ſeyn.

Dreizehnter Brief.

Hampton — Fähre nach Norfolk — Gefahr beim Ueberſetzen über die zahlreichen Fährſtellen in Virginien — Norfolk — Die Geſetze in Virginien ſind dem Handels-Intereſſe ſchädlich — Die Straßen von Norfolk ſind enge und ſchmutzig — Gelbes Fieber daſelbſt — Bemerkungen über dieſe Krankheit — Heftiger Partheigeiſt zwiſchen den Einwohnern — Wenige Kirchen in Virginien — Verſchiedene in Ruinen — Privatbegräbniß-Plätze.

Norfolk, im April.

Von Williamsburgh nach Norfolk iſt die Gegend flach und unintereſſant. Hampton iſt eine kleine Stadt, an der Spitze einer Bay, nahe an der Mündung des James-Fluſſes. Sie enthält ungefähr dreißig Häuſer und eine biſchöfliche Kirche. Es werden jährlich einige Seeſchiffe hier gebaut, und Korn und Holzwaaren bis zu dem Betrag von ungefähr zwei und vierzig tauſend Dollars ausgeführt. Es iſt ein ſchmutziger, unangenehmer Ort, der immer mit einem abſcheulichen Geſtank erfüllt iſt, der zur Zeit der Ebbe von dem ſchlammigen Ufer herrührt. Von dieſer Stadt geht regelmäßig ein Fährboot quer über Hamptons Rhede, nach dem achzehn Meilen entfernten Norfolk. Ich war gezwungen hier meine Pferde verſchiedene Tage zurück zu laſſen, da alle zum Ort gehörigen Schuten, einige Meilen weit einen Creek hinauf geſchickt waren, um Stäbe zu holen, und man kein anderes Mittel kannte, die Pferde in die Fahrböte zu bringen, als vermittelſt dieſer flachbodigten Fahrzeuge,

über welche ſie an Bord laufen müſſen. Es iſt eine äuſerſt verdrießliche Arbeit, über die Fährſtellen in Virginien zu gehen; unter ſechs iſt kaum eine wo die Böte gut und wohlbemannt ſind, und man muß mit großer Sorgfalt zu Werke gehen, um ſich vor Unfällen in Acht zu nehmen, die nur zu gewöhnlich ſind. Auf meiner Ueberfahrt hörte ich von unzähligen friſchen Beiſpielen, daß Pferde beim Ein= und Ausgehen in den Böten, ertrunken oder getödtet waren, oder die Beine gebrochen hatten.

Norfolk liegt beinahe an der Mündung eines öſtlichen Armes des Eliſabeth=Fluſſes, des ſüdlichſten derjenigen, die ſich in die Cheſapeak=Bay ergießen. Es iſt die größte Handelsſtadt in Virginien, und führt einen blühenden Handel nach Weſtindien. Die Ausfuhr=Artikel beſtehen größtentheils in Taback, Mehl, Korn, und verſchiedenen Arten von Holzwaaren. Von den letzteren enthält es einen unerſchöpflichen Vorrath aus dem wilden Sumpf (Dismal Swamp) in der Nachbarſchaft.

Norfolk könnte einen weit größeren Handel haben als es jetzt führt, wenn es nicht durch unpolitiſche Geſetze, die in Virginien exiſtirt haben, daran wäre verhindert worden. Eins dieſer dem Handel ſo nachtheiligen Geſetze, wurde während des Kriegs gegeben. Durch dies Geſetz wurde verordnet, daß alle Kaufleute und Pflanzer in Virginien, die engliſchen Kaufleuten Geld ſchuldig wären, von ihren Schulden befreiet ſeyn ſollten, wenn ſie das ſchuldige Geld an den öffentlichen Schatz lieferten, anſtatt es nach Großbrittanien zu ſenden; und alle die, welche ſo etwas ſchuldig waren, wurden aufgefordert ſich zu ſtellen, und ihr Geld auf dieſe Weiſe zur Unterſtützung des Streites zu liefern, worin Amerika verwickelt war.

Die Schatzkammer wurde anfänglich durch dies Geſetz nicht viel reicher; denn der virginiſche Schuldner konn=

te für ſich nichts dabei gewinnen, wenn er ſeine Schuld dem Schatz bezahlte, da er dieſelbe Summe bezahlen mußte, die der engliſche Kaufmann von ihm zu fordern hatte: im Gegentheil konnte er beträchtlich dabei verlieren; ſein Credit würde durch eine ſolche Maaßregel in den Augen des engliſchen Kaufmanns vernichtet ſeyn, und ſie würde der Erneuerung des Handelverkehrs zwiſchen ihnen beiden nach dem Kriege eine beträchtliche Hinderniß in den Weg gelegt haben.

Als indeß das Kontinental-Papiergeld ſo ſehr heruntergeſetzt war, daß hundert Papier-Dollars nicht einen Thaler Silbergeld ausmachten, fingen manche, die den engliſchen Kaufleuten viel ſchuldig waren, an, dieſe Maaßregel aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten. Sie ſahen nun einen poſitiven Vortheil, wenn ſie ihre Schulden der Schatzkammer in dieſem Papiergelde entrichteten, welches eine geſetzmäßige Bezahlung war; ſie thaten alſo dies, und wurden demzufolge, nach den Geſetzen ihres Landes von ihren Schulden befreiet, obwohl ſie im eigentlichen Verſtande nicht mehr als ein Hundertheil bezahlt hatten. Vergebens bat der engliſche Kaufmann nach geendigtem Kriege um ſein Geld: er konnte in keinem Gerichtshofe Virginiens Recht bekommen. So um ſein Eigenthum betrogen, ſetzte er natürlich Mißtrauen in die Virginier, und weigerte ſich mit ihnen unter denſelben Bedingungen zu handeln, als mit den andern Staaten, und die Virginier haben dem zufolge, die Früchte ihres ſo ehrloſen Betragens geerndtet *).

---

*) Im Februar 1796 wurde dieſe ſchändliche Sache endlich durch die Agenten der brittiſchen Kaufleute vor das höchſte Gericht der vereinigten Staaten in Philadelphia gebracht, und die Entſcheidung des Gerichts fiel zu deſſen Ehren aus; denn es erklärte, daß alle dieſe Schulden nochmal bona fide an die engliſchen Kaufleute bezahlt werden ſollten.

Ein anderes dem Handels-Intereſſe im höchſten Grade ſchädliches Geſetz, iſt dasjenige, welches alles Landeigenthum unverletzlich macht. Dieſes Geſetz hat viele verleitet, ſich in Schulden zu vertiefen, und ſo lange es exiſtirt, wird ein Fremder ſich wohl in Acht nehmen, Leuten große Summen zu creditiren, die, wenn ſie mit dem ihnen anvertrauten Gelde Ländereien kaufen wollen, ſich geruhig darauf niederlaſſen können, ohne unter dem Schutze der Geſetze von den Gläubigern erreicht werden zu können. Dieſem Geſetze iſt es zuzuſchreiben, daß man in Norfolk noch nicht im Stande geweſen iſt, eine Bank zu errichten, obwohl dies für die Kaufleute von der größten Wichtigkeit ſeyn würde. Die Direktoren der Bank der vereinigten Staaten haben ſich immer durchaus geweigert, ſo lange noch dies Geſetz exiſtirte, einen Zweig derſelben ſich auf irgend einen Theil Virginiens erſtrecken zu laſſen. In Boſton, Neu-York, Charleton ꝛc. ſind neben andern Banken, unter der Sanktion jedes Staats-Gouvernements, Zweige der Bank der vereinigten Staaten.

Es ſind wiederholte Verſuche von der virginiſchen Staats-Aſſemblee gemacht worden, dieſes letzte Geſetz wieder aufzuheben; aber ſie ſind alle ohne Erfolg geweſen. Die Debatten über dieſen Gegenſtand, ſind mit Hitze geführt worden, und man hat die Namen der Majorität, die für die Fortdauer deſſelben geſtimmt hat, drucken laſſen, um ſie wo möglich, der Schande Preis zu geben. Aber es haben ſich ſo viele unter den Schutz dieſes Geſetzes begeben, und ſo viele finden noch ein Intereſſe an der Fortdauer deſſelben, daß deſſen baldige Aufhebung nicht wahrſcheinlich iſt.

Norfolk hat ungefähr fünfhundert Häuſer, wovon bei weitem der größte Theil von Holz, und nur ſchlecht gebaut iſt. Sie ſind alle ſeit dem Jahre 1776 aufgeführt, als die Stadt auf Befehl des Lord Dunmore, ehemaligen Gouverneurs von Virginien, gänzlich vom Feuer zerſtört wurde. Der bei dieſer Gelegenheit erlittene Verluſt, wird auf 300,000 Pfund Sterling geſchätzt. Nach

dem Hafen hin ſind die Straßen enge, und unregelmäßig. In andern Theilen der Stadt ſind ſie ziemlich breit, keine derſelben iſt gepflaſtert, und alle ſind kothig. In der That iſt der Geſtank, der in den heißen Sommer-Monaten von einigen ausgeht, abſcheulich. Es geht über alle Begriffe, daß Menſchen ſo gleichgültig gegen Reinlichkeit ſeyn können, die ſo viel zur Geſundheit beiträgt, und dies in einer Stadt, wo ein Sechstheil der Einwohner in einem Jahre, an einer peſtartigen Seuche geſtorben iſt. *)

*) Das gelbe Fieber, welches in den letzten Jahren ſo ſchreckliche Verwüſtungen in Amerika angerichtet hat, muß ohne Zweifel als eine Art Peſt betrachtet werden. Es erſchien zuerſt in Philadelphia, im Jahre 1793. Im Jahr 1794 brach es in Baltimore aus; 1795 in Norfolk, und 1796 wurde in Neu-York während des Sommers und Herbſtes von einer weit größeren Anzahl Sterbefällen gehört, als gewöhnlich der Fall iſt, und man hatte einen ſtarken Verdacht, daß ſie von dieſer Krankheit herrührten. Indeß wurde die Sache ſo viel wie möglich geheim gehalten, um einen ähnlichen Lärm zu verhindern, wie der im vorigen Jahre war, der der Stadt ſo vielen Schaden that.
Die Nachrichten von den ſchrecklichen Folgen, die dieſe Krankheit an allen den verſchiedenen Orten begleiteten, ſind faſt überall dieſelben, und gleichen ſehr denen, die von der Peſt gegeben werden. Ein plözliches Hinwegſterben der Menſchen, und unter den ſchrecklichſten Umſtänden. — Die Flucht derer, die noch geſund waren. — Die Kranken verlaſſen, ſterbend aus Mangel an den gewöhnlichen Bedürfniſſen. — Die Todten ohne alle Feierlichkeit in Haufen begraben. — Mitleiden verlohren. — Die Bande der Verwandſchaft bei einigen gelöſt, bei andern ein edles Beſtreben auf Gefahr ihres Lebens als Kräfte aufzubieten, das Schickſal ihrer Mitbürger zu erleichtern, und das allgemeine Elend abzuwenden — In Philadelphia wurden in der Zeit von drei Monaten nicht weniger als viertauſend Menſchen durch dieſe ſchreckenvolle Seuche hinweg gerafft, eine Zahl die damals ſich auf den zehnten Theil aller Einwohner belief. Baltimore und Neu-York litten nicht ſo hart; aber in Norfolk, wo man dreitauſend Einwohner rechnet, fielen fünfhundert als Opfer derſelben.

Unter den Einwohnern iſt eine große Anzahl Schotten und Franzoſen. Die letztern ſind faſt alle aus Weſtindien, und größtentheils aus St. Domingo. Nachdem die brittiſchen Truppen feſten Fuß auf dem franzö-

Die Krankheit iſt von verſchiedenen Aerzten auf ganz verſchiedene Weiſe behandelt worden, und da nach jedem verſuchten Syſtem, einige wenige dieſelbe überlebt haben: ſo iſt auch kein allgemeines angenommen. Indeß verſicherten mich mehrere Leute in Norfolk, die in dem kränklichſten Theile der Stadt, während der ganzen Dauer des Fiebers wohnten, daß als ein gutes Präſervativmittel, ſehr gewöhnlich ein ſtarkes Merkurialpurgativ, und nachher China genommen werde, und daß wenige, die dieſe Medizin genommen hätten, von dem Fieber wären angegriffen worden. Indeß ſcheint alles, was die Arzneikunde gegen den Fortgang dieſer Seuche, wenn ſie einmal ausgebrochen iſt, thun kann, von keiner großen Wirkung zu ſeyn; denn ſo lange das außerordentlich heiße Wetter dauert, wüthet das Fieber; verſchwindet aber gewöhnlich bei Annäherung der kalten Witterung. In Anſehung ſeines Urſprungs giebt es gleichfalls verſchiedene Meinungen. Einige haben behauptet, daß es allenthalben wo es ausbräche, von Weſtindien hingebracht ſey; andere daß es ſich im Lande erzeugt habe. Dieſe Meinungen ſind von beiden Seiten, von Aerzten, die an den Orten wo die Krankheit erſchien, wohnten, mit guten Gründen unterſtützt. Indeß giebt es einige wenige bekannte Umſtände, welche mich als Individuum veranlaſſen zu glauben, daß das Fieber auf dem Kontinent von Amerika erzeugt ſey. Erſtlich iſt das Fieber an den Theilen der Stadt ausgebrochen, die am engſten gebaut waren, und wo aus Nachläßigkeit die Straßen ſchmutzig und unflätig ſind; zweitens brach es regelmäßig während der heißen Jahrszeit, in den Monaten July und Auguſt aus, wenn die Luft auf der amerikaniſchen Küſte größtentheils ſtagnirend und ſchwül iſt, und vegetabiliſcher und thieriſcher Stoff in unglaublich kurzer Zeit in Fäulniß übergeht; drittens ſtarben im Jahre 1796 viele Leute an dieſer Krankheit, ungeachtet ein jedes weſtindiſche Schiff, das um dieſe Jahrszeit in den Hafen einlief, von dem Geſundheits-Offizier, einem ſtudierten Arzte — unterſucht wurde, und jedes verdächtige Schiff Quarantaine halten mußte. Die Bewohner von

ſiſchen Inſeln gefaßt hatten, ſtröhmten ſie in ſo erſtaunender Menge nach dieſe Stadt, daß zwiſchen zwei bis drei Tauſend derſelben auf einmal in Norfolk waren, wovon die meiſten ſich indeß über alle Theile des Landes verbreiteten. Diejenigen, welche in der Stadt blieben, eröffneten kleine Laden mit verſchiedenen Sachen, und unter dieſen fanden ſich viele, die ehemals in wohlhabenden Umſtänden geweſen waren, ehe man ſie aus ihrer Heimath vertrieben hatte.

Unter den amerikaniſchen Einwohnern dieſer Stadt, iſt immer ein ſtarker Partheigeiſt herrſchend geweſen. Dies wurde ſo weit getrieben, daß vor einigen Jahren, als einige engliſche und franzöſiſche Kriegsſchiffe auf der Rhede von Hampton lagen, und Matroſen von beiden am Lande waren, alles Volk ſich in Bereitſchaft ſetzte, ſich zur einen oder zur andern Parthei zu ſchlagen, um einen offnen Kampf zu beginnen, wenn nicht die Obrigkeit die Miliz hinausgeſchickt, und dem Streit ein Ende gemacht hätte.

Es ſind hier zwei Kirchen; eine für die Biſchöflichen, und eine andere für die Methodiſten. In der erſteren wird nur alle zwei oder drei Wochen Gottesdienſt gehalten, und von dem Volke im Allgemeinen, wird der Sonntag wenig geachtet. In der That hat das Volk faſt in ganz Unter-Virginien, das iſt zwiſchen den Bergen und der See, kaum einen Begriff von Religion, und auf dem Lande gerathen faſt alle Kirchen in Verfall. Auf meiner Reiſe durch dieſen Theil des Landes, bemerkte ich kaum eine Kirche, die nicht im verfallenen Zuſtande, mit zerbrochenen Fenſtern, aus den Angeln fallenden Thüren, und den im Walde herumlaufenden Schweinen und Hornvieh offen geweſen wäre, indeß waren ſie nicht alle ohne Rettung. Die

Neu-York ſind ſo völlig überzeugt, daß das Fieber ſich in Amerika aus Fäulniß erzeuge, daß ſie zwei oder drei Docken, welche Behältniſſe für den Koth und Unrath der Nachbarſchaft waren, und zur Zeit des niedrigen Waſſers die Luft anſteckten, zugeworfen haben.

Kirchen in Virginien, — die in den Städten ausgenommen — ſtehen größtentheils in Holzungen, von allen Häuſern entfernt; und es ſcheint nicht, daß Perſonen angeſtellt ſind, die auch nur im mindeſten darauf achten.

Es herrſcht in Norfolk die Gewohnheit, daß Privatperſonen Begräbnißplätze halten, die als eine ſehr einträgliche Art Eigenthums betrachtet werden, indem die Eigenthümer derſelben, anſehnliche jährliche Einnahmen aus der, den Einwohnern des Orts verſtatteten Erlaubniß ziehen, dort die Todten zu begraben. Auch iſt es ſehr gewöhnlich in Virginien, auf den großen Pflanzungen nicht weit von den Wohnhäuſern mit Mauern umgebene Kirchhöfe zu ſehen, wo alle Leute aus einer Familie begraben werden. Dieſe Kirchhöfe ſind gewöhnlich in der Nähe des Gartens angelegt.

Vierzehnter Brief.

Beſchreibung der Dismal Swamps — Wilde Menſchen die darin gefunden werden — Löwen, Wölfe ꝛc. — Gegend zwiſchen dem Swamp und Richmond — Verfahrungsart Ther und Pech zu machen — Unfruchtbarer Boden — Elende Wirtshhäuſer — Kornbrod — Schwierigkeit Futter für Pferde zu bekommen — Petersburgh — Pferderennen daſelbſt — Beſchreibung virginiſcher Pferde — Art zu reiten in Amerika — Beſchreibung von Richmond, der Hauptſtadt in Virginien — Sonderbare Brücke über den James-Fluß — Rathhaus — Fälle des James-Fluſſes — Spielſucht in Richmond — Streitſucht der niedern Volks-Klaſſen — Ihre Art ſich zu ſchlagen — Das Gougen.

Richmond, im Mai.

Von Norfolk gieng ich hin den großen öden Sumpf (Dismal Swamp) zu ſehen, der in der Ent-

fernung von neun Meilen von der Stadt beginnt, ſich in Nord-Carolina hinein erſtreckt, und in ſeinem ganzen Umfange über 150000 Acker einnimmt. Dieſer große Landſtrich iſt gänzlich mit Bäumen bedeckt. An den feuchteſten Stellen wachſen Wachholderſtauden und Cypreſſen, und da wo es trocken iſt, ſtehen weiße und rothe Eichen, und mancherlei Arten von Nadelholz.

Dieſe Bäume wachſen zu einer ungeheuren Höhe hinan, und zwiſchen denſelben iſt das Gebüſch ſo dick, daß an einigen Stellen der Sumpf durchaus unzugänglich iſt. In dieſer Rückſicht weicht er ſehr von den gewöhnlichen Wäldern des Landes ab. Es wächſt auch eine Menge Rohr, ſo wie ein langes nahrſames Gras dort, was das Vieh mit großer Begierde wegfrißt, und in ſehr kurzer Zeit fett davon wird. Das Rohr wird wirklich auch für das beſte grüne Futter gehalten, was ihm gegeben werden kann; indeß trägt man Sorge es daran zu gewöhnen, regelmäßig jeden Abend von ſelbſt nach dem Stalle zurückzukehren; denn ſonſt würde es unmöglich ſeyn, daſſelbe wieder zu finden. Dies bewirkt man dadurch, daß man die erſten Wochen, da die Kühe dahin geſandt werden, zwei oder drei alte an den Platz gewöhnte Milchkühe, die am Halſe mit kleinen Glocken verſehen ſind, mit ihm in den Sumpf gehen läßt. Die alten Kühe kommen jeden Abend zurück, um gemilcht zu werden, und die übrige Heerde folgt ihnen, indem ſie dem Schalle der Glocken nachgeht. Wenn das Vieh nach Hauſe zurück gekommen iſt, wird ihm eine Handvoll Salz, oder was es ſonſt gern mag, als eine Anzeizung gegeben, wieder zu kommen. In kurzer Zeit wird es mit dieſem Orte vertraut, und nimmt regelmäßig, jeden Abend ſeinen Weg nach den Wirthſchaftsgebäuden.

In den untern Theilen des Sumpfes findet man große Heerden wilden Viehes, die wahrſcheinlich ur-

ſprünglich einmal verloren gegangen ſind, als ſie auf Fütterung geſchickt wurden. Auch trifft man Bären, Wölfe, Hirſche und anderes Wild des Landes dort. Es geht die Sage in dieſer Gegend, daß man wilde Menſchen darin getroffen habe, die wahrſcheinlich als Kinder in dem Sumpf verlohren gegangen ſind.

Der Sumpf iſt ſtellenweiſe ganz verſchieden; in einigen Theilen deſſelben iſt er ganz trocken, und feſt genug ein Pferd zu tragen; an andern Stellen iſt er ganz mit Waſſer überfloſſen. Hin und wieder iſt er auch ſo moraſtig, daß man bis an den Hals hineinſinken würde, wenn man es verſuchen wollte darauf zu gehen. Wenn man, auch an der trockenſten Stelle, einen nur wenigen Fuß tiefen Graben macht, ſo ſtröhmt das Waſſer hinein, und er wird ſogleich gefüllt. Da wo der Kanal, um das Waſſer von Albemarle-Sound, mit Norfolk zu verbinden, gegraben iſt, fließt das Waſſer an manchen Stellen, nur drei Fuß tief von der Oberfläche, von den Seiten in großen, ununterbrochenen Ströhmen hinein.

Die Farbe des Waſſers gleicht vollkommen der des Branteweins, welches wahrſcheinlich von den Wurzeln der Wachholderſtauden herrührt; indeß iſt es vollkommen klar, und keinesweges unſchmackhaft. Man ſagt daß es eine urintreibende Eigenſchaft beſitze, und die Leute in der Nachbarſchaft, die es für ſehr geſund halten, ziehen es jedem andern vor. Es iſt gewiß etwas ſehr ungewöhnliches, in dem Weſen dieſes Sumpfes; denn die an den Gränzen deſſelben lebenden Leute, leiden weder vom Wechſel- noch Gallenfieber, noch an irgend einer Beſchwerde der Art, worüber die Bewohner ſumpfiger oder feuchter Gegenden gewöhnlich zu klagen pflegen. Ob es indeß die mediziniſche Eigenſchaft des Waſſers iſt, was ſie bei guter Geſundheit erhält, oder nicht, wage ich nicht zu entſcheiden.

Da der Dismal Swamp ſo nahe an Norfolk liegt, wo eine beſtändige Nachfrage nach Dachſchindeln, Pipenſtäben ꝛc. zur Ausfuhr iſt, und da die allerbeſten Artikel der Art von Bäumen gemacht werden, die dort wachſen, ſo wird der Sumpf daher eine ſehr ſchätzbare Art von Eigenthum. Der jetzt durch denſelben gegrabene Kanal wird ſeinen Werth noch erhöhen, indem nach ſeiner Vollendung, Zimmerholz leicht nach den entfernteſten Theilen wird geſandt werden können. Die ſüdlichen Theile deſſelben entſprechen, wenn ſie abgetrieben ſind, der Kultur des Reißes ſehr gut. Aber in der Nachbarſchaft von Norfolk, ſcheint der Boden zehn Fuß tief von der Oberfläche nichts als Wurzeln und Faſern verſchiedener Kräuter, mit einem weißlichen Sande vermiſcht zu enthalten, der zu dieſem Zwecke nicht tauglich ſeyn würde, da der Reißbau ein ſehr reiches Erdreich erfordert. Die Bäume indeß, die darauf ſtehen, liefern ein ſehr reichliches Einkommen, und anſtatt ſie alle ohne Unterſchied niederzuhauen, wie es gewöhnlich geſchieht, werden nur diejenigen gefällt, die eine große Höhe erreicht haben, wodurch man eine beſtändige Fortdauer von Materialien für diejenigen Artikel behält, deren ich erwähnt habe.

Achtzig tauſend Aecker des Sumpfes ſind das Eigenthum einer Corporation, die den Namen Dismal Swamp Company führt. Vor Ausbruch des Krieges wurde ſtets eine große Menge Negerſclaven von der Geſellſchaft beſchäftigt, Stäbe zu verfertigen ꝛc., und die Geſchäfte derſelben waren in gutem Fortgange; aber zur Zeit, da Norfolk verbrannt wurde, verlohr ſie alle Sclaven, und ſeit der Zeit iſt wenig geſchehen. Das gegenwärtige, nach Norfolk kommende Stabholz, wird hauptſächlich aus den Theilen des Sumpfes genommen, die Privateigenthum ſind.

Von

Von dem Dismal Swamp nach Richmond, eine Entfernung von ungefähr hundert und vierzig Meilen längs der Südſeite des James-Fluſſes, iſt die Gegend flach und ſandig, und Meilen weit ganz mit Kiefern beſetzt. In der Grafſchaft Nanſamonde, die an den Sumpf ſtößt, iſt das Erdreich ſo armſelig, daß nur ſehr wenig Getreide gezogen wird; indeß ſchickt es ſich ſehr gut für Pfirſichbäume, deren Kultur hier ſehr einträglich gefunden wird. Es wird hier Branntwein von den Pfirſichen gemacht, der, wenn er das gehörige Alter hat, ſehr geſchätzt wird. Man giebt ihm einen lieblichen Geſchmack, indem man trockene Breie hinein thut. Branntwein und Waſſer iſt das gewöhnliche Getränk in Virginien. Auch gewinnt man eine beträchtliche Quantität Theer und Pech von den Fichten. Zu dieſem Ende wird eine Art Grube gemacht, worauf man große Stapel dieſer Bäume verbrennt. Der Theer träufelt heraus und ſammelt ſich im Boden der Grube, wo er herausgenommen, von den etwa noch darin enthaltenen Kohlen geſäubert, und in eine Tonne gethan wird. Aus dem durch Kochen verdickten Theer wird Pech.

In den Wirthshäuſern wird man auf dieſem ganzen Wege äußerſt ſchlecht bedient. Es war nichts darin zu bekommen, als ranzige Fiſche, fettes geſalzenes Schweinfleiſch, und Brod von Türkiſchem Korn (Mais); und ſelbſt auf dieſes mittelmäßige Eſſen muß man eine bis zwei Stunden warten. Das Maisbrod ſchmeckt, wenn es gut gemacht iſt, nicht übel; aber ſehr wenige Leute mögen es beim erſten Koſten. Es iſt ein gutes, nahrſames Brod, und gleicht an Geſchmack etwas dem Haferbrod. Am beſten iſt es in Kuchen gebacken; die großen Brode ſind in der Mitte immer, wie Teig. Auch macht man in Virginien und Maryland aus dem Mais ein ſehr gewöhnliches Gericht, was Homeny genannt wird. Es beſteht

aus geſtoßenem Mais und Bohnen, die man ſo lange zuſammen kocht, bis eine feſte Maſſe daraus wird. Dies wird entweder warm oder kalt, mit Speck oder Fleiſch gegeſſen.

Was meine Pferde betrift, ſo waren ſie beinahe verhungert. Heu gebraucht man in dieſem Landſtriche faſt gar nicht; anſtatt deſſen nährt man hier das Vieh mit Futterkräutern, das heißt, mit den Blättern der Maispflanze. Indes war auf dem ganzen Wege von Norfolk nach Richmond nicht das mindeſte davon zu bekommen, ausgenommen an zwei Orten; und da es ſehr trockenes Wetter geweſen war, hatte das Vieh das wenige aufgewachſene Gras allenthalben weggefreſſen. Hafer war für keinen Preis zu bekommen, und Mais ſo ſelten, daß ich zuweilen nach zwei, drei verſchiedenen Häuſern ſchicken mußte, ehe ich nur ſo viel erhalten konnte, meine Pferde einmal zu futtern. Man ſchrieb dies hier dem aus der ſchlechten Erndte des vorigen Jahres entſpringenden Mangel zu; aber die Sache war, wie ich glaube, die, daß, da nach Korn zur Ausfuhr viele Nachfrage geweſen, und ein ungeheurer Preis dafür geboten war, man der Verſuchung nicht hatte widerſtehen können weit mehr zu verkaufen, als man miſſen konnte. Ein jeder war begierig, ſein eigenes Korn mit großem Vortheil zu verkaufen, und hoffte von ſeinem Nachbar wieder damit verſehen zu werden, ſo daß ſie am Ende alle Mangel litten.

Petersburgh liegt an der Spitze des ſchiffbaren Theils des Appamatox-Fluſſes, zwiſchen Norfolk und Richmond, und iſt der einzige Ort von Bedeutung ſüdwärts des James-Fluſſes, zwiſchen den beiden obigen Orten. Die übrigen, alle nur ſehr kleinen Städte, ſind ſtark in Verfall, und ſtellen ein elendes und melancholiſches Bild dar. Es ſind in Petersburgh ungefähr dreihundert Häuſer.

Sie ſind alle ſehr unregelmäßig gebauet. Die Bewohner derſelben ſind größtentheils Fremde; keine zehn Familien werden in der Stadt gefunden, die darin gebohren ſind. Der Ort treibt einen ſehr blühenden Handel. Jährlich werden gegen zweitauſend vierhundert Oxhofte Taback in die Waarenhäuſer geſchaft; und an den Fällen des Appamatox, am obern Ende der Stadt, ſind einige der beſten Kornmühlen in der Stadt.

Als ich durch dieſen Ort kam, bemerkte ich an mehreren Stellen eine große Menge Menſchen, die das Pferderennen herbeigezogen hatte, was hier vier bis fünfmale im Jahre Statt findet. Das Pferderennen iſt eine Lieblingsergötzlichkeit der Virginier, und wird in einigen Theilen des Staats mit Hitze betrieben. Die beſten, eigentlich dazu aufgezogenen Pferde, werden aus England eingeführt; doch ſind einige der im Lande erzeugten auch ſehr gut dazu. Sie rennen gewöhnlich für Preiſe die durch Subſcripzion zuſammengebracht ſind. Der einzige beſondere Umſtand in der Art dieſes Pferderennens in Virginien iſt, daß ſie immer zur Linken laufen. Die Pferde werden gewöhnlich von Negerjungens geritten, unter denen es einige recht gute Jockys giebt.

Die Pferde zum gewöhnlichen Gebrauch in Virginien ſind alle von einer leichten Art, größtentheils zum Reiten geſchickt. Einige ſind hübſch; aber ſie werden gewöhnlich dadurch verdorben, daß man ſie einen falſchen Gang gehen lehrt. Die Virginier ſind elende Reiter, wie in der That alle Amerikaner, die ich geſehen habe, einige in der Nachbarſchaft von Neu-York ausgenommen. Sie ſitzen mit den Zehen gerade unter der Naſe des Pferdes, indem ihre Steigbügel ſehr lang ſind, und der Sattel drei bis vier Zoll zu weit nach vorn auf die Mähne gerückt iſt. Von der Handhabung der Zügel haben ſie gar keinen Be-

griff. Das Trottiren iſt ihnen verhaßt, und ſie können nicht begreifen, wie jemand dieſen unbequemen Gang, wie ſie es nennen, leiden könne. Die Pferde lehrt man nur im Schritt und Wrack zu gehen.

Das Volk in dieſem, an den James-Fluß grenzenden Landſtriche, hält ſehr viel von einer Ergötzlichkeit, die man hier Barbacue nennt. Sie beſteht darin, daß eine große Partei entweder unter Bäumen oder in einem Hauſe zuſammen kommt, um von einem, unter freiem Himmel, an einer Art Hürde langſam-gebratenen Stöhr oder Ferkel zu ſchmauſen. Indeß beſchränkt ſich dies Vergnügen hauptſächlich nur auf die niedern Klaſſen, und endigt ſich, wie die meiſten andern ähnlicher Art, gewöhnlich mit Trunkenheit.

Richmond, die Hauptſtadt von Virginien, liegt unmittelbar unterhalb der Fälle an der nördlichen Seite des James-Fluſſes. Der Fluß iſt der Stadt gegenüber ungefähr vierhundert Ruthen breit, und es gehen zwei Brücken darüber, die durch eine, beinahe in der Mitte des Fluſſes liegende Inſel, getrennt ſind. Die von dem ſüdlichen Ufer nach der Inſel führende Brücke iſt auf funfzehn großen, flachbodnigten Böten erbauet, die durch ſchwere Anker und Ketten in dem Fluſſe feſtgehalten werden. Die ſcharfe Bug derſelben iſt gegen den Strohm gerichtet, und hinten und vorn iſt ein ſtarker Balken, worauf die Pfeiler der Brücke ruhen. Da zwiſchen der Inſel und der Stadt das Waſſer ſeichter iſt, ſo ruht dort die Brücke auf Pfeilern, die von viereckigten, von Balken verfertigten und mit Steinen gefüllten Kaſten gemacht ſind. Hier iſt kein Geländer herum, und die Bretter, womit ſie bedeckt iſt, ſind ſo loſe, daß es gefährlich iſt, mit einem Pferde hinüber zu reiten, was nicht daran gewöhnt iſt. Die bei der Stadt über den Fluß gebaueten Brücken ſind ſo oft weggeriſſen, daß man es für unnütz hält, mit großen Koſten eine beſſere, als dieſe, aufzuführen. Die ſtärkſte ſtei-

nerne Brücke würden kaum den Eismaſſen widerſtehen, die am Ende eines ſtrengen Winters durch die Fluthen die Fälle hinunter gegen dieſelbe angeſchleudert werden.

Obwohl die Zahl der Häuſer nicht über ſiebenhundert iſt, ſo erſtrecken ſie ſich doch über anderthalb Meilen längs dem Ufer des Fluſſes. Der untere Theil der Stadt iſt, dem Laufe des Fluſſes zufolge, dicht am Waſſer gebauet, und die Schiffe liegen demſelben gerade gegenüber. Dieſer Theil wird mit der obern Stadt durch eine lange Straße verbunden, die mit dem Fluſſe parallel läuft, und funfzig Ruthen vom Ufer entfernt iſt. Die Lage der obern Stadt iſt ſehr angenehm. Sie liegt auf einer Anhöhe, und beherrſcht eine ſchöne Ausſicht über die Waſſerfälle im Fluſſe und über das benachbarte Land jenſeits deſſelben. Die beſten Häuſer ſtehen hier, wie auch das Kapitol oder Rathhaus. Von der andern Seite des Fluſſes nimmt ſich dies Gebäude ſehr gut aus, da man in dieſer Entfernung die Mängel deſſelben nicht entdecken kann; aber bei näherer Unterſuchung findet man, daß es eine plumpe Steinmaſſe iſt. Der urſprüngliche Plan wurde durch Herrn Jefferſon von Frankreich herüber geſandt, und war recht gut; aber ſeine ſinnreichen Landsleute glaubten ihn verbeſſern zu können, baueten das Stockwerk, was, dem Plane nach, oben ſtehen ſollte, unten, und brachten die Säulen oben an. Auch in mancher andern Rückſicht wurde der Plan umgekehrt. Dies Gebäude iſt gänzlich von rothen Ziegeln erbauet, ſelbſt die Säulen ſind davon gebildet; aber um ihnen das Anſehn zu geben, als wären ſie von Steinen, ſind ſie zum Theil mit gewöhnlichem Kalke geweißt. Der innere Theil des Gebäudes iſt wenig beſſer, als der äußere. Das Hauptzimmer iſt für die Repräſentanten; auch wird daſſelbe zum Gottesdienſte gebraucht, da ſich nichts einer Kirche ähnliches in der Stadt befindet. Der Vorplatz iſt rund, und ſehr dunkel. Er ſoll mit einer Bildſäule des Generals Washing-

ton verziert werden, die von einem geſchickten Künſtler in Frankreich gemacht iſt, und gerade ankam, wie ich in der Stadt war. So häßlich und übel ausgeführt dies Gebäude auch iſt, ſo darf es doch kein Fremder wagen, es in irgend einem Stücke zu tadeln; denn die Einwohner halten es für ein ſehr elegantes Bauwerk.

Die Fälle im Fluſſe, oder die Strohmſchnellen, wie man ſie auch nennt, erſtrecken ſich bis ſechs Meilen oberhalb der Stadt, auf welcher Strecke eine Neigung von achtzig Fuß iſt. Der Fluß iſt hier voller Klippen, und das Waſſer rauſcht an einigen Stellen mit brauſender Gewalt über ſie hin. An der Nordſeite der Fälle iſt ein Kanal gegraben, der die Schifffahrt von Richmond nach den blauen Bergen vollkommen macht, und zu gewiſſen Zeiten können leichtbeladene Böte noch höher hinauf kommen. In dem Fluſſe nahe bei der Stadt iſt das Waſſer nur ſieben Fuß tief; aber zehn Meilen niedriger über zwölf Fuß. Die meiſten der nach Richmond gehenden Schiffe löſchen hier den größten Theil ihrer Ladung in kleinen Fahrzeugen, und ſegeln dann zur Stadt hinauf. Der Handel wird hier größtentheils nur von Fremden getrieben, da die Virginier wenige Neigung dazu haben, und die Vergnügungen zu ſehr lieben, um ihn mit Erfolg zu treiben.

Richmond enthält etwa viertauſend Einwohner, wovon die Hälfte aus Sklaven beſteht. Unter den Freien iſt eine Menge Advokaten, die mit den Beamten der Staatsregierung, und einigen in der Stille von ihrem Vermögen Lebenden, in der obern Stadt wohnen; der andere Theil wird meiſtens von Kaufleuten bewohnt.

Vielleicht wird an keinem Orte von derſelben Größe in der Welt mehr geſpielt, als in Richmond. Ich war kaum bei dem Wirthshauſe vom Pferde geſtiegen, als ſchon der Wirth kam, und mich fragte,

welches Spiel ich beſonders liebte. In dieſem Zimmer würde Faro geſpielt, in jenem Hazardſpiele, im dritten wäre eine Billardtafel, und er wäre bereit mich zu irgend einem derſelben zu führen. Man iſt nicht im mindeſten geheim mit dieſen Spielen; die Spieltiſche ſind immer von Menſchen umringt, und die Thüren des Zimmers werden nur zugehalten, um dem Pöbel den Eintritt zu verwehren. Durch alle unteren Theile des Staats Virginien, ſo wie in denen des nahe liegenden Maryland, giebt es kaum ein noch ſo kleines Wirthshaus ohne Billardzimmer, und dies iſt immer voll von müßigen und ungezogenen Menſchen, die, wenn ſie nicht beim Eſſen ſind, Branntwein trinken, oder Karten ſpielen. Hähnegefecht iſt auch eine Lieblingsvergnügung; indeß iſt es vorzüglich die untere Volksklaſſe, die an dieſen Wirthshausvergnügungen Theil nimmt. In Privathäuſern wird vielleicht eben ſo wenig in Virginien, als in irgend einem andern Theile Amerika's, geſpielt. Der Umſtand, daß die Wirthshäuſer von ſolcher Menſchenklaſſe immer beſetzt ſind, macht das Reiſen in Amerika ſehr unangenehm.

Sehr oft bin ich gezwungen worden, an einem Tage viel weiter zu reiſen, als meine Abſicht war, um nur die Scenen des Schlemmens und Streitens, von denen ich in den Wirthshäuſern Zeuge war, zu vermeiden, welchen man unmöglich entgehen kann, ſo lange man in demſelben Hauſe bleibt, wo ſie vorgehen; denn jedes Zimmer wird als gemeinſchaftlich betrachtet, und dasjenige, wo ein Fremder ſich hinſetzt, wird gewiß am meiſten beſucht.

So oft dieſe Menſchen es zur Schlägerei kommen laſſen, behandeln ſie ſich wie wilde Thiere; ſie beißen und ſtoßen ſich, und geben ſich alle Mühe einander die Augen mit den Nägeln auszukratzen. Es iſt

durchaus nicht ungewöhnlich, Menſchen zu treffen, die ein Auge im Kampfe verlohren haben; und es giebt welche, die ſich ihrer Geſchicklichkeit rühmen, eins ausdrücken zu können. Dies nennt man Gouging. Um dieſe ſcheusliche Operazion auszuüben, windet der Kämpfer die Seitenlocken von dem Haare ſeines Gegners um ſeine Vorfinger, und preßt dann den Daumen in das Auge hinein, um es aus der Höhlung herauszutreiben. Wenn je eine Schlägerei vorfällt, worin keine der Parteien ein Auge verliert, ſo ſind ihre Geſichter doch gewiß auf das abſcheulichſte von den Daumnägeln, bei dem wiederholten Verſuch des Gougins, zerſchnitten. Aber noch empörender, als alles andere, iſt das, daß dieſe Elenden ſich aufs äußerſte bemühen, einander die Teſtikel auszureißen. Als ich durch Maryland und Virginien reiſte, ſind mir vier oder fünf Beiſpiele von Menſchen vorgekommen, die ſich wegen einer, bei einem ſolchen Streite erhaltenen Verletzung dieſer Art zu Bette halten mußten. Man hat mir glaubwürdig verſichert, daß in den Carolina's und Georgien die Menſchen in dieſer Rückſicht noch verdorbener wären, als in Virginien, und daß in gewiſſen Diſtrikten dieſer Staaten jeder dritte oder vierte Mann mit einem Auge erſcheine.

Fünfzehnter Brief.

Spottvogel — Grüne Quellen — Landleute — Weinbau.

Monticello, im Mai.

Nachdem ich länger als eine Woche in Richmond geblieben war, was ich ſchon meiner Pferde wegen thun

mußte, die halb verhungert waren, ſetzte ich meine Reiſe nach den ſüdweſtlichen oder grünen Gebirgen fort.

Die Gegend um Richmond iſt ſandig, doch nicht ſo ſehr als an der Südſeite des Jamesfluſſes gegen die See zu; und jetzt hat ſie ihre ſchönſte Zeit. Es iſt die erſte Woche im Mai; die Bäume haben ſchon ziemlich viel neues Laub, von der unendlichen Menge Blumen und blühender Geſträuche iſt die Luft voll ſüßen Wohlgeruches, und ertönt von dem lieblichen Geſang der Vögel, die in Virginien, des temperirten Klima's wegen, beſſer als in jedem anderen Theile von Amerika ſingen ſollen. Vorzüglich melodiſch iſt die Stimme des Spottvogels oder der virginiſchen Nachtigall. Dieſer Vogel gleicht an Farbe und Geſtalt ziemlich der Droſſel, er ahmt den Geſang jedes Vogels nach, ſingt aber ſtärker und angenehmer. Der Vogel, deſſen Geſang er nachahmt, fliegt immer davon, als ob er ſich übertroffen und beſchämt fühle. Catesby macht die Bemerkung, daß die amerikaniſchen Vögel die europäiſchen an Schönheit der Farben zwar überträfen, im Geſang aber ihnen nachſtehen müßten; ich habe auch wirklich keinen Vogel hier im Lande gefunden, der die ſanften Töne unſerer Amſel, oder den fröhlichen Geſang der Feldlerche, oder den ſüßen klagenden Ton unſerer Nachtigall hätte.

Die ſchönſten Federn haben der Blau- und der Roth-Vogel; der erſte iſt von der Größe eines Hänflings, und hat glänzende dunkelblaue Federn, die ſich im Fluge am vortheilhafteſten zeigen; der andere, kleiner als eine Droſſel aber größer als eine Lerche, hat ein purpurrothes Gefieder und einen kleinen Buſch auf dem Kopf. Viele andere Vögel ſind von den engliſchen Koloniſten, wegen der Aehnlichkeit mit unſern Vögeln, nach dieſen genannt worden, obſchon ſie ſehr weſentlich von ihnen verſchieden ſind. In den unteren oder ſüdlichen Gegenden von Virginien giebt es eine Art ſehr großer Vögel, (turkey buzzards) die im Fluge wie Adler ausſe-

hen. In Karolina iſt es verboten ſie zu tödten, weil ſie von Aas leben, und ſo die Luft rein erhalten. Der ſogenannte Wipperwill, deſſen Geſchrei ohngefähr lautet wie wyp - ô-ill, läßt ſeine klagende Stimme erſt wenn es dunkel wird und den größten Theil der Nacht hindurch erſchallen, und man hört ihn weit in die Ferne; da er aber noch nie eingefangen worden, und das Geſchrei immer nur in den Niederungen zu hören iſt, ſo behaupten einige, es rühre gar nicht von einem Vogel, ſondern von einer Art von Fröſchen her.

Die amerikaniſchen Fröſche machen übrigens eine ganz eigene Art von Lärmen, einige geben Töne von ſich wie eine Pfeife, andere quaken ſo laut, daß man oft nicht weiß ob es ein Kalb oder ein Froſch iſt; die letzteren halten ſich nur in gutem Waſſer auf, ſind 7 Zoll lang, und ſpringen ausnehmend weit.

Der erſte Ort, welchen ich auf meinem Wege nach den Gebirgen zu erreichte, war Kolumbia, oder Point-Fork, wie es in der Nachbarſchaft genannt wird; es liegt 60 Meilen oberhalb Richmond, am Zuſammenfluß des Rivanna und Fluvanna, welche gemeinſchaftlich den James bilden. Kolumbiea iſt ein blühender kleiner Ort, von ohngefähr 40 Häuſern und einer Tabacksniederlage. Auf der Landſpitze zwiſchen den beiden Flüſſen liegt das virginiſche Zeughaus, worin Waffen für 12000 Mann und etwa 30000 Fäſſer Pulver aufbewahret werden. Der Boden umher iſt ergiebig.

Von Kolumbiea nach den grünen Quellen, 20 Meilen weiter, geht der Weg meiſtens durch Fichtenwälder; die Nacht brach ein, ehe ich hindurch war, und, was hier zu Lande faſt jedem Reiſenden begegnet, widerfuhr auch mir, ich verirrte mich. Nachdem ich, anfänglich von leuchtenden Inſekten, die ich für Lichter in der Ferne hielt, getäuſcht, beinahe bis 11 Uhr umhergeirrt war, kam ich endlich bei einer Pflanzung an, wo ich mir von den Sklaven, welche das ganze Jahr

hindurch die halbe Nacht lang um ein Feuer zu ſitzen pfle- gen, den Weg nach den grünen Quellen bezeichnen ließ. Mit einiger Schwierigkeit fand ich ihn, und langte endlich gegen Mitternacht an Ort und Stelle an. Die Leute im Wirthshauſe wollten mir zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde nicht aufmachen, und nur, nachdem ich mehrere- male die Urſache meiner Verſpätung erzählt hatte, ver- mochte ich es über ſie, mich einzulaſſen. Ein langer Kerl kam im Hemde angeſtiegen, machte brummend die Haus- thüre auf, und ſagte mir, daß ich hinein kommen könnte. Nun mußte ich noch eine Viertelſtunde lang bitten, daß man mir etwas Futter für meine Pferde geben möchte, was denn mit vielem Unwillen geſchah. Mir ward ein klei- nes Zimmer angewieſen, wo die Decke faſt völlig verfault, und ſo große Ritzen in den Wänden waren, daß Licht und friſche Luft genug hinein kamen, was eigentlich recht gut war, denn durch das Fenſter konnte beides nicht durch. Die Betten waren äußerſt ſchmuzig und voll Wanzen. Gern hätte ich etwas zu eſſen gehabt; daran war aber nicht zu denken. In der That ſorgen die Leute in die- ſer Gegend ſelten dafür, Brod im Vorrath zu haben, ſondern ſie backen eine halbe Stunde vorher nur gera- de ſo viel, als ſie zur Mahlzeit nöthig haben, und tra- gen es noch ganz heiß auf. Ich warf mich daher müde und hungrig aufs Bett, und ſchlief, trotz des Ungemachs, das ich von Wanzen und anderem Unge- ziefer erdulden mußte, ziemlich feſt.

Nächſt dem Wirthshauſe und den Sklavenquartieren iſt nur noch ein Haus im Orte, das ziemlich groß und zu Wohnungen für Fremde eingerichtet iſt, welche dieſen Ge- ſundbrunnen beſuchen. Die Gebäude ſtehen auf einem 50 Morgen großen gelichteten Fleck im Walde. Die Quellen entſpringen am Rande deſſelben am Fuße eines Hügels, und ſind mit Brettern bedeckt, damit keine Blät- terhineinfallen. Das Waſſer iſt eiſenhaltig, und wird

vorzüglich von Perſonen aus den ſüdlichen Gegenden getrunken, deren Konſtituzionen durch die Sommerhiße geſchwächt werden.

Nachdem ich am Morgen in dieſem elenden Neſt ein noch elenderes Frühſtück eingenommen hatte, ſetzte ich meine Reiſe fort.

Ich fand an dieſem Tage viele große Schlangen auf dem Wege: unter andern tödtete ich eine ſchwarze Schlange, die quer über die Straße hingeſtreckt lag und ſchlief. Die ſchwarze Schlange iſt hier die gewöhnlichſte, und 4 bis 6 Fuß lang. Im Verhältniß zu dieſer Länge iſt ſie ſehr dünn, der Rücken iſt ganz ſchwarz, der Bauch bleifarben und gegen die Kehle zu weißlich. Ihr Biß iſt nicht giftig, und man pflegt ſie in der Regel nicht zu tödten, weil ſie Ratten und Mäuſe frißt. Sie liebt die Milch ſehr, und ſchleicht ſich häufig in die Milchkammern. Zur Zeit der Begattung verfolgt ſie jeden Menſchen den ſie anſichtig wird, und zwar mit ſolcher Schnelligkeit, daß der beſte Läufer ihr auf ebenem Boden nicht leicht entkommen kann. Es giebt noch andere Arten unſchädlicher Schlangen hier, von denen einige ſehr ſchön gezeichnet ſind, zum Exempel, die Bandſchlange, die bläulich grün iſt. Unter den giftigen ſind die Klapper- und die Kupferſchlange oder Moccoſſe die gewöhnlichſten. Die Klapperſchlange findet ſich am häufigſten in den Gebirgen, aber ſelten wird jemand von ihr gebiſſen; ſie iſt träge, greift ungereizt niemanden an, geht aber auch nicht aus dem Wege, und warnt bekanntlich allemal durch das Geräuſch ihrer Klapper; dagegen vergeht ſelten ein Sommer, daß nicht mehrere Menſchen von der Kupferſchlange gebiſſen werden, deren Gift ebenfalls, wenn man nicht augenblicklich dazu thut, ſehr tödlich iſt. Sie iſt weit lebhafter als die Klapperſchlange, und geht ausdrücklich darauf aus, Menſchen zu beißen. In den nördlichen Staaten ſind die Schlangen weder ſo häufig noch ſo giftig als in den ſüdlichen. Pferde, Kühe und Hunde haben

eine angebohrne Scheu vor den Schlangen, als kennten ſie die Gefahr. Die Schweine hingegen ſuchen ſie auf und freſſen ſie. Man glaubt, daß das Fett die Wirkung des Gifts verhindere. Schweinfett möchte alſo vielleicht ein gutes Mittel gegen den Schlangenbiß ſeyn, man hat es aber, ſo viel ich weiß, noch nicht dazu angewendet; hier bedient man ſich gewöhnlich allerhand Kräuter, welches bekannte Gegengifte ſind, und die glücklicherweiſe da am häufigſten wachſen, wo jene giftigen Thiere ſich am meiſten aufhalten.

Die Südweſtgebirge liegen mit den blauen Gebirgen beinahe in gleichlaufender Richtung; ſie ſind nicht hoch, und verdienen vielmehr Hügel als Berge genannt zu werden. Man ſieht ſie erſt auf wenige Meilen, und ſie ſteigen ſo allmählig empor, daß man ſich auf dem Gipfel befindet, ehe man ſich deſſen verſieht. Hier wird der Boden thonartig und iſt ſehr gut zum Getreidebau und zu Klee. Da dieſe Erde die Feuchtigkeiten nicht ſchnell einziehet, ſo kommen die Landleute durch Regenwetter oft um die ganze Ernte. Oft wird die Saat aus dem Boden herausgewaſchen, ſo, daß man oft ein Feld 2 bis 3 mal beſäen muß, ehe es grünt, und wenn man Felder, die am Abhange liegen, nicht durch beſondere Graben verwahrt, ſo läuft das Getreide bis zur Reife hin immer noch Gefahr vom Waſſer weggeriſſen oder auf andere Art beſchädigt zu werden; ja oft ſind Graben und alle andere Vorkehrungen nicht hinreichend, das Wegſchwemmen deſſelben zu verhindern. An den Seiten der Berge, wo das Land vom Tabacksbau ausgeſogen iſt und wüſt liegt, wo folglich das Waſſer lange Zeit in dem nemlichen Bett ungeſtört hat fließen können, erſtaunt man über die Tiefe der Ravinen und Schlünde, die es ſich ausgewühlt hat. Ohnerachtet aller dieſer Nachtheile, iſt dieſer Strich Landes doch weit bevölkerter als der gegen Richmond hin, und man nennt ihn nicht ſelten den Garten

der vereinigten Staaten. Alle Produkte des ſüdlichen Theils von Virginien gedeihen auch hier, und doch iſt die Hitze bei weitem nicht ſo drückend als dort. Selbſt in den heißeſten Monaten iſt die Luft elaſtiſch und kuhl, die größte Hitze iſt von 90 und die größte Kälte von 60 Grad, und die Winter ſind ſo mild, daß es für etwas ſehr ſeltnes gilt, wenn drei Tage hintereinander Schnee liegt. Ueberhaupt iſt das Klima ſo geſund, als in irgend einem Theil der vereinigten Staaten; die Einwohner haben daher alle ein robuſtes, geſundes Anſehn; beſonders ſind die hieſigen Bäurinnen ſehr von denen im untern Virginien verſchieden. Statt der bleichen, kränklichen, hinfälligen Weſen, die man dort ſieht, findet man hier in den Gebirgen manche, die zum Modell einer Lavinia ſitzen könnte. Es iſt wirklich ein äußerſt erfreulicher Anblick, die Gruppen von Bäuerinnen zu ſehen, wenn ſie Kirſchen oder anderes Obſt pflücken, das in großem Ueberfluß bei jedem Hauſe wächſt. Sie ſind von reizender Farbe und Geſtalt, und die Nachläſſigkeit ihres Anzuges, der blos in einem kurzen Mieder und einem kurzen Röckchen beſteht, macht ſie noch reizender. Das gemeine Volk hier herum ſcheint mir offener, gaſtfreier und zufriedner als irgend ſonſtwo in denen Gegenden der vereinigten Staaten, welche ich beſucht habe. Träge aber ſind ſie über alles und ſehr zur Verſchwendung geneigt, weil es ihnen ſo leicht wird, ſich die erſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen. Trunkenheit iſt ſehr gewöhnlich, und man findet kaum Eine Mannsperſon, die nicht ihrer Flaſche Pfirſich-Branntwein jeden Morgen zwei bis dreimal zuſpräche; die Frauensperſonen ſind zwar dem Trunke nicht, aber dafür andern Vergnügungen ergeben, und in Abſicht der Moralität um nichts beſſer als die Männer.

Wenn ein Haus auch nur zwei Zimmer hat, ſo kann man ziemlich darauf rechnen, daß das eine da-

von zum Branntweinbrennen gebraucht wird, ſo unentbehrlich iſt er hier!

Längs den Gebirgen wohnen mehrere Biſitzer großer Ländereien, die, wie im untern Virginien, ihre Beſitzungen verpachten; unter andern Herr Jefferſon, Vicepräſident der vereinigten Staaten, von deſſen Landſitz ich Ihnen dieſen Brief ſchreibe. Sein Haus liegt ohngefähr 3 Meilen von Charlotteville und 2 von Milton, wo der Rivanna entſpringt; es ſteht auf dem Gipfel eines kleinen Berges, deſſen Spitze abgetragen worden, ſo daß jetzt oben eine Fläche von 1¼ Morgen groß iſt. Es iſt noch nicht vollendet; wenn aber der dazu entworfene Plan ganz ausgeführt wird, ſo dürfte es gewiß das ſchönſte Privathaus in den vereinigten Staaten ſeyn. Für die Bibliothek und das Muſeum iſt ein großer Saal beſtimmt, welcher die ganze Breite des Hauſes einnehmen ſoll, und deſſen Fenſter ſich in ein ſehr großes Gewächshaus und eine große Vogelhecke öffnen. In der Mitte des Hauſes iſt ein ſehr geräumiger achteckiger Saal, der ebenfalls quer durch das Haus reicht, und deſſen große Flügel-Glasthüren ſich auf beiden Seiten in den Säulengang öffnen. (Dieſe Art von Säulen, die durchs ganze Haus gehn, iſt durch ganz Virginien gewöhnlich, und im Sommer hält man ſich größtentheils darin auf.) Die Ausſicht hier iſt herrlich! auf der einen Seite ſieht man das blaue Gebirge auf eine Strecke von 40 Meilen weit, auf der andern die Niederungen. Der Berg ſelbſt iſt auf der einen Seite dicht mit Holzung bewachſen, worin Spaziergänge angelegt ſind. Auf der Südſeite iſt der Garten und ein großer Weinberg, der eine Menge des ſchönſten Obſtes trägt. Mit der Weinbereitung hat es jedoch in dieſer ganzen Gegend noch nirgends recht gelingen wollen, obſchon viele Verſuche damit gemacht worden ſind. Unter andern ließ eine Geſellſchaft wohlhabender Gutsbeſitzer auf ihre

Privatkoſten ſechs Italiäner kommen, die hier den Anbau und die Zubereitung des Weins betreiben ſollten, allein auch das ſchlug fehl, denn die Trauben ſelbſt und der Boden ſind zu ſehr von den italiäniſchen verſchieden; es dürfte alſo wohl noch einige Zeit darüber hingehen, ehe man durch andere Verſuche herausbringen wird, welche Behandlungsart für dieſen Boden in Anſehung des Weins die beſte ſey; hat man ſie aber einmal gefunden, ſo wird die Frucht gewiß ſehr vorzüglich gerathen, da Lage und Klima hier ſo gut, als in Europa nur irgendwo ſind.

Sechszehnter Brief.

Peaks of Otter. — Der Korn-Wurm. — Mineral-Quellen.

Fincaſtie, im Mai.

Die Gegend zwiſchen den Südweſt- und den blauen Gebirgen iſt ſehr fruchtbar, und weit bevölkerter als das untere Virginien. Das Klima iſt gut und die Menſchen ſind geſund und ſtark.

Man hat hier an mehreren Stellen Eiſen- und Kupfererze entdeckt, auch ſchon verſchiedene Hüttenwerke dazu angelegt, bevor aber die Gegend nicht noch ſtärker bevölkert ſeyn wird als ſie jetzt iſt, möchte der Bergbau wohl nicht ernſtlich betrieben werden können.

Ich ging über die grünen Gebirge nach Lynchburgh, welches an der Südſeite des Fluwanna, 150 Meilen oberhalb Richmond, liegt; der Ort enthält zwar nur 100 Häuſer und eine Tabacks-Niederlage, wo jährlich etwa 2000 Oxhoft hingebracht werden; es iſt aber auch erſt 15 Jahre her, daß die Einwoh-

ner

ner ſich hier angebaut haben, und dies Städtchen wird durch den Handel mit der Gegend umher bald ſehr blühend werden. Die hieſigen Boote, in denen die Landesprodukte den Fluß hinunter geſchickt werden, ſind von 48 bis 54 Fuß lang, aber verhältnißmäßig nur ſehr ſchmal, und jedes mit nicht mehr als drei Leuten bemannt; in zehn Tagen gehen ſie nach Richmond hin und zurück. Abwärts treibt ſie der Strom, zurück aber werden ſie mit Grundſtangen fortgeſtoßen. Die Ladung richtet ſich nach dem jedesmaligen Waſſerſtande, der ſehr verſchieden iſt. Als ich auf dem Wege nach Lynchburgh den Fluß päſſirte, konnte man gemächlich hindurchreiten; am jenſeitigen Ufer aber ſah ich eine große Menge Schilf an den Zweigen der Bäume hangen, die weit über mich weg ragten, obſchon ich zu Pferde war. Wahrſcheinlich hatte die Fluth, welche im vorigen September eintrat, und wo das Waſſer 15 Fuß über ſeine gewöhnliche Höhe ſtieg, dieſes Schilf dort zurückgelaſſen.

Wenige Meilen von Lynchburgh, gegen die blauen Gebirge zu, liegt ein anderer kleiner Ort, Neu-London, wo während des Krieges ein Magazin und ein Zeughaus angelegt worden war. Als ich durchging war man gerade beſchäftigt, das letztere in Ordnung zu bringen, die Waffen zu putzen und zu repariren, was wohl ſehr nöthig ſeyn mochte, denn das Zeughaus war in ſchlechten Umſtänden, wie ſie es in den vereinigten Staaten überhaupt alle ohne Ausnahme ſind.

Zwiſchen Neu-London und den blauen Gebirgen iſt die Gegend rauh, hüglicht und nicht ſehr bewohnt, die wenigen Menſchen aber, die man dort findet, ſind ungewöhnlich groß und ſtark. Selten ſieht man einen unter 6 Fuß; auch wiſſen ſie ſich gewaltig viel mit ihrer Größe und Stärke. Von dieſer Statur ſind ſie längs dem ganzen Gebirge faſt durchgehends.

Die blauen Gebirge ſind bis zum Gipfel mit dichter Waldung bewachſen. Von den Bergen ſind einige ſteinicht, andere nicht, und auf dieſen iſt der Boden fruchtbar. Es giebt in dieſer Gebirgskette nur wenige Päſſe, wo man durchkommen kann; da wo ich meinen Weg nahm, an der Südſeite ohnweit der Peaks of Otter (Ottern-Berggipfel) ſteigt das Gebirge Terraſſenförmig empor; es liegt nemlich Ein kleiner Berg über dem andern, ſo, daß man ohne es recht gewahr zu werden, den Gipfel erreicht.

Die Peaks of Otter (Pihks af Atter) ſind die höchſten Berge in der Reihe der blauen Gebirge, und von ihrer Baſis an gemeſſen, hält man ſie für die höchſten in ganz Nordamerika. Nach Herrn Jefferſon ſoll der höchſte dieſer ſogenannten Otter-Berge 4000 Fuß ſenkrechte Höhe haben; er ſagt es freilich nicht mit Gewißheit, weil Er ſelbſt die Höhe nicht gemeſſen hat; er ſchließt es blos aus mehreren Umſtänden. Ich kann Herrn Jefferſon nicht geradezu widerſprechen, weil auch ich die Höhe nicht gemeſſen habe; doch muß ich geſtehen, daß mir der höchſte unter den Otter-Bergen mit dem Snowden in Wallis gar nicht zu vergleichen ſchien, (hierin iſt jeder, der ſie beide kennt, mit mir einſtimmig,) und dennoch iſt der höchſte Gipfel des Snowden, nach trigonometriſcher Meſſung, nicht höher als 3568 Fuß.

Jenſeits der blauen Gebirge, welche ich über den Otter-Berg paſſirte, iſt die Gegend nicht eher ſehr bewohnt, als bis man nach Fincaſtle in Bottetourt-County kommt. Fincaſtle ſelbſt, 20 Meilen von dem Berge und 15 ſüdwärts von Fluwanna, das erſt im Jahr 1790 angelegt worden, enthält 60 Häuſer, und wird ſchnell emporkommen. Der Boden iſt vortreflich und gut bebaut; ſo, daß das Land hier eben ſo theuer iſt als in der Nähe von York und Lancaſter. Um die beſten Wieſen zu haben, braucht man den Bo-

den nur ein Jahr lang ganz unberührt zu laſſen. Die Einwohner ſind meiſtens Deutſche; die Anſiedler von dieſer Nazion haben ſich längs dem fetten reichen Landſtrich, der von Pennſylvanien durch den oberen Theil von Maryland und von da hinter den blauen Gebirgen bis nach den ſüdlichſten Gegenden von Virginien läuft, angebaut. Es iſt ſonderbar, daß von dieſen Leuten, welche Dreivierreltheile von den Einwohnern an der Weſtſeite der blauen Gebirge ausmachen, auch nicht Einer an der Oſtſeite derſelben ſich niedergelaſſen hat, obſchon das Land dort um den vierten Theil wohlfeiler iſt als hier. Man ſagte mir zwar, daß mehrere von ihnen jenſeits der Gebirge geweſen wären, um den Boden zu unterſuchen; die rothe Erde aber, die ſie dort gefunden, war ihnen fremd, und die Gefahr, welche ſie von den Bergwaſſern beſorgten, die oft ſo gewaltig anſchwellen, daß ſie große Strecken Landes überſchwemmen, und die Saat mit fortſpülen, hielt ſie immer ab, ſich dort anzubauen.

An der Oſtſeite der Gebirge wächſt ſchöne Baumwolle, und das Klima iſt ſo mild, daß der Schnee nicht länger als höchſtens zwei Tage liegen bleibt; auf der andern Seite hingegen kommt die Baumwolle nie zur Reife, der Winter iſt ſtreng, die Felder ſind oft wochenlang mit Schnee bedeckt, und dieſer ſo feſt gefroren, daß die Landleute mit Schlitten fahren, welche auf der Oſtſeite der Gebirge in Virginien ganz unbekannt ſind. Daß ſolchergeſtalt zwiſchen der Oſt- und der Weſtſeite der blauen Gebirge, in Anſehung des Klima, ein ſo beträchtlicher Unterſchied Statt findet, ohnerachtet die beiden äußerſten Punkte dieſer Strecke kaum 30 Meilen von einander entfernt ſeyn mögen, und beide unter einerlei geographiſcher Breite liegen, — das dünkt mich in der That bemerkenswerth.

Nicht minder auffallend iſt es, daß man jenſeits den Gebirgen gar nichts vom Kornwurm weiß. Dieſes

Inſekt, welches ſeine Eier in die Hülſe des Korns legt, zernagt daſſelbe, wenn es ungedroſchen in der Scheune liegt; um dieſem Uebel zuvorzukommen, driſcht man es gleich aus, läßt es aber in der Spreu liegen, da denn die Hitze, welche dieſe hervorbringt, den Wurm tödtet. Erſt ſeit wenigen Jahren kennt man dieſes ſchädliche Inſekt in Amerika; man behauptet allgemein, daß es an der öſtlichen Küſte von Maryland erzeugt worden, und zwar dadurch, daß jemand, in Erwartung daß die Preiſe ſteigen würden, ſein Korn ſechs Jahre lang aufgeſpeichert hielt, nach deren Ablauf dies aufgeſchüttete Getreide voll ſolcher Würmer befunden ward, die ſich ſeitdem fortgepflanzt haben. Eine geraume Zeitlang ſetzte der Patomak ihrer weiteren Verbreitung Grenzen, endlich gelangte der Wurm doch auch auf das jenſeitige Ufer, und jetzt ſcheinen die blauen Gebirge der Damm zu ſeyn, der die weſtlichen Gegenden noch vor ſeinen Verwüſtungen ſchützt.

Noch ein anders, dem Getreide eben ſo ſchädliches Inſekt dieſer Art findet man hier, welches die Heſſiſche Fliege genannt wird, weil man glaubt, daß es während des Krieges mit der Fourage für die Heſſiſchen Truppen nach Amerika gekommen ſey. Dieſes Inſekt hält ſich im grünen Halm des Korns auf, und verwüſtet ſo ſchnell, daß oft, wenn man die ſchönſte Ernte erwartet, in drei Tagen alles zu Grunde gerichtet iſt. Auf der Südſeite des Patomak und jenſeits der blauen Gebirge kennt man dieſes Inſekt ebenfalls noch nicht. Man ſagt, daß auf altem Lande das Getreide der Verwüſtung deſſelben bei weitem nicht ſo ausgeſetzt ſey; in dem Fall wäre die Erſcheinung dieſer Fliege wirklich eine Wohlthat für das Land zu nennen, weil ſie dazu beitragen muß, das bisher übliche Ausſaugungsſyſtem aus dem hieſigen Landbau zu verdrängen.

Bottetourt-County iſt gänzlich mit Bergen umgeben und von mehreren Bergketten durchſchnitten, wo-

durch das Klima überaus angenehm wird; auch iſt meinem Gefühl nach in ganz Nord-Amerika keines dem Engländer ſo behaglich als dieſes. Der Froſt iſt regelmäßig und nicht ſtrenger als in England; und iſt die Hitze auch größer, ſo ſind doch die Abende und die Nächte immer kühl. Vor zehn Uhr Morgens iſt die Hitze am ſtärkſten, dann erhebt ſich gewöhnlich ein ſanfter, angenehmer Wind von den Gebirgen her, welcher den ganzen Tag hindurch die Luft abkühlt, die hier ſo rein und ſo geſund iſt, daß man von kalten Fiebern gar nichts weiß, und daß Fieberpazienten, die aus dem niedern Theil des Landes gegen die See zu, hieher kommen, ſie hier in ſehr kurzer Zeit los werden.

In dem weſtlichen Theil von Bottetourt-County giebt es mehrere Mineral-Quellen, die gegen Ende des Sommers häufig beſucht werden; den größten Ruf haben die ſogenannten ſüßen Quellen am Fuß der Alleghany-Gebirge. Verwichenen Sommer waren an 200 Perſonen da. Die Wohnungen für die Kur-Gäſte ſind äußerſt ſchlecht; ich höre aber, daß eine Geſellſchaft aus Süd-Karolina den Platz gekauft hat, und nun beſſere Wohnungen bauen will. Auch in den Jackſon-Gebirgen, einer Bergkette zwiſchen den blauen und Alleghany-Gebirgen, finden ſich Geſundbrunnen. Eine dieſer Quellen iſt warm, eine andre ſehr heiß, und wenige Schritte davon entſpringt eine ganz kalte; noch eine andere enthält viel Schwefel, ſo, daß wenn ein Blatt von den darüber hangenden Zweigen hineinfällt, es in kurzer Zeit mit einer Schwefelkruſte überzogen iſt. Silber wird augenblicklich ſchwarz darin. Hoffentlich werden die Heilkräfte dieſer Quellen in der Folge unterſucht und genauer beſtimmt werden, denn jetzt weiß man nur wenig davon und es ſcheint faſt, als ob namentlich diejenigen, welche die ſogenannten ſüßen Quellen beſuchen, ihre Geneſung mehr der Verän=

derung des Klima als der Heilkraft des Waſſers zu verdanken haben.

Siebenzehnter Brief.

Felſenbrücke — Maddiſonshöhle — Staunton.

Wincheſter, im Mai.

Nachdem ich mich ziemlich lange noch im Bottetourt County aufgehalten hatte, ging ich wieder über den Fluwanna nach Rockbridge-County. Dieſe Gegend hat ihren Namen von der merkwürdigen natürlichen Felſenbrücke daſelbſt. Die Brücke liegt ohngefähr zehn Meilen vom Fluwanna und eben ſo weit von den blauen Gebirgen; ſie geht über einen tiefen Spalt in einem Berge, der, durch irgend eine große Naturbegebenheit, vom Gipfel bis zum Fuß auseinander geriſſen worden iſt. Der Spalt iſt beinahe zwei Meilen lang, die Tiefe wechſelt nach der Höhe des Berges ab, wo dieſer am höchſten iſt, iſt der Spalt 300 Fuß tief, auch iſt die Breite nicht überall gleich, aber nach dem Gipfel zu, iſt der Spalt am breiteſten. Daß die beiden Seitenwände des Riſſes einſt ein Ganzes ausmachten, erhellet theils daraus, daß die hervorſtehenden Felſenſtücke an der einen die nemliche Geſtalt haben, als die Vertiefungen in der andern, und theils aus der Gleichheit der Erd- Sand- und Lehmſchichten in beiden.

Der Bogen der Brücke beſteht aus Einer dichten Steinmaſſe, oder doch aus ſo feſt in einander gefügten einzelnen Steinen, daß er aus Einem Stück zu ſeyn ſcheint. Als der Berg geſpalten wurde, iſt dieſe Steinmaſſe wahrſcheinlich über den Spalt hinüber geriſſen worden, weil ſie an der einen Seite feſt, und an der

S. 150.

Die Felsenbrücke in Virginien. A. Berka sc. Wien.

ander
wenig
ſer ei
ſpalte
Gewa

Wald
an d
auf,
hin,
am
lich ſ
taſie,
te ka
nähe
hinu
weh
nich
und
lich
Na
wen
der
die
dar
abe
ſie

Gr
des
du
wu
Pr
ha
G

andern nur in einem Erdlager war; dies dünkt mich wenigſtens wahrſcheinlicher, als daß der Berg an dieſer einzigen Stelle nicht ſollte von oben bis unten geſpalten wo en ſeyn, und daß das Waſſer nachher mit Gewalt die Oeffnung gemacht hätte.

Der Weg nach der Felſenbrücke geht durch dichten Wald, und über einen Hügel; hat man dieſen faſt bis an den Gipfel erſtiegen, ſo hören die Bäume plötzlich auf, man thut einige Schritte nach dieſer offenen Stelle hin, und ſieht ſich, zu ſeinem nicht geringen Schreck, am Rande eines fürchterlichen Abgrundes. Unwillkührlich ſtarrt man zurück und hält es für ein Werk der Phantaſie. Man iſt auf der Brücke ſelbſt. Auf der einen Seite kann man ſich dem Rande derſelben ohne alle Gefahr nähern, ſich überbeugen und ſenkrecht in den Abgrund hinunter ſchauen, weil der Felſen ſelbſt hier eine Bruſtwehr bildet. Auf der andern Seite kann man das aber nicht ohne Gefahr, denn es iſt keine Bruſtwehr da, und von der einen Seite des Fahrwegs an, der ziemlich über die Mitte der Brücke geht, iſt dieſe bis an den Rand hin abſchüſſig. Der Abhang iſt mit großen Bäumen, meiſtens Fichten und Zedern, bewachſen. Auch auf der andern Seite waren ſonſt Bäume, und man hat über die Brücke gehen können, ohne zu ahnen, daß man darauf war, denn ſie iſt 80 Fuß breit. Neugierige aber haben die Bäume abgehauen, um zu ſehen, wie ſie in den Abgrund hinunter ſtürzten.

Einige Fuß von der Brücke windet ſich bis in den Grund hinab ein ſchmaler Fußſteig längs der einen Seite des Spaltes zwiſchen ungeheuren Felſen und Bäumen hindurch, und hier iſt die Anſicht hinreißend groß. Der bewundernswürdige Bogen ſteht nämlich in ſeiner ganzen Pracht da, und je genauer man ihn betrachtet, deſto erhabener und bewundernswürdiger findet man ihn. Das Ganze ſcheint von Menſchenhänden mit dem Meißel vol-

lendet zu ſeyn. Die höchſte Höhe der Brücke iſt 213 Fuß, die Dicke des Bogens 40, die obere Spannung deſſelben 90, der Raum zwiſchen den Wiederlagen, welche aus feſten Kalkſteinen beſtehen, 50 Fuß.

Ein kleiner Bach, Cedar Creek (der Zedernbach) genannt, rauſcht über Felſenſtücke zwiſchen den Spalt durch und giebt der Scene noch mehr Schönheit und Leben.

Hart an der Brücke nimmt der Spalt und ſo auch der Bach eine plötzliche Wendung, ſo daß, wenn man unten ſteht und durch den Bogen hinblickt, man nur 150 Fuß weit ſehen kann; der Spalt geht alſo nicht, wie Herr Jefferſon ſagt, gerade aus und endigte ſich mit einer ſchönen Ausſicht auf die Nordgebirge. Die beiden Seitenwände des Riſſes ſind dicht mit Bäumen bewachſen, zwiſchen welchen hin und wieder große Maſſen von Kalkfelſen hervorragen.

Noch größer als hier von unten hinauf iſt die Anſicht von dem Gipfel einiger aufeinander liegenden großen Felſenſtücke, die 50 Fuß unterhalb der Oberfläche des Spalts liegen, denn hier ſieht man den Bogen in ſeiner ganzen Schönheit und Größe und zugleich den Abgrund, über welchem er ſteht. (Man ſehe die beigefügte Abbildung.)

Fünfzig Meilen nordwärts von der Felſenbrücke, ebenfalls hinter den blauen Gebirgen, iſt eine andere Naturmerkwürdigkeit vorhanden, nämlich eine große Höhle, in der Gegend umher, unter dem Namen Maddiſonshöhle bekannt. Sie befindet ſich in einem 200 Fuß hohen Berge, der an einer Seite ſo ſteil iſt, daß man vom Gipfel aus bequem einen Stein in den unten fließenden Strom werfen kann.

Der Fußſteig nach der Höhle befindet ſich an der andern Seite, wo der Berg bequem zu erſteigen iſt; nur die letzten dreißig Schritte wendet er ſich plötzlich wieder nach der ſteilen Seite, an welcher der Berg von oben bis unten mit Bäumen und Felſenſtücken bedeckt iſt. Vor dem Eingang der Höhle, welcher ohngefähr auf zwei Drittheil der Höhe

des Berges liegt, hängt ein ungeheueres Felſenſtück über, das einzuſtürzen ſcheint, und ich konnte mich des grauſenden Gedankens nicht erwehren, daß, wenn es hinter mir einſtürzte, mich nichts in der Welt von dem fürchterlichſten Tode in dieſer unterirdiſchen Einſamkeit retten könnte. Unſer Führer nahm ein ziemlich großes Bündel Kienſtäbchen mit, um, ſtatt Kerzen, uns damit vorzuleuchten. Die erſte Kammer der Höhle iſt 25 Fuß hoch, 15 breit, und erſtreckt ſich zu beiden Seiten ziemlich weit; zur Rechten iſt der Boden etwas höher und wegen des beſtändigen Durchträufeln des Waſſers ſehr feucht. Das Thermometer, das draußen in freier Luft 67 Grad Fahrenheit gezeigt hatte, fiel hier auf 61°. Einige Schritte weit zur Linken kommt man in eine Art von Vorkammer, die zu der ſogenannten Schallkammer führt; letztere hat ihren Namen von dem ungeheuern Wiederhall, den die Stimme oder ein Inſtrument darin hervorbringt; ſie iſt ohngefähr 20 Fuß ins Gevierte und oben gewölbt, an den Wänden und an der Decke ſind ſchöne Stalaktiten, die urſprünglich hier, ſo wie überhaupt in der ganzen Höhle, weiß waren, jetzt aber, da ſie ſo häufig von Fremden beſucht wird, vom Rauch der Kienſtäbchen faſt ganz mit Ruß überzogen ſind. Von der Schallkammer geht man nach der Vorkammer zurück, wendet ſich bald rechts, bald links, und gelangt endlich in einen wohl 180 Fuß langen abſchüſſigen Gang, der 13 Fuß Breite und ohngefähr 15 ſenkrechte Höhe hat; die Wände neigen ſich gegen einander und kommen oben völlig zuſammen. Dieſer Gang wird allmählig ſchmäler, und endigt ſich an einem klaren ſtehenden Waſſer, das 3 bis 4 Fuß tief iſt. Wie weit es ſich erſtreckt, weiß man nicht; denn man hat zwar einmal verſucht mit Hilfe eines kleinen Kahns den Umfang zu beſtimmen, die Leute ſagten aber, daß, als ſie eine kleine Strecke weit gefahren, das Fahrzeug nicht weiter aus der Stelle zu bringen geweſen wäre. Wahr=

ſcheinlich aber haben ſie ſich das aus Furcht eingebildet. Ich feuerte eine Kugel aus meinem Piſtol über das Waſſer hin, und der Schall kam vom hintern Theil der Höhle zurück, ſo daß ich glaube, dieſer Gang reicht nicht viel weiter, als man ſehen kann. Die Wände ſind ein feſter Kalkſtein. Der Boden beſteht aus ſandiger, ſalpeterhaltiger Erde. Ueberhaupt iſt nicht nur in dieſer Höhle und in der Nachbarſchaft, ſondern in den weſtlichen Gegenden von Virginien der Boden überall ſehr ſalpeterreich. Das Schießpulver, welches daraus verfertiget wird, macht einen wichtigen Artikel für den innern Landhandel aus.

Wenn man in jenem Gange etwa zwei Drittheile des Weges zurückgelegt hat, findet man rechts eine große Oeffnung in der Wand, die nach einer andern Kammer führt, welche 10 Fuß tiefer als die erſtere liegt. Der Weg dahin iſt ſehr abſchüſſig, und der Boden ſehr ſchlüpferig, daher es beſchwerlich iſt, dahin zu gelangen. Dies iſt die ſchönſte Kammer in der ganzen Höhle. Sie hat eine ovale Form, iſt 60 Fuß lang, 30 breit, und an manchen Stellen 50 Fuß hoch. An der Decke bilden die Stalaktiten die ſchönſten Draperien mit den feinſten Falten, an andern Orten freiſtehende Säulen. Schlägt man mit einem Stocke daran, ſo hallen die Gewölbe der ganzen Höhle wider. Stellt man ſich in den Hintergrund dieſer Höhle, und läßt Jemand mit Licht zwiſchen den Säulen umher gehen, ſo bekömmt man tauſend fürchterliche, wunderbare Geſtalten zu ſehen. Der Boden ſenkt ſich allmählich nach einer Seite hin, wo wieder ein ſtehendes Waſſer iſt, welches ſeiner Lage nach mit dem zuvor erwähnten Verbindung zu haben ſcheint. Hier ſtand das Thermometer auf 50° Fahrenheit. Wir gingen nun nach dem Eingang der Höhle zurück, und ſahen wirklich aus, als kämen wir aus der Unterwelt.

ſo ſchwarz waren wir über und über vom Rauch der angezündeten Kienfackeln.

Hart hinter den blauen Gebirgen, zwiſchen Bottetourt-County und dem Patomak, wechſeln Hügel, Thäler und große fruchtbare Ebenen mit einander ab. Die niedern Gründe am Shennandoah, der auf 100 Meilen weit an den blauen Gebirgen hinläuft, ſind vorzüglich fruchtbar, und ſie machen eigentlich das wahre Shennandoahthal aus, obſchon die ganze Gegend bis auf mehrere Meilen vom Fluſſe, die zum Theil ſehr hüglicht iſt, dieſen Namen führt. Die Vegetazion iſt hier nicht ganz ſo üppig als in Bottetourt-County, der Klee gedeihet aber vortreflich, und der Weizen giebt eine ſo reichliche Ernte, als in den vereinigten Staaten irgend ſonſtwo. Taback wird nur wenig gebaut, ſo auch türkiſcher Weizen, weil beides von Nachtfröſten leidet, welche im Frühjahr hier ſehr gewöhnlich ſind; überhaupt iſt das Klima hier nicht ganz ſo warm, als in den Niederungen an der Oſtſeite der Gebirge, aber auch bei weitem nicht ſo temperirt als in Bottetourt-County, wo im Sommer unabläſſig erfriſchende Winde wehen, und im Winter die Berge vor dem Nordweſtwinde ſchützen.

Weſtwärts vom Gebirge nimmt die Volksmenge ungemein zu, und bei Wincheſter, wo das Land am meiſten bebaut iſt, die Wälder folglich ſehr gelichtet ſind, iſt die Gegend ſchon ſo holzleer, daß die Landleute ihr Holz zu Zäunen und Befriedigungen oft 10 bis 15 Meilen weit holen müſſen. Andere Gegenden und vornehmlich alle Anhöhen ſind indeß noch überall dicht mit Waldungen bewachſen. Dieſe Hügel, und die dazwiſchen liegenden ſchönen grünen Felder, von unzähligen Armen des Shennandoah durchſchlängelt, machen auf dem ganzen Wege, von Bottetourt-County nach dem Patomak hin, die Landſchaft faſt überall unbeſchreiblich reizend, und die blauen Gebirge im Hinter-

grunde krönen den Proſpekt. Das Einzige, was ich daraus weg wünſchte, ſind die im Zikzak geſtellten Zäune, die Blockhäuſer, die ein ſchwerfälliges und trauriges Anſehen haben, und die 3 bis 4 Fuß hohen Baumſtubben, die überall umherſtehen. Bei Urbarwachung des Bodens wird nemlich hier zu Lande kein Baum bis dicht an die Wurzel abgehauen, weil, um dies zu bewerkſtelligen, der Arbeiter immer gebückt ſtehen müßte, auf dieſe Art aber den Tag über nicht ſo viel vor ſich bringen könnte, als wenn er ſichs bequemer macht und vom Zopf-Ende des Stammes ein gut Stück ſtehen läßt. Dem Landmann iſt beides gleichviel, da man die Stubben doch nicht ausradet, dieſe auch (weil man um die Wurzeln ein Feuer anzündet) nie mehr ausſchlagen, ſondern in 7 — 8 Jahren gänzlich verwittern.

Das angebaute Land iſt hier in lauter kleine Beſitzungen getheilt. Man kennt weder Reichthum noch Armuth, jedem gehört das Haus, welches er bewohnt, und das Land das er bearbeitet; niemand iſt durch beſſere Erziehung oder mehrere Kenntniß ausgezeichnet. Alles lebt in einem glücklichen Zuſtande von Mittelmäßigkeit und Gleichheit.

Die freien Einwohner ſind meiſtens Deutſche, die hier wie in den andern Staaten, ihrem Charakter treu bleiben. Der ſechſte Theil der Seelenzahl beſteht aus Sklaven. In andern Gegenden iſt das Verhältniß der Freien zu den Sklaven anders; in Rokbridge-County machen die Sklaven den eilften, in Shenandoah-County den zwanzigſten Theil der Einwohner aus.

Zwiſchen Fincaſtle und dem Patomak, längs der groſsen Landſtraße, die von Norden nach Süden hinter den blauen Gebirgen wegläuft, und von den nördlichen Staaten nach Kentucky führt, liegen mehrere kleine unbedeutende Orte, als, Lexington, Saunton, Newmarket, Woodſtock, Wincheſter, Strasburg, deren wenige mehr als 70 Häuſer enthalten.

Als ich des Weges kam, begegnete ich vielen Leuten von Kentucky und dem neuen Staate Teneſſee (Teneſſih), die nach Philadelphia und Baltimore reiſten. Andere gingen in entgegengeſetzter Richtung, wie ſie es nennen, auf Kundſchaft aus, das heißt, um ſich in den weſtlichen Gegenden Land zu neuen Niederlaſſungen auszuſuchen. Sie waren alle zu Pferde und hatten große wollene Decken zuſammengefaltet unter den Sätteln liegen, um ſich damit zuzudecken, wenn ſie im Walde unter freiem Himmel übernachten müſſen; auch waren ſie mit Degen und Piſtolen bewaffnet, was jedoch jetzt nicht mehr ſo nöthig iſt als ehedem, bevor der Friede mit den Indianern geſchloſſen wurde. Damals durfte man es aber nicht wagen, in dieſer Gegend anders als in Geſellſchaft von 40 bis 50 Perſonen zu reiſen, und auch jetzt noch rathe ich niemand, ſich ganz allein auf den Weg zu machen, doch iſt man ſchon ziemlich ſicher, wenn nur fünf bis ſechs Perſonen beiſammen ſind. Längs der ganzen Landſtraße von Fincaſtle bis Lexington in Kentucky giebt es hin und wieder Häuſer, ſo daß man nur zwei oder drei Nächte frei im Walde zubringen darf.

Das zudringlichſte Volk in Amerika iſt aus den weſtlichen Gegenden, und zwar aus bloßer Neugier. Oft hielt mich einer oder der andere an einer einſamen Stelle des Weges plötzlich an, ſo daß, wenn ich in einem andern Lande geweſen wäre, ich geglaubt hätte, von einem Straßenräuber angefallen zu ſeyn. Da hieß es dann zur Bewillkommung; „O halten Sie mein Herr! ich wette, Sie kommen aus dem neuen Staate.“ Nein, mein Herr. „Nun denn, von Kentucky?“ Auch nicht. „Ei was tauſend, woher kommen Sie denn ſonſt?“ Aus dem unteren Lande. „So; o da müſſen Sie recht viel Neues wiſſen; können Sie mir nicht ſagen, wie viel dort der Schinken gilt?“ Nein, mein Freund, das weiß ich wahrlich nicht. „Ha, ha, ich ſehe ſchon,

Sie ſind ein Fremder, um Vergebung, wie heißen Sie?“ So geht es immer weiter, und der läſtige Geſellſchafter reitet ſicher mit bis zum nächſten Wirthshauſe, wo ein anderer ihn ablöſet.

Der erſte Ort, den man auf dieſem Wege erreicht, iſt Lexington, ein niedliches kleines Städchen, das meiſtens von Irländern bewohnt wird. Es enhält nur ohngefähr 100 Häuſer, ein Gerichtshaus und eine Kirche; der größte Theil des Orts war, kurz zuvor, ehe ich hinkam, abgebrannt. Dreißig Meilen weiter liegt Staunton, das 200 Häuſer, meiſtens von Steinen, und eine Kirche hat; es treibt einen anſehnlichen Handel mit dem innern Lande. Dies war der erſte Ort auf dem ganzen Weg von Lynchburgh aus bis hieher, eine Strecke von 150 Meilen, wo ich friſches Fleiſch bekam; außer dieſem ward mir ein einzigesmal, und zwar im Gebirge, etwas friſches Wildpret aufgetragen, ſonſt überall nichts als eingeſalzenes Schweinefleiſch, mit dem grünen Kraute von Rüben als Gemüſe gekocht, oder eingeſalzener Fiſch in Butter gebraten und warmer Speckſallat dazu. Dies iſt in dieſer Gegend des Landes die tägliche Koſt das ganze Jahr hindurch.

Es iſt einem Europäer ſehr auffallend, in Amerika ſo viel Leute mit militäriſchen Titeln anzutreffen, deren Gewerbe dieſen Titeln gar nicht entſprechen; denn es iſt gar nichts Ungewöhnliches, einen Kapitän als Fracht Fuhrmann, einen Oberſten als Führer der Landkutſche, und einen General hinter ſeinem Ladentiſch zu ſehen. Nirgend aber findet man ſo viel Militärperſonen als in dem kleinen Staunton, denn hier iſt jeder rechtliche Mann entweder Rechtsgelehrter oder Arzt oder Militär. Der Grund davon liegt darin, daß jeder freie Mann in Amerika von 16 bis 50 Jahren ſich, wenn ſein Gewerb es nur irgend erlaubt, in die Miliz einrolliren laſſen muß. Dieſe beſteht in

Virginien allein aus 62000 Mann, und iſt in 4 Diviſionen und 17 Brigaden getheilt, deren jede ihren General und andere Offiziere hat. Dies allein erfordert ſchon eine große Menge Offiziere; es giebt aber außerdem in den meiſten Städten noch Korps von Freiwilligen, deren jedes ebenfalls ſeine Offiziere hat. Solcher Korps nun ſind in Staunton zwei, eines Kavallerie und eines Artillerie. Die Leute finden hier ein Vergnügen am Exercieren, und ſetzen eine Eitelkeit darin, in Uniform zu erſcheinen. Ueberdieß nehmen täglich Offiziere, ſowohl von dieſem Korps als von der Miliz, ihren Abſchied, behalten aber ihren Militär-Charakter zeitlebens bei. Nächſt jenen giebt es noch Offiziere von der alten Armee, die weder zur Miliz noch zu den Freiwilligen gehören. Die Miliz verſammelt ſich nur alle zwei bis drei Monate einmal, und da jeder für ſeine Bewaffnung ſelbſt ſorgen muß, und es nicht nothwendig iſt in Uniform zu erſcheinen, ſo hat ſie eben kein ſonderlich militäriſches Anſehn.

Wincheſter iſt die größte Stadt in dem Gebiet jenſeits der blauen Gebirge, und liegt hundert Meilen norwdärts von Staunton. Sie hat 2000 Einwohner und 350 Häuſer, die ſehr einfach gebaut ſind. Die Straßen ſind regelmäßig aber eng, und der Ort hat ſonſt nichts merkwürdiges.

Achtzehnter Brief.

Durchfluß des Patomak und des Shennandoah durch eine Bergſchlucht. — Ankunft in Philadelphia. — Wetterbeobachtungen.

Philadelphia, im Juni 1796.

Als ich die Gegend weſtwärts, das heißt, jenſeits der blauen Gebirge in Virginien ziemlich durchkreuzt hatte, kam ich an den Patomak zurück, und zwar an derjenigen Stelle, wo er durch das blaue Gebirge hindurch fließt, welches Herr Jefferſon für eine der erhabenſten Naturſcenen erklärt, die allein ſchon eine Reiſe nach Amerika verdiene.

Die nächſten Umgebungen dieſes Bergpaſſes ſind wild und romantiſch. Nachdem man über mehrere kleine übereinander liegende Hügel gekommen iſt, erblickt man endlich die Oeffnung im Gebirge, zugleich wendet ſich der Weg plötzlich, und geht einen langen ſteilen Berg hinab, der von hohen Bäumen beſchattet iſt. Auf der einen Seite des Wegs erblickt man über ſich große überhangende Felſenſtücke, die auf den Wanderer herabzuſtürzen drohen; auf der andern befindet ſich ein Abgrund, in deſſen Tiefe man das Waſſer rauſchen hört, aber, der Bäume wegen, es nicht ſehen kann. Am Fuße des Hügels liegt ein Wirthshaus nebſt noch einigen andern Häuſern, und hinter dieſen iſt, vom Felde aus, der Durchfluß des Stroms durch die Bergkette am beſten zu ſehen. Zur Linken windet ſich der Patomak durch fruchtbare Gegenden nach dem Gebirge zu, zur Rechten fließt der Shennandoah; am Fuß des Berges vereinigen ſie ſich und ſtrömen ſo durch die Oeffnung; jenſeits derſelben beträgt ihre gemein-

ſchaft-

ſchaftliche Breite 1200 Fuß; ſo fließen ſie nun der See zu, und werden dem Auge durch die ſie umgebenden Hügel entzogen.

Die zackige Form der nach dem Fluß zu gekehrten Bergſeiten, desgleichen die großen Felſenſtücke, die auf dem Boden umher liegen und die zum Theil wohl offenbar durch eine große Erſchütterung fortgeriſſen worden, ſind, wie Herr Jefferſon ſich ausdrückt „Denkmähler von dem Kriege, der hier zwiſchen den Strömen und den Bergen Statt gefunden hat, und ſie beweiſen augenſcheinlich, daß die Gewäſſer des Patomak und des Shennandoah hier eine Zeitlang durch das blaue Gebirge aufgedämmt wurden, und ſo lange ſtiegen, bis ſie an dieſem Orte durchbrachen, indem ſie den Berg vom Gipfel bis zum Fuß ſpalteten.“ So viel iſt wenigſtens gewiß, daß wenn man die getrennte Bergkette wieder zuſammenfügen könnte, ſich durch die beiden Ströme eine große Waſſermaſſe auf der weſtlichen Seite anſammeln müßte, und daß dieſe Maſſe gerade auf den nemlichen Fleck, wo jetzt die Oeffnung iſt, mit der größten Gewalt drücke.. müßte, um ſich einen Ausweg zu bahnen, weil ſie hier am tiefſten wäre, indem dies weit und breit die niedrigſte Stelle iſt, wie Sie bei einem Blick auf die Karte ſchon daraus ſehen werden, daß alle Flüſſe in dieſer Gegend ihren Lauf hieher nehmen. Ob nicht demohngeachtet dieſe Oeffnung in der Bergkette vielleicht von jeher vorhanden war, kann man jetzt nicht mehr beſtimmen; daß aber der gegenwärtige Zuſtand ihrer Wände ſich von irgend einer großen Ueberſchwemmung herſchreibt, iſt wohl nicht zu läugnen. Hiezu bedarf es in der That nichts mehr, als daß der Patomak und der Shennandoah einmal bei hohem Waſſer — welches doch alle Früh- und Spätjahre eintritt — ſo hoch geſtiegen wären, als im Jahre 1795 der Jamesfluß, nemlich 15 Fuß über die gewöhnliche Höhe. Schon

dadurch allein müßte das ganze Anſehn dieſer Oeffnung ſehr weſentlich verändert worden ſeyn; denn das blaue Gebirge beſteht vom Gipfel bis zum Fuß aus großen Felſenſtücken, welche in fetter, lockerer Erde liegen, die ſchon von ſtarken Regengüſſen leicht weggeſpült wird, ſo daß die Steine loſe werden und hinabrollen. Ich ſelbſt habe ein Beiſpiel davon erlebt, das ich nie vergeſſen werde. An dem Tage als ich hier ankam, hatte es den ganzen Morgen über geregnet; der Abend war heiter und ſchön, und da ich begierig war, die Gegend von allen Seiten zu ſehen, ließ ich mich über den Fluß ſetzen und klomm den Berg auf der andern Seite, an einer ziemlich ſteilen Stelle, hinan, wo kein Weg war, und viele Felſenſtücke hervorragten. Ich war etwa 150 Fuß weit geklettert, als ein Stein auf den ich den Fuß ſetzte, und der ganz feſt zu ſeyn ſchien, plötzlich nachgab, und einen ſolchen Haufen anderer Steine mit einem ſo fürchterlichen Getöſe mit ſich fortriß, daß ich glaubte der ganze Berg ſtürzte über mich, und jeden Augenblick erwartete, zertrümmert zu werden. Ich war ſchon 20 Fuß weit hinab geglitten, als ich zum Glück einen Zweig erhaſchte und mich daran feſt hielt. Die Steine fuhren indeß fort, haufenweiſe hinab zu rollen, ja mehreremale fing dies von neuem und heftiger an, nachdem ſchon ein oder zwei Minuten alles ſtill geweſen war. So hielt ich mich eine ganze Weile, und beſorgt jeden Augenblick, daß ein großer Stein ſich ablöſen, und den ganzen Baum, an den ich mich hielt, mit hinunter reißen würde. Ich kannte weder Weg noch Steg, und ſah alſo kein anderes Mittel, herab zu kommen, als über die zum Theil eben herabgefallenen Steine; ein Unternehmen das mich mit Schrecken erfüllte. Indeß nahte die Nacht heran, ich mußte alſo nothwendig mein Heil verſuchen, und kam, bis auf einige Verletzungen an Hüften und Ellnbogen, glücklich hinunter. Man

wünſchte mir ernſtlich Glück, daß ich der Gefahr ſo entronnen ſey, und ſagte mir, daß dieſes Nachgeben der Steine nach einem ſtarken Regenguß nichts ungewöhnliches ſey, ja beim plötzlichen Aufthauen einer großen Schneemaße, rollten bisweilen ungeheure Felſenſtücke mit einem Getöſe hinab, das man Meilenweit hören könne. Man kann hieraus abnehmen was für Folgen es haben muß, wenn nicht weit vom Fuße des Berges nur ein einziges Felſenſtück durch das Waſſer untergraben und ausgewaſchen wird. Das unmittelbar darüber liegende wird dann auch fallen, und wird eine Menge anderer die mit ihm in Verbindung ſtehn, mit herab ziehn, und ſo kann leicht ein Riß von oben bis unten entſtehen. Dieſer Durchbruch zweier vereinigten Ströme durch die Bergkette iſt allerdings etwas Merkwürdiges und Sehenswerthes, aber ich bin weit entfernt, ihn mit Herrn Jefferſon für eine der erſtaunenswürdigſten Naturſcenen zu halten, welche ſchon allein eine Reiſe nach Amerika verdient. Auch will Niemand der die Sache kennt und ſeine Beſchreibung geleſen hat, hierin mit ihm übereinſtimmen. Ich für meinen Theil glaube, daß wir nicht weiter als bis Wales zu reiſen brauchen, um Naturſcenen zu finden, die ungleich erhabener ſind. Freilich giebt es dort keinen ſo breiten Fluß als der Patomak, mehrere andere aber ſtürzen mit größerem Geräuſch und mehrerer Heftigkeit über Klippen als der Patomak und der Shennandoah, und die Felſen-Abgründe und Gebirge an dieſen hier ſind mit jenen in Wales keinesweges zu vergleichen. Nach Herrn Jefferſons Beſchreibung ſollte man faſt glauben, daß er dieſe Neturſcene gar nicht in ihrem jetzigen ruhigen Zuſtande, ſondern gerade in dem Augenblick geſehen haben müſſe, als die Fluthen den Berg eben zerriſſen, und alles in Aufruhr war.

Ich ſetzte nun über den Patomak, und ging nach Frederik in Maryland und von da nach Baltimore

Zwiſchen dieſen beiden Orten iſt der Boden bei weitem nicht ſo fruchtbar als bei den blauen Gebirgen, aber ziemlich gut angebaut. An mehreren Stellen findet ſich Eiſen und Kupfer, und es ſind bereits große Eiſenwerke im Gange, aber noch keine Kupferhämmer von einigem Belang. Das Eiſen iſt hier, wie überhaupt in Virginien und Pennſylvanien, ſehr zähe, daher die Gußwaaren, namentlich Geſchirr, viel dünner als in England gegoſſen werden können, ohne daß man Bruchſchaden beſorgen dürfte, obgleich beim Transport ſehr gewaltſam damit umgegangen wird. In den Guß-Oefen und Schmieden arbeiten meiſtens Neger, die hiezu am beſten zu gebrauchen ſind, weil ſie einen außerordentlichen Grad von Hitze ertragen können, da ſie, ſelbſt in den heißeſten Sommertagen, in ihren Hütten Feuer unterhalten und darum her ſitzen.

Die Pflanzungen und Landgüter in Maryland ſind zwiſchen 100 und 1000 Morgen groß; höher hinauf gegen die Gebirge zu, wo größtentheils Korn gebaut wird, iſt das Land in kleinere Beſitzungen getheilt, auch giebt es dort nur wenig Sklaven. In den unteren Gegenden dieſes Staates und hier, zwiſchen Frederik und Baltimore, findet man große ausgebreitete Pflanzungen, wo ſehr viel Taback gewonnen wird. Die Arbeit verrichten auch hier Neger, und alles iſt auf denſelben Fuß wie in Virginien eingerichtet. Die Häuſer ſind meiſtens von Holz, braun angeſtrichen, und der bedeckte Gang vor denſelben weiß.

Am 14ten Juni kam ich hier wieder an, nachdem ich beinahe drei Monate lang abweſend geweſen war. Das Wetter war die ganze Zeit hindurch nicht vier Tage hintereinander beſtändig. In Philadelphia ſtand das Thermometer ſchon am 14ten März in der Mittagsſtunde auf 65° Fahrenheit; acht Tage zuvor war es nicht höher als auf 14° geweſen. Zu Ende dieſes Monats ſtand es in Maryland am Mittag nie

höher, als 50°, die Abende waren kalt und ſtürmiſch, die Luft feucht. Auf der nördlichen Landſpitze von Virginien ſtand es in der zweiten Woche des Aprils zwei oder drei Tage hintereinander am Mittag 80° bis 84° Fahrenheit; ſobald aber der Wind ſich änderte, fiel es, und blieb mehrere Tage hindurch unter 70°. Als ich im April durch die untere Gegend von Virginien reiſte, ſtand das Thermometer ſehr oft auf 80°, im Mai aber kam es vor dem 14ten nicht wieder ſo hoch, ja es war bis dahin oftmals ſo kalt, daß man es ohne Kaminfeuer gar nicht aushalten konnte, und als ich in der Gegend der Süd-weſt-Gebirge war, fror es am 19ten Mai ſo ſtark, daß der frühe Weizen, die Kirſchen und die jungen Maispflanzen völlig erfroren. Das neue Laub der Bäume wurde welk, und die ganze Landſchaft ſah aus wie im November. Den Tag nach dem Froſt ſtand das Thermometer in der Mittagsſtunde auf 46°, und vier Tage nachher ſchon wieder 81°, den Mai und Juni hindurch zwiſchen 60 und 80°. Im Ganzen hatten wir ſchönes Wetter, obſchon mitunter rauhe und unangenehme Tage. Auch der Zuſtand der Atmoſphäre ändert ſich ſehr ſchnell. Den 6ten Juni habe ich auf meinem Wege nach Frederik, als ich über den Patomak gieng, eine ſo ſchnelle Veränderung erlebt, als mir noch nie vorgekommen war. Der Morgen war drückend heiß, der Wind Süd-Süd-Weſt. Um Ein Uhr Nachmittags erſchien eine ſchwarze Wolke am Horizont und es erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, der die ſtärkſten Bäume mit ſammt den Wurzeln ausriß, von Gewitter und Hagel begleitet, wobei Hagelkörnen fielen, die zum Theil dreimal größer waren als eine Erbſe; dann folgte ein Regenguß faſt ſo ſtark als ein Wolkenbruch. Dieſer ganze Vorgang dauerte ohngefähr 23 Minuten. Kurz *vor* dem Sturm ſtand das Thermometer 81°, und als alles vorüber war 59°.

alſo in weniger denn einer halben Stunde ein Unterſchied von 22 Grad. Man weiß Beiſpiele, daß in Pennſylvanien das Thermometer in 26 Stunden ſeinen Stand um 50 Grad verändert hat. Ueberhaupt iſt in den mittlern und ſüdlichen Staaten die Witterung ſehr veränderlich, und nicht zwei Jahre hintereinander bleibt ſie ſich in derſelben Jahreszeit gleich. Doktor Rittenhouſe verſichert, daß ſo lange er ſich in Pennſylvanien aufgehalten, in jedem Monat, den Juli ausgenommen, Nachtfröſte eingefallen wären, und, daß ſelbſt im Juli zuweilen ſo kalte Tag einfielen, daß Kaminfeuer ſehr wohl behage.

Das Klima von Neu-Yerſey, Neu-York, Delaware und den obern Gegenden von Maryland, iſt dem pennſylvaniſchen ziemlich gleich, nur daß es im nördlichen Theil von Neu-York, da wo es an Kanada grenzt, kälter iſt; die Winter ſind ſtreng und lang. In Pennſylvanien ſind die äußerſten Thermometerpunkte, die man bemerkt hat, 24 und 105°. Dieſe äußerſten Grenzen erreicht es aber nur ſelten, und nähert ſich noch eher dem höchſten Grad der Hitze als der Kälte. Im Winter des Jahres 1795 und in den drei vorhergehenden Jahren fiel das Thermometer nie unter 10°, ſelten aber vergeht ein Sommer, wo es nicht bis auf 96° ſtiege; das Jahr 1789 ward in dieſer Rückſicht als eine Ausnahme angeführt, weil es damals nicht über 90° hinausgieng.

Von dem eigentlichen Druck der Hitze in Amerika kann man jedoch keinen richtigen Begrif haben, wenn man nicht den Stand des Hygrometers eben ſo genau als den des Thermometers beobachtet. Die Feuchtigkeit der Luft iſt nemlich in den verſchiedenen Gegenden des Landes ſehr verſchieden, richtet ſich aber überall nach den Winden, und es iſt zum Erſtaunen, um wie viel erträglicher der nemliche Grad von Hitze bei trockener als bei feuchter Luft iſt. In Neu-England z. B., iſt bei ſehr trockener Luft die Hitze, wenn das Thermo-

meter auf 100° Fahrenheit ſteht, eben ſo erträglich, als wenn bei dem nämlichen Winde das Thermometer in den unteren Gegenden der ſüdlichen Staaten, wo die Luft feucht iſt, auf 90° ſteht. Welch ein großer Unterſchied im Klima zwiſchen den Gebirgsgegenden und dem flachen Lande Statt findet, habe ich bereits, als von Virginien die Rede war, erwähnt, und erinnere hier nur noch, daß es hiemit nicht in Virginien allein, ſondern durch ganz Nordamerika überall die nämliche Bewandniß hat. So iſt z. B. in den Gebirgen von Neu-England, imgleichen längs den verſchiedenen Bergketten, welche durch Neu-York, Neu-Yerſey, Pennſylvanien, Maryland und durch die ſüdlichen Staaten laufen, ja ſelbſt bis an die Grenze von Georgien, die Hitze bei weitem nicht ſo drückend, als man ſie in den nördlichen Theilen von Pennſylvanien und Neu-York zwiſchen den Gebirgen und dem Ocean findet, wo das Land flach iſt.

Die Winde bringen, wie bereits gedacht, in allen Gegenden des Landes ohne Ausnahme, eine große Veränderung in der Temperatur der Luft und in der Atmoſphäre überhaupt hervor. Wenn Nordweſtwind iſt, kann man den nämlichen Grad von Hitze eher ertragen, als bei jedem andern Wind; denn dieſer Wind iſt gewöhnlich trocken und erfriſchend; ich fand die Luft zu allen Jahreszeiten nie angenehmer, als bei Nordweſtwind. Im Winter iſt er zwar ſehr ſchneidend, aber man hört bei weitem nicht ſo viel über Kälte klagen, als beim Nordoſtwind, der die Luft überdem rauh und neblicht macht. Der Südoſtwind iſt wärmer aber feucht, und bringt, wie hier zu Lande aller Oſtwind, Schnee oder Regen. Der Südweſt iſt, gleich dem Nordweſtwinde, trocken und warm, dreht er ſich aber mehr nach Süden, ſo bringt er oft Stürme und Gewitter.

Dieſe verſchiedenen Wirkungen der Winde in Amerika laſſen ſich aus ganz natürlichen Urſachen erklären. Der Nordweſtwind kommt aus ewig kalten Regionen

und ſtreicht über eine ſo ungeheure Strecke Landes hin, daß er nothwendig trocken und kalt ſeyn muß. Der Nordoſtwind hingegen beſtreicht gefrorne Seen und das weite Meer, und iſt deshalb, wie alle andere Abſtuffungen des Oſtwindes, kalt und feucht. Die Südwinde kommen aus den warmen Regionen der Wendezirkel und bringen Hitze, die Südweſtwinde, die eben ſo wie die Nordweſtwinde über große Strecken Landes hinſtreichen, ſind daher eben ſo wie jene trocken, doch ſoll hierin die Gegend weſtwärts von dem Alleghany und von den in der nämlichen Reihe liegenden appalachiſchen Gebirgen eine Ausnahme machen, denn dort ſoll der, ſonſt überall trockne und warme Südweſtwind oft Kälte und Regen bringen. Von dem Uebermaaß von Hitze und Kälte, welches auf der Oſtſeite der Gebirge Statt findet, weiß man auf der Weſtſeite nichts.

Während der wenigen Tage, die ich jetzt in Philadelphia bin, war es ſo entſetzlich heiß, daß, wer es irgend vermeiden konnte, bei Tage nicht aus dem Hauſe ging, und wen Geſchäfte dazu zwangen, der ging nicht anders als mit einem großen Sonnenſchirm und in leinenen weiten Beinkleidern und dergleichen Jacke. Die beſten Häuſer haben an der Außenſeite der Thüren und Fenſter ſogenannte Jalouſien, (oder breite dünne hölzerne Stäbe, die auf eine Schnur gereihet, von der wagerechten bis in die ſenkrechte Richtung geſtellt werden können, um auf dieſe Art Licht und Luft nach Willkühr des Bewohners durchzulaſſen) dieſe Jalouſien werden feſt zugemacht, die Thüren und Fenſter hingegen offen gehalten, um friſche Luft einzulaſſen. An den andern Häuſern hat man Fenſterladen, die den ganzen Tag über nicht geöffnet werden. Gegen Abend wird die Stadt wieder lebendig, die Häuſer werden gelüftet und alles ſtrömt hinaus, der friſchen kühlen Luft zu genießen, und bis zehn Uhr ſind die Straßen ſo voll und gedrängt, als wäre irgend etwas außerordentli-

ches zu ſehen, dann fängt es an ruhiger zu werden, und um 11 Uhr kann man die halbe Stadt durchwandeln, ohne außer dem Nachtwächter irgend einer lebendigen Seele zu begegnen. Nach ſo heißen Tagen fällt oft ein ſtarker Thau, und die Nächte ſind kalt, oft aber fällt gar kein Thau; dann bleiben die Nächte auch warm; ſo ſtand mehrere Tage und Nächte hintereinander das Thermometer nie unter 80° und dennoch hat man mich verſichert, daß es zu Ende des Monats und im Auguſt noch heißer ſey; eben ſo ſoll es auch in den übrigen Seeſtädten ſüdwärts von Philadelphia, in Baltimore und Norfolk aber am allerheißeſten ſeyn. In ſo heißen Tagen kann das Fleiſch nur in Eiskellern aufbewahrt werden, ſonſt verdirbt es; Federvieh darf nur wenige Stunden vor dem Eſſen geſchlachtet werden, die Milch gerinnt, wenn ſie zwei Stunden ſteht, und Fiſche und Butter werden nicht anders als mit Eis bedeckt zu Markte gebracht und oft ſind, troz allen dieſen Vorkehrungen die Fiſche dennoch verdorben und nicht zu genießen. Eis iſt ſolchergeſtalt hier ein unentbehrliches Bedürfniß, auch hat jeder Bauer immer einen großen Vorrath davon.

Neunzehnter Brief.

Abreiſe nach Canada. — Trenton. — Waſſerfall. — Neu-York. — Albany. — Jahresfeier der amerikaniſchen Unabhängigkeit.

Albany, im Juli.

Eben als ich im Begriff war von Philadelphia nach Neu-York zu gehen, um von dort nach Canada zu reiſen, führte mein gutes Geſchick mir zwei artige jun-

ge Männer aus England zu, die gerade die nemliche Reiſe machen wollten. Vernünftige und angenehme Reiſegefährten, denen man ſeine Bemerkungen und Gefühle mittheilen kann, ſind zwar überall ſehr wünſchenswerth und nützlich; hier zu Lande aber, wo man, um von einem Orte nach dem andern zu kommen, oft viele Meilen weit durch einſame Wälder reiſen muß, hier, wo bis auf wenige Ausnahmen eine ſolche Einförmigkeit in den Sitten und Gebräuchen der Einwohner Statt findet, wo man höchſt ſelten einen Menſchen findet, der von Seiten des Kopfes oder des Herzens intereſſirte, hier iſt ein guter Reiſegefährte noch ungleich mehr werth als ſonſt irgendwo; auch hatte ich mir bei meiner Rückkehr von den blauen Gebirgen feſt vorgenommen, wo möglich, keine Reiſe in Amerika wieder allein zu machen. Meine Reiſegefährten hatten auch ihrer Seits die nemliche Erfahrung gemacht, und da ſie mit mir einerlei Reiſeplan hatten, ſo wurden wir auch über die Ausführung deſſelben bald genug eins. Wir mietheten uns einen Wagen bis Neu-York und verließen den 20ſten Juni das unangenehme, enge Philadelphia.

Die Straße geht 25 Meilen weit nahe am Delaware, auf den man, durch die hin und wieder ausgehauenen waldigen Ufer, ſchöne Ausſichten hat. Der ſchönſte Proſpekt des Fluſſes iſt von Briſtol, welches auf einer hohen Stelle des Ufers, 30 Meilen oberhalb Philadelphia liegt. Hier iſt der Fluß eine Meile breit, und gewöhnlich mit Schoonern und Schaluppen bedeckt; er windet ſich majeſtätiſch um die Landſpitze, auf der die Stadt gebaut iſt, und man kann auf mehrere Meilen ober- und unterhalb ſeinen ſanften Lauf durch die reiche ſchöne Gegend verfolgen. Briſtol gegenüber liegt Burlington, eine der größten Städte in Neu-Yerſey, theils auf einer Inſel, theils auf dem feſten Lande. Zehn Meilen weiter aufwärts ſetzt man, bei Trenton, über den Fluß; noch weiter den

Fluß hinauf geht die Fahrt mit Seebooten nicht. Die Waſſerfälle, welche ihr ein Ende machen, hat man hier gerade vor ſich, ſie haben aber nichts Angenehmes für das Auge. Jenſeits derſelben iſt mit kleinen Booten der Fluß noch an 100 Meilen höher hinauf zu befahren.

Trenton iſt die Hauptſtadt von Neu-Yerſey; es enthält 200 freundliche Häuſer, eine Kirche und das Staatenhaus, in welchem der Kongreß ſich während des Kriegs einige Zeit verſammelte; es iſt ein plumpes ſchwerfälliges Gebäude.

Zwölf Meilen von Trenton liegt Princeton, ein niedlicher kleiner Ort, der etwa 80 Häuſer enthält, die nur Eine Straße ausmachen, und ein Gymnaſium, das in den benachbarten Staaten ſehr viel Ruf hat. Die Anzahl der Studierenden in demſelben beläuft ſich ungefähr auf 70, nach ihrem Anſehn aber und den Studien die ſie treiben, ſollte dieſes Gymnaſium, ſo wie alle andere die ich in Amerika geſehen habe, eigentlich eine lateiniſche Schule heißen. Man führte uns in die Bibliothek, die ich äuſſerſt elend fand; ſie beſteht meiſtens aus alten theologiſchen Büchern, die ohne alle Ordnung aufgeſtellt ſind. Auf der einen Seite des Saals ſind ein paar kleine Repoſitorien, welche als das Muſeum gezeigt werden, das aus nichts als aus zwei kleinen ausgeſtopften Krokodillen und einigen wenigen merkwürdigen Fiſchen beſteht, die aber von vielem Umherwerfen und Handhaben ziemlich durchgeſcheuert waren. Auf der andern Seite ſteht ein Glasſchrank, in welchem einige phyſikaliſche Inſtrumente, desgleichen ein Planetenſyſtem, um die Bewegung der Himmelskörper zu verſinnlichen, aufbewahrt werden. Dieſes letztere Modell iſt von der Erfindung des Herrn Rittenhouſe, von dem ſeine Landsleute ſo viel Rühmens machen. Das Gebäude iſt von einfacher Bauart, hat 180 Fuß Fronte und iſt 4 Stock hoch.

Die nächſte Stazion iſt Braunſchweig, ein Ort von ungefähr 200 Häuſern, der nichts merkwürdiges hat, als eine 200 Schritt lange bequeme hölzerne Aufzugbrücke über dem Raritan, die zu beiden Seiten Geländer und Laternen hat; von da kommt man durch Eliſabeths-Town und Newark, ein paar freundliche, lebhafte Städtchen. Das letztere, wo ein guter geſellſchaftlicher Ton herrſcht, hat das Anſehen eines groſſen engliſchen Dorfs; die Häuſer liegen zerſtreut umher. Dieſe zwei kleinen Orte ſind nur 8 Meilen weit aus einander, jeder hat zwei Kirchen, deren hohe Thürme in der Entfernung ſchön über die ſie umgebenden Wälder hervorragen.

Neu-Yerſey iſt, von Norden nach Süden, 160 Meilen lang; die Breite iſt abwechſelnd von 40 bis 80 Meilen. Durch den nördlichen Theil dieſes Staats, nach Pennſylvanien zu, laufen die blauen Gebirge, der ſüdliche Theil hingegen iſt flach und ſandig, auf Meilen weit mit Fichtenwäldern bedeckt, und wenig angebaut. Im mittlern Theil findet man große Strecken fetten fruchtbaren Bodens, mit unter auch ſandige, ſteinige und mit Waldung bedeckte Stellen, im Ganzen aber iſt dieſe Gegend, bis nach Newark hin, gut angebaut, und hie und da ſtehn ſchöne Bauerhäuſer. Jenſeit Newark wird die Gegend flach und bruchicht, und zwiſchen dieſem Ort und dem Poſaik-Fluß iſt allein ein 20 Meilen großer Bruch, durch den die Landſtraße auf 2 Meilen weit durchführt. Der Weg iſt eine Art Knüppeldamm von großen hart an einander liegenden Balken, und hat, um ihn trocken zu erhalten, zu beiden Seiten Gräben. Hier wurden wir zuerſt von den Muskito's geplagt, die ſich zu Ende des Sommers auch in Philadelphia zeigen. Ueber den Poſaik, der hart am Bruche vorbei fließt, iſt eine ſchöne hölzerne Brücke, wie in Braunſchweig über dem Raritan, und 15 Meilen oberhalb derſelben iſt ein merkwürdi-

ner Waſſerfall. Der Fluß iſt dort ohngefehr 120 Fuß breit, und fließt bis auf wenige Fuß von den Fällen ganz ruhig und ſanft, dann ſtürzt er ſich plötzlich mit ungetheiltem Strom über eine 80 Fuß hohe Felſenbank. Unten drängt er ſich durch einen ungeheuren Felſenſpalt, deſſen Wände höher ſind als die Felſenbank des Falls, und allem Anſehen nach ehemals nicht getrennt mögen geweſen ſeyn.

In dieſer Gegend iſt ein ergiebiges Kupfer-Bergwerk, welches auf eine ſonderbare Weiſe entdeckt ward. Im Jahre 1751 ging des Morgens um 3 Uhr jemand des Weges und ſah, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen eine blaue Flamme Mannshoch aus der Erde empor lodern, die bald darauf verſchwand. Er zeichnete den Ort, und man grub nach und fand mehrere große Klumpen gediegenes Kupfer. Es ſind bereits viele mißglückte Verſuche gemacht worden, dieſes Bergwerk zu bearbeiten. Die Unternehmer haben immer Schaden dabei gemacht.

Vielleicht iſt das Arbeitslohn allzu theuer, vielleicht iſt auch der Bau nicht gut geleitet worden. Zwiſchen dem Poſaik und dem Hudſon iſt die Gegend hüglicht, unfruchtbar und unintereſſant, bis man dem letzten Fluſſe nahe iſt; dann öffnet ſich plötzlich eine Ausſicht auf den Hafen von Neu-York und auf die Stadt. Den Fluß, der hier ſehr anſehnlich iſt, kann man auf mehrere Meilen oberhalb der Stadt überſehen, die Ufer an der Yerſey-Seite ſind ſteil und bis unten hin mit ſtattlichen Bäumen bewachſen, ſo daß der Wald gleichſam bis ins Waſſer zu reichen ſcheint. Die unzählige Menge Schiffe, die nach allen Seiten in Bewegung ſind, geben der Ausſicht viel Leben und Intereſſe.

Neu-York liegt auf einer Inſel gleiches Namens, welche von dem Nord- und dem Oſtfluß, und einem Kanal durch den ſie verbunden ſind, gebildet werden. Sie iſt beinah 14 Meilen lang und eine Meile breit;

die Stadt ſteht am ſüdlichen Ende und reicht über die ganze Breite. Der Nord-Fluß iſt beinahe 2 Meilen breit, der Oſtfluß, oder Nordoſtfluß, wie er vielmehr heißen ſollte, iſt nicht ganz ſo breit; beide ſind aber, bis nahe an die Stadt, für die größten Kauffahrer tief genug. Der vorzüglichſte Sitz der Handelsgeſchäfte iſt jedoch am Oſtfluß; hier liegen die meiſten Schiffe, weil die Fahrt im Winter nicht ſo zeitig durch das Eis unterbrochen wird. Deshalb ſtehen auch auf dieſer Seite der Stadt Häuſer und Speicher ſo dicht an einander als möglich. Die Straßen ſind eng, unbequem und ſchmutzig, wie in allen Seeſtädten, und daher im Sommer äußerſt ungeſund. In dieſem Theil der Stadt brach das gelbe Fieber im Jahr 1795 zuerſt aus, und auch 1796 wüthete eine bösartige Krankheit hier, die, wenn nicht das gelbe Fieber ſelbſt, ihm doch ſehr ähnlich war. Am Hudſon ſind die Straßen luftiger, der angenehmſte Theil der Stadt aber iſt bei der ſo genannten Batterie am ſüdlichen Ende der Inſel beim Zuſammenfluß der beiden Ströme. Als Neu-York im Beſitz der Engländer war, beſtand die Batterie aus zwei oder mehreren Reihen Kanonen über einander, jetzt aber iſt ſie abgetragen und gewährt einen ſehr angenehmen Spaziergang, der auch an Sommerabenden ſehr beſucht iſt, weil man dort die Seeluft genießt und eine ſchöne Ausſicht auf den Meerbuſen, auf Long- und auf Staten-Island, desgleichen auf die jerſeyſche Küſte hat. Iſt das Waſſer hoch, ſo ſind die Flüſſe voll Schiffe und die welche auf dem Oſtfluß gehen, müſſen wenige Fuß von dem Wall bei der Batterie vorbei ſegeln.

Von der Batterie geht eine ſchöne, 70 Fuß breite Straße, Broadway genannt, nordwärts durch die Stadt; zwiſchen dieſer und dem Nordfluß durchſchneiden ſich mehrere Straßen in rechten Winkeln, und von dieſen Durchſchnittspunkten aus hat man eine freie Aus-

ſicht auf das Waſſer und auf die entfernten Ufer. Wären auf der entgegen geſetzten Seite von Broadway die Straßen ebenfalls bis an den Oſtfluß hinuntergeführt, ſo würde die Stadt viel gewinnen. Hätte man überdem ſtatt der an den Anfuhrten unordentlich umherliegenden hölzernen Magazine förmliche Kays gemacht, ſo wäre Neu-York der ſchönſte Hafen in der Welt.

Mit der Unionsſtadt wird es eben ſo gehen, denn man fängt bereits an, dergleichen Anfuhrten und Magazine daneben an den Ufern zu erbauen. Es iſt ſonderbar, daß man beim erſten Entwurf nicht gleich daran gedacht hat, einen großen fortlaufenden Kay anzulegen, der doch für die Schiffahrt eben ſo bequem ſeyn und der Stadt zu einer großen Zierde gereichen würde.

Unter den Privathäuſern giebt es, vorzüglich in Broadway, einige ſehr ſchöne. Die öffentlichen Gebäude aber, worunter 22 Kirchen und Gotteshäuſer verſchiedener Sekten ſind, haben nichts ausgezeichnetes.

Nach der Volkszählung im Jahr 1790 hatte Neu-York 30,148 freie Einwohner und 1180 Sklaven, jetzt aber iſt die Anzahl der Freien wohl auf 40,000 geſtiegen. Die Einwohner haben ſich, ſo wie die von Charleſton, ſeit langer Zeit ſchon durch Höflichkeit, Freundlichkeit und Gaſtfreiheit ausgezeichnet, welches auch allgemein anerkannt iſt. Tanz, Spielgeſellſchaft und Schauſpiel ſind ihre öffentlichen Vergnügungen. Kürzlich iſt ein ſchöner Tanzſaal erbauet worden, und jetzt wird ein neues Schauſpielhaus gebaut, das verhältnißmäßig faſt zu groß für die Stadt iſt. Das alte iſt ein ſchlechtes hölzernes Gebäude.

Die Luſt unſre Reiſe fortzuſetzen, ehe es zu ſpät im Jahre wäre, und hauptſächlich das Gerücht, als brächen in der Stadt allerhand Fieber aus, beſtimmten uns, Neu-York zu verlaſſen; wir ſchifften uns alſo den 2ten Juli Nachmittags um 2 Uhr, auf eine von den

kleinen Schaluppen die den Hudſon befahren, nach Albany ein. Es regte ſich kein Lüftchen, aber die Fluth trieb das Schiff in einer halben Stunde zwei Meilen weit. Der Himmel war den ganzen Tag über heiter; auf der glatten glänzenden Waſſerfläche ſpiegelten ſich die Gegenſtände am Ufer, und die unzähligen Fahrzeuge mit herabhangenden unbewegten Segeln, ſchienen wie durch einen Zauber über die Fluth weg zu gleiten; die Sonne, welche mit unbeſchreiblicher Pracht unterging, verſchönerte die herrliche ruhige Scene um uns her, und zeigte uns noch einmal die Thürme von Neu-York in der Vergoldung ihrer ſcheidenden Strahlen. Es iſt unmöglich, alle die prächtigen Anſichten zu beſchreiben, die ſich uns längs dem Fluſſe darſtellten; aber alles was eine glückliche Zuſammenſtellung von Hügeln und Thälern, von Wald und Waſſer, an ſchönen Ausſichten darbieten kann, findet man hier in größter Volkommenheit. An einigen Stellen iſt der Fluß 5 bis 6 Meilen breit, an andern nur wenige hundert Fuß, bald kann man ihn, ſo weit das Auge reicht, verfolgen, bald nimmt er eine ſchnelle Wendung und ſchlängelt ſich zwiſchen hohe Ufer eingeſchloſſen fort. Hier liegen Inſeln, dort ragen Bäume und Felſenſtücke aus ihm hervor. Das herrliche bis an den Rand des Waſſers angebaute Land, friedlichen Bauerhäuſer, die entfernten Städte mit ihren Thürmen, alles das erhöht die Schönheit dieſer Landſchaft unendlich.

Nach Sonnenuntergang erhob ſich ein ziemlich ſtarker Wind, der uns einen großen Theil der Nacht hindurch in einer Stunde 6 bis 7 Meilen vorwärts trieb. Einige Stunden mußten wir vor Anker liegen, weil es gefährlich iſt, im Finſtern über manche Stellen des Fluſſes zu ſegeln. Unſre Schaluppe war nur von 70 Tonnen, ſie hatte aber viel mehr Bequemlichkeiten als man in einem ſo kleinen Schiffe erwarten konnte, auch hatte ſie, wegen ihrer beſondern Bauart,

eine

eine ſo große Kajütte wie ein gewöhnliches Kauffahrteiſchiff von 300 Tonnen. Alle Schaluppen nehmlich, welche dieſen Fluß befahren, ſind breit, kurz und flach. Sie ſind ungefähr 22 und einen halben Fuß breit, 55 Fuß lang und gehn 5 bis 6 Fuß unter Waſſer; es läßt ſich daher nur auf ruhigem Waſſer damit ſegeln.

Früh am andern Morgen waren wir Weſt-Point gegenüber, welches durch die Deſerzion des General Arnold im amerikaniſchen Kriege und durch den daraus erfolgten Tod des unglücklichen Major André merkwürdig geworden iſt. Das Fort liegt 150 Fuß über der Waſſerfläche. Niemand als die einſame Schildwacht war zu ſehen, die längs den mit hohem Graſe bewachſenen Wällen auf und ab ging. Es war ein melancholiſcher Anblick, der durch den trüben Morgen und den Gedanken an das unglückliche Schickſal des bedauernswürdigen André um vieles erhöhet ward.

Nahe bei Weſt-Point liegt auch das Fort Putnam, das ſeit dem Frieden ſehr verfallen iſt, jetzt aber ausgebeſſert wird. Sollte zwiſchen Amerika und England je wieder Krieg entſtehen, ſo ſind dieſe beiden Forts von der größten Wichtigkeit, inſofern ſie einen Ring in der Kette von Forts ausmachen, welche ſich längs der Waſſerkommunikazion hinzieht, die Neu-York mit den engliſchen Kolonien verbindet.

In dieſer Gegend fängt das ſogenannte Hochland an, und erſtreckt ſich längs den beiden Ufern des Fluſſes mehrere Meilen weit; dieſer iſt hier ſehr ſchmal, und zwiſchen die Berge durch kommen oft plötzlich ſo ſtarke Windſtöße, daß Schiffen, die alsdenn eben hier vorbei fahren, nicht ſelten der Topmaſt fortgeriſſen wird; unſer Kapitän ſelbſt hatte hier durch einen ſolchen Windſtoß einſt ſein großes Segel eingebüßt. Um ähnliche Unfälle zu verhüten, pflegt man, wenn der Himmel trübe iſt, an dieſen gefährlichen Stellen die Segel einzuziehen.

Um 4 Uhr Morgens langten wir hier an dem Orte unſerer Beſtimmung an, 160 Meilen weit von Neu-York.

Albany hat jetzt 1100 Häuſer, es nimmt aber ſehr ſchnell zu, beſonders ſeitdem der Sitz der Regierung von Neu-York hieher verlegt iſt. Der ältere Theil der Stadt iſt abſcheulich, ſo auch die Straßen; die Häuſer ſind im alten holländiſchen Geſchmack mit den Giebeln nach der Straße zu und mit großen eiſernen Wetterfahnen auf den Dächern. Im neuen Theile iſt es beſſer, die Häuſer ſind ſchön, die Straſſen bequem, gut erleuchtet und gut gepflaſtert. Es giebt hier vier öffentliche Gotteshäuſer und ein Hoſpital. Im Sommer iſt der Aufenthalt ſehr unangenehm, weil die Stadt hart am Ufer liegt und aus dem Fluße, der nur ſehr langſam fließt, des Abends oft ganze Wolken von Dünſten aufſteigen. Unmittelbar hinter der Stadt ragt, wie zu Philadelphia, das Land ſenkrecht in die Höhe, verhindert den Zutritt der freien Luft und wirft die Sonnenſtralen mit Gewalt zurück. Demohnerachtet hält man den Ort für ſehr geſund.

Der 4te Juli, der Tag unſerer Ankunft war das Jahresfeſt der amerikaniſchen Unabhängigkeit, und man kam uns mit der Verſicherung entgegen, daß groſſe Zubereitungen zu dieſer Feierlichkeit gemacht würden *). Um Mittag ward mit einer Trommel und

*) Unſer Wirth ſagte uns beim Ausſteigen, daß wir die Unordnung in ſeinem Hauſe verzeihen müßten, weil heute das Feſt der amerikaniſchen Unabhängigkeit, oder wie einige ſagten, der amerikaniſchen Unbeſonnenheit gefeiert würde. Es wunderte uns nicht wenig, einen Republikaner ſo reden zu hören; indeß haben wir hinterdrein Leute genug angetroffen, die es gar keinen Hehl hatten, daß ſie ſeit der Revoluzion nicht ſo viel Ruhe und Frieden genoſſen hätten, als ehemals, da ſie noch brittiſche Koloniſten waren.

Trompete das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit gegeben. Wir giengen auf einen Hügel eine Viertelmeile von der Stadt und fanden dort 60 Mann, theils Miliz, theils Volontäre, theils Infanterie, theils Kavallerie in Parade aufmarſchirt. Die Kavallerie war in Scharlach gekleidet, hatte aber Pferde von verſchiedener Größe und Farbe, 300 Zuſchauer ungefähr hatten ſich hier verſammlet. Es wurden einige Salven aus Dreypfündern und kleinem Gewehr gegeben, und hierin beſtand die ganze Ceremonie. Dann gieng alles zurück, die Officiere von der Miliz, welche den Zug ſchloſſen, trugen der Hitze wegen große Sonnenſchirme. Vor der Stadt gieng der Zug auseinander; die Officiere der Miliz und der Volontäre ſpeiſten mit einander, und ſo endigte ſich der Tag ohne irgend eine öffentliche Luſtbarkeit. Freilich hätte die Feier eines Tages, der bei den Amerikanern noch in ſo friſchem Andenken ſeyn muß, mit allgemeiner Freude und Herrlichkeit begangen werden ſollen, weil er eine ſo glänzende Epoche in ihrer Geſchichte ausmacht; aber die Leute hier und in der Gegend umher ſind viel zu phlegmatiſch, ſie kennen keine andere Freude als Geld verdienen, und ſtreichen lieber die baaren Vortheile der Revolution ein, als daß ſie ihre Zeit mit dem, was ſie leere Freudensbezeugungen nennen, hinbringen ſollten.

Zwanzigſter Brief.

Mineral-Quellen. — Miß M'crea's Ermordung — Skenesborough. — Muskito's.

Skenesborough, im Juli.

Wir blieben noch einige Tage in Albany und mietheten dann, um nach Skenesborough am Champlain-See zu fahren, Pferd und Wagen, für die man uns anfänglich 70 Dollars (ungefähr 100 Thaler Conv. Münze) abforderte, aber nach Verlauf von zwei Tagen, als man ſah, daß wir uns nicht prellen laſſen, ſondern es abwarten wollten, für die Hälfte des zuerſt geforderten Preiſes überließ. Wir brachen ſehr früh auf, und erreichten um zwei Uhr Nachmittags das kleine Dorf Cohoz, nahe bei dem merkwürdigen Waſſerfall im Mohawk. Dieſer Fluß entſpringt an der Nordoſt-Seite des Oneida-Sees, und ergießt ſich nach einem Laufe von 140 Meilen, 10 Meilen oberhalb Albany, in den Hudſon. Der Cohoz-Fall iſt ohngefähr 3 Meilen oberhalb der Mündung. Der Fluß iſt hier 900 Fuß breit, ein Felſendamm geht quer hindurch, und von dem Rande dieſes Dammes fällt das Waſſer, faſt in ganz gerader Linie von einem Ufer des Fluſſes bis an das andere hinüber, an 50 Fuß hoch ſenkrecht herab. Dieſer Fall nimmt ſich ſehr verſchieden aus, je nachdem das Waſſer groß oder klein iſt. Iſt das erſtere, ſo ſchießt es in einem zuſammenhängenden Strom herab, iſt es klein, ſo ſehen an den mehreſten Stellen die kahlen Felſen hervor. Sie ſind ganz ſchwarz wie die Erde am Ufer, das zu beiden Seiten ſehr hoch iſt. Eine ſehr ſchöne Anſicht des

Waſſersfalls hat man von der Brücke, welche ¼ Meilen unterhalb deſſelben über den Fluß führt.

Von da ſetzten wir unſre Reiſe längs den Ufern des Hudſon fort, kamen durch Stillwater, einen kleinen Ort, der ſeinen Namen von der ungewöhnlichen Stille des gegenüberliegenden Fluſſes hat, und erreichten ſpät am Abend Saratoga, einen kleinen Ort von 40 zerſtreut umherliegenden Häuſern; er hat eine holländiſche Kirche, und liegt 35 Meilen weit von Albany.

In dieſer Gegend ſind am Rande eines großen Bruches (d. i. einer moraſtigen Niederung) verſchiedene Mineral-Quellen; eine davon, welche in dem Krater eines pyramidenförmigen 5 Fuß hohen Felſen entſpringt, iſt beſonders merkwürdig. Dieſer Fels, ſo wie die andern welche die Quellen umgeben, ſcheinen durch den Sinter entſtanden zu ſeyn, den dies Waſſer abſetzt. Es ſteht gewöhnlich 8 Zoll tief unter dem Rande des Kraters, welcher 9 Zoll im Durchmeſſer hat, und wirft Blaſen auf, als ob es kochte. Im Anfang des Sommers fließt es über. Die Beſtandtheile dieſer Quelle ſind noch nicht gehörig erforſcht, im allgemeinen glaubt man, daß es eine Mineral-Säure, ein Salz und viel fixe Luft enthält, und das ergiebt ſich auch zum Theil ſchon aus dem Geſchmack. Beim Gebrauch wirkt es auf einige wie ein Abführungs- auf andere wie ein Brechmittel. In dem Krater wird viel Stickluft erzeugt; eine brennende Kerze erliſcht, und ein Hund den man hineinhält, erſtickt darin.

Die Feſtungswerke welche während des Krieges bei Saratoga von den Engländern und Amerikanern angelegt worden waren, ſind völlig zerſtört. Das Land umher iſt gut angebaut, und der Pflug hat die Laufgräben geebnet. Wir gingen hier über den Hudſon und längs ſeinem öſtlichen Ufer bis nach Fort Eduard, wo man ihn aus dem Geſicht verliert. Die Landſtraße

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

geht nördlich, der Fluß aber kommt hier in einer Wendung von Weſten her.

Fort Eduard war ſchon vor dem letzten Amerikaniſchen Kriege geſchleift, die feindlichen Armeen aber ſtanden beide während des unglücklichen Streites in der Nähe deſſelben, und wir haben hier viel Menſchen geſprochen, die als Soldaten in jenem Kriege gedient hatten, und uns manche intereſſante Begebenheit, die ſich hier herum ereignete, zu erzählen wußten. So wußte unſer Wirth z. B. alle kleine Umſtände von dem Tode der Miß M'crea; er zeigte uns den Hügel, wo die Indianer ſie ermordet hatten und wo ſie begraben worden war. Dieſes ſchöne junge Mädchen war die Braut eines Offiziers in General Bourgoyne's Armee; er war um ihre Sicherheit beſorgt, weil an dem Orte wo ſie wohnte, viele Marodeurs in der Nähe waren; er vertraute ſie alſo einem kleinem Trupp treuer Indianer an, welche ſie ſicher nach dem Lager bringen ſollten. Ohnweit deſſelben begegneten dieſe einem Trupp Indianer von einem andern Stamme, der jedoch ebenfalls in brittiſchen Dienſten ſtand. Nun erhob ſich ein Streit wer von beiden die Ehre haben ſollte, Miß M'crea nach dem Lager zu führen. Als ſich die Indianer hierüber nicht vereinigen konnten, und wirklich ein Blutbad unter ihnen daraus zu entſtehen drohte, gerieth der Anführer der einen Partei auf den unglücklichen Einfall, daß es, um Blutvergießen zu verhüten, am ſicherſten wäre, wenn man die Urſache deſſelben aus dem Wege ſchafte, und ſo ſchlug er die arme Miß M'crea ohne Umſtände mit ſeiner Keule todt. Nun gingen die Indianer friedlich auseinander. Dieſer ſchauderhafte Beweis von gefühlloſer Rohheit hatte indeß die Folge, daß bald nachher die Wilden größtentheils von der britiſchen Armee ganz verabſchiedet wurden.

Fort Eduard liegt nahe am Fluße, und der Ort gleiches Namens, von 20 Häuſern ohngefähr, nicht ſehr weit davon. Bis dahin war der Weg noch erträglich, von da aber bis nach Fort Anne, welches ebenfalls vor dem Kriege geſchleift worden, war er ganz abſcheulich. Zwiſchen beiden Forts, wo der Boden ſehr fett und lehmig iſt, hat man, um das Geſchütz beſſer fort zu bringen, aus Baumſtämmen einen Knüppeldamm gemacht; weil aber von den Baumſtämmen viele ſchon verfault ſind, ſo bleiben in dergleichen Löchern die Räder oftmals ſtecken, und der Wagen kann nur mit Mühe wieder herausgehoben werden. Ohnerachtet der unſrige in ganz Albany der beßte ſeyn ſollte, ſo hing er doch nicht in Federn, und war überhaupt ſo ſchlecht beſchaffen, daß wir lieber ausſteigen, als uns auf dieſem holperichten Wege länger wollten zuſammenſchütteln laſſen. Wir gingen nun zu Fuß durch die Wälder, die hier ein weit majeſtätiſcheres Anſehen haben, als von Philadelphia bis hieher irgendwo; doch iſt dies mehr von der Höhe als von der Stärke der Bäume zu verſtehen, denn kein Stamm hatte mehr als 30 Zoll im Durchmeſſer. Ueberhaupt ſteht in allen Waldungen in Amerika der Umfang der Bäume nicht im Verhältniß mit ihrer Höhe. Der dickſte Baum, den ich hier zu Lande geſehen habe, war ein weißer Ahorn, der in fettem Boden auf den Ufern des Schennandoah ſteht, da wo dieſer Strom ſich mit dem Patomak vereinigt; aber auch dieſer Baum hat nicht mehr als 4 Fuß 4 Zoll im Durchmeſſer, doch ſollen in den Thälern von Kentuky und in einigen der weſtlichen Gegenden Bäume von ſieben bis acht Fuß im Durchmeſſer häufig vorhanden ſeyn. In den mittlern Staaten kann dies in denen nach dem Meere zu gelegenen Waldungen ſchon um deswillen nicht der Fall ſeyn, weil die Bäume viel zu gedrängt ſtehen. Die Wälder beſtehen größtentheils

aus Eichen, deren es zwanzig verſchiedene Arten in Amerika giebt, ferner aus Büchen, aus Hemlocks- und ſehr vielen Weymouths-Fichten, desgleichen aus Wallnußbäumen (Juglans alba L.) Ungemein wohlſchmeckende wilde Himbeeren findet man hier und weiter nordwärts in Menge, am meiſten aber in Canada.

Jenſeits Fort Anne, 8 Meilen vom Fort Eduard, wird der Weg beſſer, und wir ſetzten uns wieder ein. Die erbärmlichen abgematteten Pferde aber konnten, ſo viel der Fuhrmann auch fluchte und peitſchte, nicht vorwärts, wir machten ihm daher den Vorſchlag, daß er eins der Vorderpferde reiten, und einer unſerer Bedienten die Hinterpferde antreiben ſollte; er willigte gern in alles, um nur unſer los zu werden, und beſtieg ſeine hagere Roſinante.

Sehr langſam nur ging es vorwärts, und endlich erreichten wir, ſowohl zur Beluſtigung eines jeden der unſern wunderbaren Aufzug ſah, als zu unſerer eigenen Freude, das kleine Skenesborough. Fünf Stunden hatten wir auf die letzten 2 Meilen zugebracht.

Skenesborough liegt oberhalb dem Zuſammenfluß des Wood-Creek mit dem South-River, wie er in allen Karten genannt wird; die Leute in der Gegend aber halten ihn für einen Theil des Champlain-Sees. Jetzt beſteht der Ort nur aus 12 Häuſern. ſollte aber je der bereits entworfene Plan, den Wood-Creek ſchiffbar zu machen und ſo den Champlain-See mit dem Hudſon zu verbinden, ausgeführt werden, ſo würde der Ort ohne Zweifel eine wichtige Handelsſtadt, nehmlich der Stapelort für alle die Erzeugniſſe werden, welche die Ufer des Champlains liefern, und die von hier aus weiter, nach den größern Marktplätzen, von Neu-York und Albany, hingeſchaft werden würden.

Schon jetzt werden, trotz der Unbequemlichkeit eines 40 Meilen weiten Land-Transports bis nach

dem Hudſon, kleine Ladungen von Mehl und Potaſche, damit Neu-York vorzüglich handelt, aus mehreren Gegenden des Sees hieher geſchickt, um nach Albany befördert zu werden. So werden auch von Canada nach Neu-York Pelzwerk und Pferde, und von Neu-York oſtindiſche Waaren wieder zurück über Skenesborough und den Champlain ſpedirt, da man, vermittelſt des Champlain-Sees, von Neu-York bis nach der Gegend am St. Lorenz zu Waſſer Handel treiben kann. Die Indianer nennen daher dieſen See: Canad-Eri Guarunka, den Mund, oder die Thür des Landes.

Es giebt hier eine ſo ſchreckliche Menge Muskito's, daß wir, trotz allen Vorkehrungen von Räuchern, Todtſchlagen und Gaze-Fenſtern, doch die erſten zwei Nächte erbärmlich von ihnen geſtochen wurden. Geſicht und Hände waren voll Blaſen. Nirgends ſah ich dies Inſekt von ſolcher Größe als hier, auch ſagte mir General Waſhington, daß er in ganz Amerika nirgends ſo viel davon hätte ausſtehen müſſen als in Skenesborough, wo ihr Stachel durch die dickſten Stiefeln dringt. Die Lage des Ortes iſt ihnen freilich ſehr günſtig, da er gerade am Rande eines ſtillſtehenden Waſſers liegt, das mit dichtem Walde umgeben iſt.

Die Muskito's ſind eine Art von Mücken, welche, wie dieſe, ihre Eier auf die Oberfläche des Waſſers legen, die in einigen Tagen ausgebrütet werden. Iſt aber das Waſſer im Moment, wo das eben geborne Inſekt die Flügel zum erſtenmal ausbreitet, nicht völlig ruhig und die Luft nicht milde, ſo ſtirbt es; an ſtehenden Waſſern findet man ſie daher in großer Menge, hingegen nie an reiſſenden Strömen, deren Ufer hoch und trocken ſind. Die Blutmiſchung der Europäer ſcheint ihnen vorzüglich zu behagen, denn wirklich haben Menſchen aus unſerm Welttheil, im erſten Jahre ihres Hierſeyns, mehr von ihnen auszu-

ſtehen als die Amerikaner, die den Stich gar nicht achten. Das Inſekt läßt immer ein wenig Feuchtigkeit in der Oeffnung, die es mit ſeinem Stachel gemacht hat, und dies ſcheint den Reiz und die Geſchwulſt hervorzubringen. Auf friſcher That kann man das Jucken durch flüchtiges Alkali ſtillen, ſo auch dadurch, daß man den leidenden Theil in kaltes Waſſer hält. Iſt aber der Stich ſchon älter und das Gift des Inſekts bereits eine Zeitlang unter der Haut vorhanden, ſo kann das Kratzen ſehr gefährlich werden. Man hat mehrere Beiſpiele, daß Menſchen deshalb Monate lang das Bette hüten mußten und nur mit genauer Noth ohne Verluſt des angegriffenen Gliedmaßes davon kamen. Am beſten thut man die Blaſe den andern Tag mit einer Lanzette zu öffnen und das Blut und die wäßrichte Materie heraus zu laſſen.

Ein und zwanzigſter Brief.

Einſchiffung auf dem Champlain-See und Beſchreibung deſſelben und der umliegenden Gegend. — Kapitain Thomas und ſeine Indianer. — St. Lorenzſtrom.

Montreal, im Juli.

Bald nach unſerer Ankunft in Skenesborough mietheten wir ein kleines Boot von ungefähr 10 Tonnen Laſt, um über den Champlain zu fahren. Wir wollten unverzüglich unter Segel gehen, unſer Bootsmann aber meinte, daß dies bei dem damaligen Stand des Windes ſchlechterdings unmöglich ſey; wir waren alſo

genöthigt uns von den hungrigen Muſkito's in Skenesborough noch 3 Tage länger quälen zu laſſen. Der Wind änderte ſich zwar oft, dem Bootsmann war er aber immer noch nicht recht; bis wir endlich, des ſehr unangenehmen Aufenthalts herzlich müde, uns ſeine Einwendungen nicht länger gefallen ließen, zumal ſie nicht viel Sachkenntniß verriethen, ſondern darauf beſtanden unter Segel zu gehen; und dieſer Entſchluß bekam uns recht wohl, denn wir langten ganzer drei Tage früher in Canada an, als die andern Boote, die ſich nicht getraut hatten abzuſegeln, bis der Wind ſich völlig gedreht hatte.

Um 1 Uhr ſpannten wir die Segel auf, da aber der Kanal ſehr ſchmal iſt, ſo konnten wir mit Laviren nicht viel vor uns bringen, und hätten bis Sonnenuntergang nur 6 Meilen gemacht, dann landeten wir auf der Seite von Vermont und gingen nach einer nicht weit entlegenen Meierei um uns einigen Mundvorrath zu verſchaffen; unſer Bootsmann hatte uns nämlich verſichert, daß es nicht nöthig ſey von Skenesborough etwas mitzunehmen, weil auf dem ganzen Wege hart am Ufer ſehr gute Häuſer wären, wo alles zu haben ſey. Im erſten wo wir anſprachen, war weder Brod, noch Milch, noch Eier zu haben, das Haus war voll Kinder und die Leute ſchienen für ſich ſelbſt kaum genung zu haben; im zweiten fanden wir einen ehrwürdigen Greis an der Thüre, der die Zeitung las, ſie uns höflich zum Durchleſen anbot und über Politik zu ſprechen anfing. Wir dankten ihm für ſein Anerbieten und gaben ihm zu verſtehen, daß uns ein Stück Brod viel lieber ſeyn würde; das war aber nicht zu haben und wir mußten uns mit einem friſchen vermontſchen Käſe begnügen. Wir verſuchten es nun noch bei einem dritten Hauſe, aber auch da war leider nichts als ein wenig Milch zu haben. Mit dieſer unzulänglichen Proviſion

kehrten wir nun nach unſerm Boot zurück, wo wir zum Glück noch etwas Wein und Zwieback im Vorrath hatten.

Die amerikaniſchen Landleute behelfen ſich lieber zu dreien in Einem Bette, als daß ſie einen Fremden abwieſen, der um Nachtlager bei ihnen bittet. Alle die Häuſer aber, die wir bis jetzt geſehen hatten, waren ſo voll Menſchen, daß wir eben nicht viel Bequemlichkeit darin erwarten konnten, und daher lieber am Bord unſers kleinen Schiffes ſchlafen wollten. Zu dieſem Zwecke befeſtigten wir es an einen bequemen Ort am Ufer, wickelten uns in Decken, die wir weislich von Neu-York mitgenommen hatten, und ſchliefen auf harten Brettern, von Muskito's aber ungeſtört, ruhig und ſanfter als manche der vorhergegangenen Nächte.

Der Wind war uns am andern Morgen immer noch nicht günſtig, der See aber war hier breiter, wir kamen daher doch ſchneller vorwärts. Wir mußten uns wieder mit ſpärlicher, magerer Koſt behelfen, denn in zwei ſogenannten Wirthshäuſern, wo wir um zu frühſtücken und Mittag zu eſſen anhielten, bekamen wir in dem einen nur ein wenig Milch und zwei Pfund Brodt, im andern etwas fettes Schweinpökelfleiſch und einige Eier. Das äußere Anſehen eines dieſer Wirthshäuſer war auffallend ſchlecht. Das Fachwerk war weder mit Steinen noch mit Lehm ausgefüllt, ſondern es waren nur einige Bretter vorgenagelt, und die dazwiſchen vorhandenen Ritzen waren außer der Thür die einzigen Oeffnungen, wodurch das Tageslicht hineinfiel. Das Dach war ſo durchlöchert, daß wir am Kamin naß vom Regen wurden. Es iſt in der That zu verwundern, daß Menſchen, die ſich die Bedürfniſſe, ja ſogar die Bequemlichkeiten des Lebens ſo leicht verſchaffen können, ſich ſo äußerſt ſchlecht behelfen. Die Geldgier aber, ein eigenthümlicher Zug im National-Charakter der Amerikaner, verleitet vorzüglich den minder begüterten Landmann ſich allen möglichen Unbequemlichkeiten auszuſetzen, um nur Geld zu

ſparen. Findet er Gelegenheit ſeine Feldfrüchte mit Vortheil zu verkaufen, ſo behält er für die Bedürfniſſe ſeines Hauſes ſo wenig als nur immer möglich, zurück, und behilft ſich das ganze Jahr hindurch mit ſchlechtem Brodt, Pöckelfleiſch und Fiſchen, die er in den benachbarten Seen und Flüſſen fangen kann. Wie behaglich das Haus auch ſeyn mag, welches er ſich zu ſeinem eigenen Gebrauch gebaut hat, für Geld tritt er es doch ſehr gern ab und wohnt ſo lange wieder in der ſchlechteſten hölzernen Hütte, bis er Zeit findet ſich ein neues zu bauen.

So bald der Regen vorüber war, verließen wir den oben erwähnten erbärmlichen Aufenthalt, und da der Wind uns günſtig war, erreichten wir in derſelben Nacht Tinconderago. Wir ſtiegen im Wirthshauſe, einem großen ſteinernen Gebäude ab, und man wies uns in ein großes Zimmer, welches bereits ganz voll Bootsknechte und Paſſagiere war, die ſo eben von St. John in Canada angekommen waren. Wir machten uns alſo gefaßt noch einige Stunden warten zu müſſen, bis das Abendeſſen für eine ſo zahlreiche Geſellſchaft bereitet ſeyn würde, und daß wir dann gemeinſchaftlich es verzehren würden, wie es hier auf dem Lande Sitte iſt; deſto mehr erſtaunten wir, als man für uns allein auf einen reinlichen Tiſch ein kleines Abenbrodt auftrug, und alle übrige Anweſende nicht eher bediente, als bis wir fertig waren. Dies war ſo ſehr gegen das Syſtem der Gleichheit, daß wir es uns gar nicht erklären konnten; das Räthſel löſte ſich aber bald, da wir hörten daß die Wirthin lange Zeit über in Quebeck ein Wirthshaus gehalten. Der Hausherr war Richter, ein finſterer mürriſcher Mann, der in zerriſſenem Rock und ungekämmten Haaren, mit einem Buche in der Hand am Kamin ſaß, ohne ſich im mindeſten um die Gäſte zu bekümmern. *) Hier zu Lande beſorgen aber

*) Es war zwar am 15. Juli, aber ſo kalt, daß ein Kaminfeuer ganz behaglich war.

in den Wirthshäuſern die Frauen allein die häuslichen Geſchäfte, die Männer betreiben die Landwirthſchaft oder haben ein anderweitiges Geſchäft.

Das alte Fort und die Kaſernen von Ticonderago liegen auf dem Gipfel eines Berges hart hinter dem Wirthshauſe, ſie ſind aber völlig verfallen, und dürften ſchwerlich wieder aufgebauet werden, weil ſie von einem höhern Berge, Mount Defiance genannt, beſchoſſen werden können. Auf dieſe Weiſe haben im letzten Kriege die Engländer dieſen Poſten eingenommen.

Am folgenden Morgen verließen wir Ticonderago und ſetzten unſere Reiſe nach Crown-Point fort, wo wir landeten, um das alte Fort zu beſehen, von dem nur noch einige Ruinen übrig ſind; denn kurz zuvor, ehe es die Engländer übergaben, flog das Pulvermagazin in die Luft und riß einen Theil des Forts mit weg. Seit der Zeit wird das Erdreich hier in der Nachbarſchaft ſehr umgewühlt, weil die Landleute durch Nachgraben noch immer Kartätſchen- und andre Kugeln zu finden hoffen. Die bombenfeſten Gewölbe hat man eingeriſſen, um die Mauerſteine anderweitig zu gebrauchen. Nur die Graben an der Südſeite ſind noch unbeſchädigt; ſie ſind breit und tief, in den Kalkfelſen gehauen, und haben, weil ſie oberwärts mit allerhand Geſträuch bewachſen ſind, ein großes und mahleriſches Anſehn. Ueberhaupt macht das Fort mit ſeinen alten mit Epheu überrankten Gebäuden, der See und die entfernten Gebirge dahinter, ein ſehr ſchönes Landſchaftsgemählde. Das Fort nebſt 700 Morgen daran ſtoßenden urbaren Landes gehören dem Staate Neu-York und ſind für 150 Dollars (33 Pfund 10 Schilling Sterling) jährlich verpachtet, die einer Schulanſtalt angewieſen ſind.

Crown-Point iſt der vortheilhafteſte Platz an den Ufern des Sees für einen militäriſchen Poſten; es wird nicht wie Ticonderago von benachbarten Anhöhen dominirt, und der See iſt hier ſo ſchmal, daß kein Schiff

vorbeifahren kann, ohne von den Kanonen erreicht zu werden. Wir wurden hier ſehr angenehm durch den Anblick eines großen Kahns von Baumrinde auf dem See überraſcht, worin ſich drei Indianer in ihrer eigenthümlichen Kleidung befanden. Es waren die erſten die ich ſah; ſie landeten und es geſellten ſich bald 6 oder 7 andere zu ihnen, die zu Lande gekommen waren.

Wir hatten von Skenesborough einen armen kleinen Kanadier mit an Bord genommen, der ſich durch die ſchönen Erzählungen von den vereinigten Staaten hatte verleiten laſſen, dort ſein Glück zu verſuchen. Sein Dienſtherr in Albany war aber ſchlecht mit ihm umgegangen, und da er wohl einſah, er würde ſich, weil er kein engliſch verſtand, nicht Recht verſchaffen können, ſo fand er es für das rathſamſte, wieder nach ſeiner Heimath zurück zu kehren. Wir hatten ihn unterwegs allerley über die Indianer gefragt, und er hatte uns eine große Erzählung von einem Kapitän Thomas gemacht, einem Oberhaupt der Chachenonage-Nazion, bei deſſen Dorf er zu Hauſe gehörte. Dieſer Thomas, ſagte er uns, ſey ein ſehr reicher Mann, habe ein ſchönes Haus, worin er wie ein Herr lebe, und wenn wir ihn beſuchten, würden wir gewiß gut aufgenommen werden. Er ſey auch ein Chriſt, habe eine Kirche gebaut, und ſey ſehr mildthätig; ja, ſetzte er hinzu, wenn er wüßte, daß ich jetzt in Noth bin, würde er mir gewiß einige Dollars ſchenken, und bekräftigte dies mit dem Beyfügen: o, je vous aſſure Meſſieurs, que c' eſt un bon ſauvage! Wir mußten über den kleinen Kanadier herzlich lachen, der, ſelbſt halb nackt und beinahe ſo ſchwarz als ein Mulatte, ſeine Lobrede auf den Thomas mit den Worten ſchloß: daß er ein guter W i l d e r wäre. Indeß machte uns dieſe Erzählung ſehr begierig, dieſes Oberhaupt der Amerikaniſchen Wilden zu ſehen, und glücklicher Weiſe war die Geſellſchaft Indianer, die mit uns zugleich hier bei

Chimney - Point (eine Landſpitze, die Crown-Point gegenüber liegt) anlandete, von der Chachenonage-Nazion und der Hauptmann Thomas war an ihrer Spitze. Er ſchien etwa 45 Jahr alt zu ſeyn, war beinahe 6 Fuß hoch, und verhältnißmäßig von ſtarkem Gliederbau, welches bei den Indianern, die in der Regel alle ſchlank zu ſeyn pflegen, etwas ſeltenes iſt. Er ging in Stiefeln und war europäiſch gekleidet, das Haar kurz abgeſchnitten; ſeine Leute gingen alle indianiſch und konnten kein Wort engliſch oder franzöſiſch ſprechen, da hingegen Er beyde Sprachen redete; die erſtere zwar etwas mühſam und nicht ganz korrekt, die letztere aber dem Anſehen nach ſo geläufig als ſeine Mutterſprache. Der Handel ſchien ſeine Hauptſache zu ſeyn, und er hatte ſich, wie wir hernach hörten, mit ſo gutem Erfolge darauf gelegt, daß er in Montreal überall für 500 Pfund Strerling Kredit findet. Jetzt hatte er 30 Pferde bei ſich und eine Anzahl Felle in ſeinem Kanot (Kahn), die er in Albany verkaufen wollte. Er ſagte, ſeine Leute hätten nur wenig Bedürfniſſe, er ſorge dafür, dieſe immer zu befriedigen; dafür brächten ſie ihm die Felle die ſie durch die Jagd gewönnen, warteten ſeine Pferde und begleiteten ihn gern auf ſeinen Handelsreiſen. Auf dieſe Weiſe muß er freilich viel gewinnen. Er ſagte uns, wenn wir ihn beſuchen wollten, ſolle es uns nicht gereuen; es wären einige ſehr ſchöne Squaws (Indianerinnen) in ſeinem Dorfe, und wir ſollten jeder eine zur Frau haben. Wir verſprachen ihn zu beſuchen, wenn es uns irgend möglich wäre, und ſchieden als ſehr gute Freunde auseinander. Bei ſeiner Nazion ſcheint er eben nicht beſonders in Achtung zu ſtehen; ſie halten mehr auf einen, der ein guter Krieger und Jäger iſt, und ganz wie ſie lebt, als auf einen, der, wie dieſer Kapitän Thomas, Handel treibt, und in ſeinen Sitten den Weißen nachahmt.

Der

Der Champlain-See iſt auf den erſten 30 Meilen, nemlich von South-River bis Crown-Point, nirgends mehr als 2 Meilen breit. Von da bis 25 Meilen weiter nordwärts iſt die Breite ſehr abwechſelnd, die größte von 6 Meilen; hier fängt dann der Theil an, der der breite See heißt, und dort beträgt die größte Breite 18 Meilen. Mehrere Inſeln liegen hier auf dem See umher, von denen die größte, ehedem grande Isle jetzt South Hero genannt, 15 Meilen lang und etwa 4 Meilen breit iſt. Sie hat fruchtbaren Boden und es leben 500 Menſchen darauf. Dieſer See iſt gegen 50 Meilen lang und wird immer ſchmaler bis er ſich in einen anſehnlichen Strom endigt, der Cambly, Richelien oder Sorelle heißt, und ſich in den Sanct-Lorenz ergießt. Die ſchmalen Stellen ausgenommen, iſt der See überall ſehr tief, an vielen Orten 60 bis 70, an manchen 100 Faden (600 Fuß). Nach Maßgabe der Breite und Tiefe iſt auch das Waſſer mehr oder weniger klar; im breiten See iſt es ſo hell und durchſichtig als möglich. Auf der Weſtſeite iſt der See bis hart an den Rand des Waſſers von ſteilen Bergen umgeben, bis zur Cumberlandbay; von da ziehen ſich die Berge nach Nordoſten, und das Ufer wird niedrig und ſumpfig. Auf der Oſtſeite iſt es nur an wenigen Stellen hoch, felſig aber iſt die Küſte auf beiden Seiten, nur daß die Felſen an niedrigen Stellen nicht viel überm Waſſer hervorragen, da hingegen ſie an den bergigen ſehr ſcharfeckig und ſteil herausſpringen. Auch die Inſeln ſind mit Felſen umgeben, ſo, daß man ſich ihnen an manchen Stellen nicht ohne Gefahr auf 2 Meilen weit nähern kann. Segelt man bei gutem Winde längs der Küſte, ſo iſt überall ein hohles Murmeln zu hören, indem das Waſſer gegen die Felſen anprallt und in die Spalten derſelben eindringt. Es ergießen ſich mehrere Flüſſe in den See; von den öſtlichen ſind eini-

ge für kleine Boote auf kurze Strecken ſchiffbar, die weſtlichen aber gar nicht, weil an den Mündungen derſelben Waſſerfälle vorhanden ſind. Aus dieſen Angaben werden Sie ſchon ſelbſt ſchließen, daß an verſchiedenen Stellen des Sees die Gegend ſehr erhaben und mahleriſch ſeyn muß. Beſonders iſt dies hinter Crown-Point der Fall; überhangende Wälder und Felſen zieren dort die Küſte, und weſtwärts ſteigen mehrere Bergreihen eine über die andere empor. Es war an einem der ſchönſten Abende, als wir hier vorüber fuhren, die Sonne gieng prächtig hinter den Bergen unter, und ließ die Ausſicht nach allen Seiten hin im ſchönſten Farbenwechſel ſehen. Es währte nicht lange, ſo erſchien der Mond und zeigte die ganze Gegend wieder in einer neuen, weniger blendenden Beleuchtung. Wir waren alle in ſtille Betrachtung verſunken, und unſere Barke glitt leiſe fort, als ſie plötzlich auf eine verborgene Felſenklippe ſtieß. Nun war am Bord überall Lerm und Verwirrung, jeder that ſein möglichſtes, und ſo kamen wir glücklich wieder los. Aber in wenigen Minuten begegnete uns daſſelbe zum zweiten, dritten und viertenmale, und zuletzt ſaß ſie ſo feſt, daß wir eine Weile daran verzweifelten ſie von der Stelle zu bewegen; erſt nach einer Viertelſtunde kamen wir wieder in tiefes Waſſer. Es fand ſich, daß unſer Bootsmann nur ſeit dreiviertel Jahren die Schifffahrt trieb, er hatte ſich jetzt geirrt, und eine Bucht für eine andere genommen; wäre der See ſo unruhig geweſen, als er bisweilen zu ſeyn pflegt; ſo hätten wir unvermeidlich Schiffbruch erlitten.

Die Nacht brachten wir wieder in der beſcheidenen Wohnung eines Richters zu, der ein ehrlicher, ſchottiſcher Bauer war. Es war beinahe eilf Uhr, als wir ankamen. Alles ſchlief ſchon und wir mußten eine halbe Stunde klopfen und rufen, ehe man uns einließ. Dennoch waren die Leute ſehr freundlich, beſorgten ein

Abendbrod und machten ihre ſchönſten Betten für uns zurecht. Am folgenden Morgen hatten wir guten Wind, und weil wir unſere Reiſe, die etwas langweilig zu werden anfing, gern ſo ſchnell als möglich, endigen wollten, ſo hielten wir den Tag über nur Einmal an, und beſchloſſen die ganze Nacht unter Segel zu bleiben. Kurz nach Sonnenuntergang paſſirten wir die Grenze zwiſchen den vereinigten Staaten und dem brittiſchen Gebiet. Hier wurden wir von einem Briggſchiffe aus, das 20 Kanonen und engliſche Flagge führte, angerufen, und nachdem wir alle Fragen befriedigend beantwortet hatten, ließ man uns durch. Seitdem, dem letzten Friedensſchluß gemäß, die Grenz-Poſten den Amerikanern übergeben worden ſind, iſt dieſes Wachtſchiff nach Sankt-Johns verlegt. Als die Nacht einbrach, hüllten wir uns in unſere Decken, und würden bis St. Johns hin ruhig geſchlafen haben, wenn wir nicht um Mitternacht durch das laute Anrufen der Schildwache in dem brittiſchen Fort auf der Nußinſel, aufgeweckt worden wären. Unſer ſchläfriger Steuermann war auf ſeinem Poſten eingenickt, das Boot war an die Küſte getrieben, die Schildwache, die es dicht unten dem Fort hinlaufen ſah und nicht wußte was wir wollten, beſorgte vielleicht gar einen Angriff, und hatte die ganze Wache aufgeſchreckt, die uns nun hin und her examinirte, und endlich unſers Weges fahren ließ. Jetzt übernahmen wir das Kommando ſelbſt, denn unſer Bootsmann, der dieſe Nachtreiſe ſelbſt in Vorſchlag gebracht hatte, konnte die Augen nicht mehr aufhalten; alſo löſten am Steuerruder wir einer den andern ab, und erreichten bei Tagesanbruch das 150 Meilen von Skenesborough entfernte St. Johns.

Wir wurden ſogleich nach der Hauptwacht geführt, und mußten den Sergeanten unſre Namen, Geſchäft und Wohnort zur Meldung an den komman-

direnden Offizier angeben, indem der Gouverneur die ſtrengſten Befehle ertheilt hatte, keinen Fremden, der hievon nicht Rechenſchaft geben könnte, ins Land zu laſſen.

Außer den Kaſernen, in denen ein ganzes Regiment einquartirt iſt, enthält St. = Johns etwa 50 elende hölzerne Häuſer. Die Feſtungswerke ſind in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß es wohlfeiler wäre, neue anzulegen, als ſie zu repariren. Der Ort muß ſich in dem Verhältniß aufnehmen, wie der Handel zwiſchen Neu-York und Unter = Canada zunimmt. Die Gegend umher iſt eben und ſehr kahl, ſeitdem im Jahre 1788 durch ein fürchterliches Feuer die Wälder auf mehrere Meilen weit gänzlich niedergebrannt ſind, ſo daß in dieſer Gegend im Winter manche Orte wirklich Mangel an Brennholz leiden.

Wir mietheten in St. = Johns einen leichten Wagen, und machten uns Mittags auf den Weg nach la Prairie am Ufer des Lorenz-Stroms. Auf dem nächſten Wege iſt dies nur 18 Meilen weit; man fährt aber lieber einige Meilen um, über Chambly, um dies alte franzöſiſche Kaſtell zu ſehn und einen angenehmeren Weg zu haben. Das Schloß ſteht dicht an den Strudeln des Chambly- oder Sorelle = Fluſſes; es hat in einiger Entfernung ein ſtattliches Anſehn, und da die umliegende Gegend ebenfalls ſehr ſchön iſt, ſo giebt das Ganze einen intereſſanten Anblick. Das Schloß wird in gutem Stande erhalten, und es liegt immer Garniſon darin.

Auf dieſem Wege nach la Prairie wurde ich unaufhörlich daran erinnert, daß ich in ein anderes Land gekommen war. Die brittiſche Flagge, die ausſtehenden Schildwachen, das dichte, wohl unterhaltene und nette Aeußere der Häuſer, die Kaleſchen mit ihrem Geklingel, die Kruzifixe, die katholiſchen Kirchen und Kapellen, die Klöſter, die Prieſter im Ornat,

die Nonnen, die franzöſiſchen Einwohner, die in ihren rothen Nachtmützen herumlaufen, die Kinder, die an die Thür kommen um zu grüßen; das alles ſind Gegenſtände, die in den vereinigten Staaten nicht anzutreffen ſind.

In la Prairie de la Madeleine, einem Orte von etwa 100 Häuſern, hielten wir uns nur ein paar Stunden auf, und ſchifften uns dann nach Montreal ein.

Dieſe Stadt liegt etwas weiter unterhalb an dem entgegengeſetzten Ufer des Stroms, 9 Meilen von la Prairie. Der Strom iſt hier 2¼ Meile breit und ſehr reißend. Bei der Ueberfahrt werden die Boote an einigen Stellen mit ſolchem Ungeſtüm den Strom hinunter zwiſchen große Felſen getrieben, daß es ſcheint, als müßten ſie unausbleiblich zertrümmern: auch würde es geſchehen, wenn die Kanadier nicht in der Fahrt auf reißenden Strömen ſo außerordentliche Geſchicklichkeit beſäßen. Nachdem wir den Lorenzſtrom auf ſolche Art kennen gelernt hatten, erſtaunten wir nicht wenig, als wir Montreal nahe kamen und Schiffe von 400 Tonnen ganz nahe am Ufer liegen ſahen. Die Schwierigkeiten auf der Fahrt hieher ſind ungeheuer. Ich ſelbſt habe zwiſchen des Inſel St. Helena und dem feſten Lande, ganz nahe unterhalb der Stadt, Schiffe mit vollen Segeln und bei günſtigem Winde eine Stunde lang ſtehen ſehen, ohne daß ſie vorwärts rückten; es gehört faſt ein Sturm dazu, um hier gegen den Strom hinan zu kommen, und es giebt mehr ähnliche Stellen. Daher iſt die Fahrt von Quebek nach Montreal oft langweiliger als die Reiſe quer über das Weltmeer, und die Schiffer, die zwiſchen Europa und Montreal fahren, laſſen ſich's gar nicht einfallen, in einem Jahre mehr als Eine Reiſe zu machen. Ohnerachtet der Strom ſo reißend iſt, iſt doch das Fahrwaſſer überall, und beſonders nahe an der Stadt, ſehr tief. Die größten Kauffahrteiſchiffe liegen hier ſo nahe am Ufer, (welches, wohl zu merken, ohne alle

Beihilfe der Kunſt, ganz in ſeinem natürlichen Zuſtande iſt,) daß man ſie vom Lande faſt mit der Hand erreichen kann.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Beſchreibung von Montreal. — Ueber den Pelzhandel und die Nordweſt-Kompagnie. — Mak-Kenzie's Reiſe über Land nach dem ſtillen Meere.

Montreal, im Juli.

Einer von den Königen von Frankreich befahl, man ſollte eine Stadt ſo weit hinaufwärts am Lorenzſtrom anbauen, als Seeſchiffe nur immer kommen könnten, und dieſen Befehl hat man bei der Anlage von Montreal im buchſtäblichen Sinne befolgt. Die Stadt enthält jetzt 1200 Häuſer, von denen 500 innerhalb der Mauer liegen und von Stein ſind; die übrigen machen die Vorſtädte vor dem Nord-Oſt- und Weſt-Thore aus, und ſind von Holz. Schöne Häuſer giebt es auch in der Stadt nicht, aber doch manche recht gute Wohnungen. In der untern Stadt am Fluß, in welcher Gegend die meiſten Kaufläden ſind, haben alle Häuſer Vorthüren und Fenſterladen, die mit Eiſenblech beſchlagen ſind und des Abends ſorgfältig zugeſchloſſen werden, welches ihnen ein ſehr finſteres Anſehen giebt. Man thut dies der Feuergefahr wegen, wogegen man, da die Stadt ſchon ſo viel dadurch gelitten hat, ſehr auf der Hut iſt. Wer es nur irgend aufbringen kann, deckt jetzt ſein Haus ſtatt der Schindeln mit Zinnplatten, und an jedem Dach muß immer eine oder mehrere Leitern liegen. Die Straßen ſind alle ſchmal. Drei davon laufen pa-

rallel mit dem Fluß, und die übrigen durchſchneiden dieſe in rechten Winkeln, aber nicht in gleichen Entfernungen. Die Stadt hat ſechs Kirchen, von denen vier katholiſch ſind. Wir wohnten am Paradeplatz, einem viereckigten Platz an der vom Fluß am weiteſten entfernten Seite der Stadt, wo aber übrigens gar nicht exercirt wird. Hier ſteht auch die katholiſche Kathedralkirche, die Eine Seite des Platzes einnimmt, und da hier alle Taufen, Trauungen und Begräbnißceremonien der katholiſchen Einwohner verrichtet, und bei jeder ſolchen Gelegenheit die Glocken geläutet werden, ſo haben — die Nächte ausgenommen — unſere Ohren in dieſen drei Wochen nicht zwei Stunden hintereinander vor dieſem, trotz der treflichen Glocken, ſehr unangenehmen Geläute Ruhe gehabt. Die Leichenbegängniſſe ſind hier, wie in allen katholiſchen Ländern, ſehr feierlich. Wenn es bezahlt wird, kommen die Prieſter ins Sterbehaus, und geleiten die Leiche von da nach der Kirche; die Leichen unbemittelter Familien werden Nachts in eine auf der gegenüberſtehenden Seite des Paradeplatzes befindliche Kapelle gebracht, und am Morgen nur von dort aus in Proceſſion nach der Hauptkirche getragen, mit der gehörigen Begleitung von ſingenden Prieſtern und weißgekleideten Knaben mit Wachslichtern. Noch vor wenig Jahren begrub man alle Todten in den Gewölben unter dieſer Kirche; jetzt ſind aber alle Kirchhöfe außer der Stadt. Die Kirche war immer ſehr beſucht, und an Sonntagen war der Zulauf ſo groß, daß bei ſchönem Wetter ſogar die Treppen an den Thüren voll knieender Beter waren.

Es ſind vier Klöſter in Montreal. Das eine iſt ein Franziskanerkloſter; es ſind aber nur noch zwei oder drei Mönche darin, und da Niemand mehr aufgenommen werden darf, wird es bald eingehen. Die andern drei ſind Nonnenklöſter und wohlbeſetzt, weil ſie, nach wie vor, Novizen annehmen dürfen. Das älteſte, das Hôtel-

Dieu, zur Heilung armer Kranken, hat 30 Schweſtern; das von der Kongregazion unſerer lieben Frauen, zum Unterricht für junge Mädchen, hat 57, und das Hôpital-général, zur Unterſtützung unfähiger armer Leute, hat 18. Die Kaſerne liegt am Fluß und in einer ſehr angenehmen Lage; ſie faßt 300 Mann, und iſt mit einer hohen Mauer umgeben.

Als Montreal gebaut wurde, war die umliegende Gegend ſehr ſtark von Indianern bewohnt, die bis ins Jahr 1736 öftere Angriffe gegen die Stadt verſuchten. Um vor ihnen Ruhe zu haben, ward die Stadt mit Mauern umgeben, die außerdem auch noch zur Zeit der Meſſen gute Dienſte leiſteten. Weil nämlich alsdann die Indianer von allen Seiten mit ihren Rauchwaaren hinzuſtrömten, ſo konnte man ſie nun zur Nachtzeit außerhalb der Stadt halten, und ſo allen Unfug verhindern, den ſie in der Trunkenheit hätten anrichten können. Die Thore ſind noch in gutem Stande, aber die Mauern verfallen gänzlich; doch würden ſie die Stadt nicht gegen einen Sechspfünder haben ſchützen können, auch wenn ſie noch ſo ſtark und noch ſo gut unterhalten wären, weil der ganze Ort von den auf der Inſel St. Helena belegenen Höhen gänzlich beſtrichen wird, weshalb er auch bei einem regelmäßigen Angrif immer ſehr leicht zu erobern geweſen iſt.

Bei weitem der größte Theil der Einwohner iſt von franzöſiſcher Abkunft; aber alle große Handelshäuſer und andere angeſehene Leute ſind Engländer, Schotten und Irländer, oder Abkömmlinge von ſolchen. Die Franzoſen unterſcheiden dies nicht weiter, ſondern nennen ſie alle Engländer. Dieſe engliſchen Einwohner verſtehen das Franzöſiſche größtentheils ſehr gut, dagegen die franzöſiſchen ſich nicht entſchließen können, engliſch zu lernen. Ueberhaupt haben ſie noch ganz die Sitten und die Lebensart ihrer Vorfahren beibehalten. Gegen Fremde iſt man hier ſehr gaſtfrei und gefällig; auch ſind die Leute unter

ſich ſehr geſellig. Im Winter geht das ſo weit, daß die Stadt nur Eine Familie auszumachen ſcheint, und auch im Sommer kommt alles was zur guten Geſellſchaft gehört, Männer und Frauen, wenigſtens alle vierzehn Tage einmal zuſammen, und ſpeiſt an irgend einem angenehmen Ort nahe bei der Stadt zu Mittage.

Die Inſel Montreal iſt die größte von denen, die unterhalb der Mündung des Utawa-Fluſſes in St. Lorenz liegen, und etwa 28 Meilen lang und 10 Meilen breit. Der Boden iſt ergiebig, und an einigen Stellen ſehr gut angebaut; durch die Abwechslung von Hügeln und von Thälern iſt es hier angenehm wohnen, auch iſt die Inſel ſtark bevölkert. Nach der Mitte zu ohnweit der Stadt ſind zwei oder drei anſehnliche Berge. Der größte darunter, von dem die Stadt ihren Namen hat, iſt ohngefähr eine Meile von ihr entfernt; der Fuß deſſelben iſt mit reizenden Gärten und Landhäuſern umgeben, und etwa auf ein Drittheil ſeiner Höhe iſt er Stellenweiſe urbar gemacht, alles übrige aber mit hohen Bäumen bewachſen. Auf der Seite nach dem Fluß ſteht ein großes altes Kloſter, deſſen Mauern einen anſehnlichen Bezirk einſchließen, und um welches her der Wald auf eine ziemliche Strecke ausgeradet iſt. Dieſer offene Platz iſt mit dem ſchönſten Raſen bedeckt, und da auch die Waldung umher von Unterholz frei iſt, ſo kann man meilenweit in dem angenehmſten Schatten umherſpazieren.

Von hier aus iſt die Ausſicht über alle Beſchreibung herrlich. Man überſieht einen großen Strich Landes, und kann den ſtolzen Strom, der ihn durchfließt, vom äußerſten Rande des Horizonts an verfolgen. Er kommt von der rechten Seite, ſtrömt oberhalb der Stadt reißend und mit einem Getöſe, das ſelbſt auf dem Berge noch zu vernehmen iſt, über große Felſen hin, und fließt dann ruhig fort; linker Hand ſieht man gerade unter ſich die Stadt mit ihren Kirchen, Klöſtern, glänzenden Thürmen

und dem Ankerplatz unter den alten Mauern; mehrere kleine Inſeln im Strom nahe bei der Stadt, die theils angebaut, theils mit Holz bewachſen ſind, verſchönern die Ausſicht nicht wenig. An der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes zeigt ſich La Prairie mit ſeiner großen Kirche ſehr vortheilhaft, und eine Reihe hoher Berge im Hintergrunde begrenzt den Proſpekt. Dieſer Anblick iſt ſo reich und ſo ſchön, daß ſelbſt diejenigen, die ſeit Jahren damit bekannt ſind, ihn immer wieder neu und bewundernswerth finden. Auch kommt hier gewöhnlich die Sommergeſellſchaft, deren ich erwähnte, zuſammen. Man wählt zwei Marſchälle, die immer ein neues angenehmes Fleckchen im Schatten, oder in der Nähe eines kleinen Baches, auszuſuchen wiſſen; jede Familie bringt kalte Küche mit, alles wird zuſammengethan, und die Geſellſchaft beſteht bisweilen aus hundert Perſonen.

Das wichtigſte Gewerbe von Montreal iſt der Pelzhandel, und bei weitem der größte Theil von den Rauchwaaren, die von Canada nach England gehen, wird hier eingeſchifft. Dieſer ſehr einträgliche Handel wird theils von einzelnen Kaufleuten für eigne Rechnung, theils von der Nordweſtkompagnie betrieben; dieſe Kompagnie hat kein ausſchließendes Privilegium, aber ihr großes Kapital ſetzt ſie in Stand, ihren Handel bis in die entfernteſten Gegenden auszudehnen, wohin der einzelne Kaufmann nicht reicht. Die Kaufleute in Montreal haben dieſe Kompagnie ſelbſt geſtiftet, weil ſie einſahen, daß ſie in die entfernten, nur von Indianern bewohnten Gegenden des Landes weit ſichrer und vortheilhafter würden handeln können, wenn ſie ihre Kräften vereinigten. Der Fond der Kompagnie wurde in 40 Aktien getheilt, und da die Anzahl der Handelshäuſer in der Stadt damals nicht ſehr groß war, ſo konnte auf dieſe Weiſe jeder nach Gefallen Antheil daran nehmen. Jetzt ſind alle

dieſe Aktien in den Händen einiger wenigen Perſonen. Die Kompagnie betreibt ihren Handel vorzüglich über den Utawa oder grand River, der, ungefähr 30 Meilen oberhalb Montreal, ſich in den St. Lorenzſtrom ergießt, und, bei der Vereinigung mit ihm, den Zwei-Berge-See und den St. Ludwigs-See bildet, in denen einige große Inſeln ſind. Dieſen Fluß hinab kommt das Pelzwerk in Kanots, die nur von Birkenrinde gemacht ſind, von denen aber doch viele 2 Tonnen Laſt halten (4000 Pfund), wiewohl man ihnen, beſonders auf dieſem Fluß wegen der vielen ſeichten, reißenden und felſigten Stellen, und weil unterwegs nicht weniger als 32 Ausladungen vorkommen, ſelten volle Ladung giebt.

Dieſe Kanots werden von franzöſiſchen Kanadiern geführt, welche dieſe Art ihren Unterhalt zu erwerben aller Feldarbeit weit vorziehn. Im Monat Mai geht gewöhnlich eine ganze Flotte dieſer Art von Montreal ab, beladen mit den Artikeln, die man den Indianern in Tauſch giebt, und mit ſo viel Zwieback und eingeſalzenem Fleiſche verſehen, als die Mannſchaft bis zu ihrer Rückkunft braucht. Die ſeichten Stellen ſind zum Theil von der Art, daß zu Leichterung des Kahns blos die Mannſchaft ausſteigt und ihn ſo vor ſich her ins tiefe Waſſer ſtößt. An andern Stellen aber, wo es Strudel oder gefährliche Klippen giebt, müſſen ſie ausladen, und ſowohl die Kähne als die Ladung auf dem Rücken tragen, bis ſie wieder an Fahrwaſſer kommen. Des Nachts ziehn ſie ihre Kähne ans Land, zünden ſich ein Feuer an, kochen ihre Proviſionen auf den folgenden Tag, und ſchlafen in ihre Decken gehüllt, auf der bloßen Erde, den blauen Himmel über ſich: es muß ſchon gewaltig regnen, wenn ſie ſich ein Dach von Zweigen machen: kurz ſie leben ganz wie die Indianer, und viele gehn auch ſo gekleidet, weil ſie es bequemer finden. Wenn ſie den Utawa etwa 280 Mei-

len hinaufgefahren ſind, wozu 18 Tage erfordert werden, ſo gehen ſie mit Kahn und Ladung zu Lande nach dem Niſpiſſing-See, und aus dieſem See wiederum über Land in den French-River, der auf der nordöſtlichen Seite in den Huron-See fließt. Auf dieſem fahren ſie längs der Küſte hin, und gehen dann, wegen der St. Mary-Fälle, wiederum zu Lande bis an den oberen See (Lake Superior), auf dieſem fahren ſie wieder längs der Küſte, bis ſie, an der Nordweſt-Seite, an die große Ausladung kommen. Haben ſie dieſen Weg glücklich zurückgelegt, ſo kommen ſie dann durch eine Kette kleiner Seen und Flüſſe in den Regen-See, den Holz-See, und hundert Meilen weiter, in den Winnipeg-See ꝛc. Die Kanots aber, welche ſo weit fahren, kehren nie in demſelben Jahre zurück; die übrigen, welche ſogleich Waaren zurückführen ſollen, bleiben an der großen Ausladung liegen, woſelbſt die Agenten der Kompagnie ihre Ladung an Pelzwerk ſchon bereit haben müſſen. Die Pelzwaaren werden in Ballen von einem beſtimmten Gewicht gepackt, jedes Kanot ladet eine beſtimmte Anzahl dieſer Ballen, jeder Mann hat gleiche Bürde auf den Trageplätzen, und ſo iſt weder Zwiſt noch Veruntreuung möglich. Bei der ſogannten großen Ausladung, und ſo auch längs der unendlichen Kette von Seen und Flüſſen jenſeit des oberen Sees, hat die Kompagnie ordentliche Poſten oder Komtoire, wo beſtändig Agenten derſelben wohnen, und ſie betreibt ihr Geſchäft ſo unternehmend und emſig, daß dieſe Poſten ſich beinahe über die ganze Breite von Nordamerika erſtrecken, indem der entlegenſte nicht weiter als 500 engliſche (oder 100 deutſche) Meilen weit von der Nordweſtküſte, oder dem Ufer des ſtillen Weltmeers, entfernt iſt.

Ein Kompagnon desjenigen Hauſes in Montreal, welches jetzt die meiſten Aktien der Kompagnie beſitzt, iſt ſogar auf dieſem Wege ſchon bis an jenes Meer

hin gelangt. Sein Journal von dieſer Reiſe ſoll voll der intereſſanteſten Nachrichten ſeyn, und wenn nicht ein unglückliches Mißverſtändniß mit einem vornehmen Herrn von der Regierung dazwiſchen gekommen wäre; ſo würde es nebſt einer genauen Karte von ſeinem Wege dem Publikum ſchon längſt vorgelegt worden ſeyn. Bei ſeinem erſten Verſuch ging Herr Mak-Kenzie — ſo heißt dieſer unternehmende Mann — ſehr zeitig im Frühjahr, mit einem einzigen Kanot und einigen auserleſenen Leuten, von dem entfernteſten Handelspoſten der Kompagnie ab. Nachdem ſie ungeheure zuvor von einem Europäer nie betretene Landſtriche durchwandert hatten, kamen ſie endlich an einen großen Fluß. Hier ſchifften ſie ſich alle ein, und fuhren den Strom hinab. Der Lauf deſſelben hielt Herrn Mak-Kenzie lange Zeit in dem Gedanken, daß er gefunden habe, was er ſuche, nemlich, daß dieſer Fluß ſich ins ſtille Meer ergieſſe. Erſt nach mehreren Wochen einer raſchen Fahrt ward er inne, daß es einer von den großen Strömen ſeyn müſſe, die ſich in die Baffinsbay, alſo in das Eismeer ergieſſen. Nunmehro befand ſich die Geſellſchaft in einer ſehr kritiſchen Lage; es war ſchon tief im Jahre und der Rückweg, den ſie zu machen hatten, war unermeßlich. Ueberraſchte ſie der Winter, ſo hätten ſie in dieſem unbewohnten Lande aus Mangel an Lebensmitteln wahrſcheinlich umkommen müſſen; wollten ſie hingegen da, wo ſie waren, überwintern, ſo mußten ſie möglichſt eilen ſich Hütten zu bauen und auf Jagd und Fiſcherei ausgehen, um ſich durch die bevorſtehende ſchreckliche Jahreszeit durchzubringen. Herr Mak-Kenzie legte ſeinen Leuten dieſe Alternative vor, und ſie waren ſämmtlich dafür, auf jede Gefahr den Rückweg anzutreten; auch erreichten ſie nach den unglaublichſten Anſtrengungen glücklich den Ort, von dem ſie ausgegangen waren. Etwa vor drei Jahren unternahm Herr Mak-Kenzie die zweite Reiſe, die ihm ganz nach

Wunſch gelang. Er verſah ſi[illegible] beſſer mit manchen Dingen, deren Mangel er das vorigemal drückend gefühlt hatte; er hatte gute aſtronomiſche Inſtrumente und nahm eine etwas andere Richtung. Unterwegs traf er auf viele Indianiſche Stämme, die noch nie einen Weißen geſehen hatten, und war unter ihnen anfänglich in nicht geringer Gefahr. Endlich gelang es ihm ſich ihr Zutrauen zu erwerben, und er erfuhr von ihnen, daß nicht weit von da eine Bergkette liege, jenſeit welcher alle Ströme nach Weſten flöſſen. Er überredete einige von ihnen, als Wegweiſer mit ihm zu gehen, gelangte bis an das Gebirge, und nachdem er es unter vielen Mühſeligkeiten erſtiegen hatte, fand er zu ſeiner großen Freude ihre Ausſage wahr, er folgte einem von dieſen nach Weſten fließ[illegible] den Strömen und kam nicht weit vom Nutka-Sund an das ſtille Meer. Hier erfuhr er zu ſeinem großen Verdruß von den Eingebornen, und einige Kleinigkeiten, die er unter ihnen fand, beſtättigten es, daß ein engliſches Schiff nur vor 6 Wochen erſt von hier abgeſegelt ſey. Hätte er es noch gefunden, ſo würde er ſich viel lieber darauf eingeſchifft haben, als ſich noch einmal den Schwierigkeiten und Gefahren auszuſetzen, die er glücklich überſtanden hatte. Unter dieſen Umſtänden aber blieb ihm nichts anders übrig. Er machte ſich auf den Rückweg, fand ſein Kanot, welches er nebſt ſeinen Vorräthen aus Vorſicht an der Mündung des Fluſſes verborgen hatte, wieder, und kam endlich glücklich bei einem der Handelspoſten an. Dies iſt das wichtigſte, deſſen ich mich aus den Erzählungen ſeiner Freunde erinnere; denn er ſelbſt war bei meiner Anweſenheit in Montreal nicht zugegen, und ich habe auch hernach keine Gelegenheit gehabt ihn zu ſehen. Diejenigen, welche die Kompagnie von Zeit zu Zeit ausſchickt, um tiefer ins Land hinein neue Poſten anzulegen, und von denen manche in verſchiedenen Rich-

tungen weiter gekommen ſind, als irgend jemand vor ihnen, trafen auf dieſen Reiſen bisweilen auf Agenten der Hudſonsbay-Kompagnie, die eben ſo, von einer andern Seite, ihre Poſten vorrückt. Dies gab zu unangenehmen Streitigkeiten Anlaß, und die Hudſons-Kompagnie drohte der andern mit einer gerichtlichen Klage, wegen Eingriffs in ihre Privilegien. Dieſe verſichern ihr freilich ausſchließenden Handel in der Bay und auf allen Strömen und Gewäſſern, die mit derſelben in Verbindung ſtehen; allein dies Privilegium iſt zu einer Zeit ertheilt, wo Nordamerika bei weitem noch nicht bekannt war, und der Sinn deſſelben kann unmöglich dahin gehen, daß die Kompagnie den ausſchließenden Handel durch ganz Nordamerika haben ſoll, welches doch aus jenem Ausdruck folgen würde. Denn die Hudſons-Bay iſt durch mehrere Ströme und Seen mit dem obern See verbunden, und dieſer gehört zu jener Kette von Gewäſſern, welche eine Gemeinſchaft mit ganz Canada und mit einem großen Theil der vereinigten Staaten eröffnet. Geſetzt aber auch, die Agenten der Nord-Weſt-Kompagnie hätten Handelsposten an einem Fluß angelegt, der geradezu in die Hudſonsbay hineinfließt, was doch ein offenbarer Eingriff in das Privilegium der letztern zu ſeyn ſcheint, ſo würden jene dennoch bei allen Drohungen der erſtern ruhig bleiben können. Denn in demſelben Privilegium iſt der Hudſonsbay-Kompagnie auferlegt, alle Jahre einen neuen Poſten zwölf Meilen weiter weſtlich ins Land hinein anzulegen. Dies iſt nicht geſchehen, und ſie beſitzt alſo gar nicht alle die Vorrechte, auf welche ſie Anſpruch macht. Auch hat ſie mit ihren Drohungen nie Ernſt gemacht, ſondern ſich begnügt, alle Bewegungen ihrer Rivalin mit neidiſchen Augen zu beobachten; und da die Poſten der beiden Kompagnien ſich alle Jahre immer näher kommen, ſo war zu beſorgen, daß ihr Zwiſt zuletzt ſehr ernſthafte Folgen nach

ſich ziehen würde. Zum Glück ereignete ſich in dem bedenklichſten Zeitpunkt ein Vorfall, der ſie auf einmal völlig mit einander ausſöhnte. Die Aſſinibvins, ein mächtiger Indianiſcher Stamm, der einen großen Landſtrich Südweſtwärts vom Winnipeg See bewohnt, glaubte von der Hudſonsbay-Kompagnie auf mancherlei Art beleidigt zu ſeyn, und beſchloß, einen Poſten, den dieſe in der Nachbarſchaft angelegt hatte, zu zerſtören. Sie verſammelten ſich in ziemlicher Anzahl, marſchirten unbemerkt bis nahe an den bedrohten Platz, und machten dort, wie ſie zu thun pflegen, Halt, um den günſtigen Augenblick abzuwarten. Zufälligerweiſe waren einige Bediente der Nordweſt-Kompagnie in dieſer Gegend zerſtreut, und erfuhren etwas von der Sache. Ohne auf ihre Privatſtreitigkeiten Rückſicht zu nehmen, dachten ſie nur daran ihre Landsleute zu retten, und da ſie die Schwäche des Platzes kannten, auf den es abgeſehen war, ſo ſchickten ſie nicht nur dorthin Nachricht von der Gefahr, ſondern auch auf den nächſten ihrer eigenen Poſten, um Hilfe herbei zu holen. Dieſe kam noch ehe der Angriff Statt hatte, und die Indianer, die ſich ſonſt ohne Zweifel ihrer Schlachtopfer bemächtigt haben würden, wurden zurückgeſchlagen. Dieſer Freundſchaftsdienſt wurde von denen, die ihn empfangen hatten, nach Würden erkannt, und die Hudſonsbay-Kompagnie fing an einzuſehen, wie vortheilhaft es ihr ſey, die Poſten der Nordweſt-Kompagnie in der Nähe zu haben, die hier ſo viel ſtärker iſt, und mit den Indianern auf einem viel beſſern Fuße ſteht. Seitdem ſind beide Geſellſchaften in dem freundſchaftlichſten Vernehmen.

Die Nordweſt-Kompagnie unterhält auf ihren Poſten im obern Lande an 2000 Perſonen, von denen die, welche auf den entfernteſten angeſtellt ſind, und dort öfters 4 bis 5 Jahre bleiben, ein ſehr wildes Leben führen, wenig beſſer als die Indianer. Der erſte

ſie Commis heurathet gewöhnlich die Tochter irgend eines angeſehenen Indianiſchen Oberhauptes, und erwirbt ſich dadurch die vorzügliche Freundſchaft des ganzen Stammes. Sie können leicht denken, daß der Ehemann einen ſolchen Vertrag nicht für ſehr bindend hält; dies ſchadet aber nichts in den Augen eines Indianer-Hauptmanns, der ſeine Schweſter oder Tochter ſehr bereitwillig vergiebt, ob er gleich jede unſchickliche Freiheit, die man ſich gegen ſeine Frau erlaubt, mit dem Tode rügt.

Außer dem Pelzwerk, welches auf dieſe Weiſe über den Utawa nach Montreal gebracht wird, kommt auch eine anſehnliche Quantität über die Seen und den Lorenzſtrom herunter. Dies wird in den Städten und Poſten am Huron, Erie und Ontario aufgekauft, wo der Handel Jedermann frei iſt, indem die Regierung in dieſen Poſten Garniſonen unterhält. Auch einzelne Handelsleute bringen auf eigene Rechnung Pelzwerk nach Montreal, und kommen damit zum Theil aus dem Lande der Illinois am Miſſiſippi her. Von dort aus fahren ſie den Miſſiſippi hinauf bis in den Oniſconſing. Den Weg von dieſem Fluß in den Michigan-See habe ich Ihnen ſchon oben vorgezeichnet, und aus dem Michigan gelangen ſie dann durch die näher gelegenen Seen in den St. Lorenzſtrom. Vor Ende Septembers iſt alles Pelzwerk in Montreal, dann wird es gleich eingeſchifft; die Schiffe werden im Oktober abgefertigt, weil ſie länger nicht ohne Gefahr im Strome bleiben können. In Quebek und in Trois-Rivieres wird ebenfalls eine anſehnliche Menge Pelzwerk geladen; dieſes bringen die Indianer auf den verſchiedenen Flüſſen, die ſich von Norden her in den Lorenzſtrom ergießen, dorthin.

Drei und zwanzigſter Brief.

Reiſe den Lorenzfluß hinunter nach Quebek. — See St. Pierre. — Reizende Ausſicht längs den Ufern des Lorenzfluſſes. — Sitten und Charakter niedern Volksklaſſen in Canada.

Quebek, im Auguſt.

Am 1ſten Auguſt fuhren wir in einem Bateau von Montreal ab nach Quebek, welche Stadt 160 Meilen weiter hinunter am Lorenzfluß liegt. Ein ſolches Bateau iſt eine eigene Art von Boot, deren man ſich auf den großen Strömen und Seen in Canada allgemein bedient. Der Boden iſt ganz flach, das Vorder- und das Hintertheil ſind, eins wie das andere, ſcharf zugeſpitzt, der Seitenbord etwa 4 Fuß hoch, und zur Bequemlichkeit der Ruderer 4 bis 5, wenn das Boot groß iſt, auch noch mehr Bänke quer über gelegt. Es iſt ein ſchweres, zum Segeln ſowohl als zum Rudern unbehülfliches Fahrzeug; aber es gehet, auch ſchwerer beladen, nicht ſo tief ins Waſſer als ein Kielboot, und iſt auf den Seen und breiten Strömen, wo es viel Stürme giebt, weit ſicherer. Hievon machten wir gleich am Tage unſerer Abreiſe von Montreal die Erfahrung. Wir hatten eine breite Gegend des Stroms erreicht und ſegelten mit einem guten Winde, als ſich plötzlich der Horizont verfinſterte und ein ſchrecklicher Sturm mit einem ſtarken Gewitter und heftigen Regengüſſen ausbrach. Die Taue, die unſer Segel hielten, waren zerriſſen, ehe wir es einziehen konnten, und die Wellen fingen an über Bord zu ſchlagen, obgleich das Waſſer 5 Minuten vorher noch vollkommen ruhig geweſen war. Der Gewalt des Windes mit

Rudern entgegen zu arbeiten, war unmöglich, und das Boot wurde alſo an den Strand getrieben. Da aber der Boden ganz flach war, ſo ward es ohne den geringſten Schaden und ganz ſanft ſo dicht ans Ufer geworfen, daß die Leute herausſprangen und es aufs Trockne zogen, wo wir uns, bis der Sturm ſich legte, außer aller Gefahr befanden. Ein Kielboot dagegen hätte nicht näher als 30 Fuß ans Ufer kommen können; da hätte es im Sande feſtgeſeſſen, und ſich höchſt wahrſcheinlich mit Waſſer angefüllt. Unſer Bateau war übrigens recht bequem eingerichtet; es war von der größten Art, über den breiteſten Theil war ein getheertes Segeltuch auf Reifen geſpannt, wie über einen Frachtwagen. In dieſem Raum konnte ein Tiſch und 6 Stühle ſtehen, und ſo gab das eine vortrefliche Kajüte, die uns gegen das Wetter ſchützte und dabei offen genug war, um uns die ſchönen Ausſichten auf beiden Ufern bequem ſehen zu laſſen.

Es war eilf Uhr Morgens als wir Montreal verließen, und um fünf Uhr Abends erreichten wir Sorelle und hatten etwa 15 Seemeilen gemacht. Auf dieſem ganzen Wege iſt die Strömung ſehr ſtark. Sorelle liegt an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, der aus dem Champlain-See kommt, und ſich hier in den Lorenz ergießt. Die Stadt wurde im Jahr 1787 nach einem ſehr weit ausſehenden Plan angelegt, enthält aber bis jetzt erſt 100 ganz gewöhnliche Häuſer, die in den breiten Straßen ſehr zerſtreuet und weit aus einander ſtehen. Zwiſchen Montreal und Quebek iſt Sorelle die einzige Stadt, wo die engliſche Sprache die herrſchende iſt. Die Einwohner ſind größtentheils Royaliſten (Königlichgeſinnte, zur Zeit der amerikaniſchen Revolution) die ihre Zuflucht nach Canada genommen haben. Das wichtigſte Gewerbe hier iſt der Schiffbau; es laufen jährlich mehrere Schiffe von 50 bis 200 Tonnen vom Stapel, die man nach

Quebek hinunter flößt, wo ſie erſt aufgetakelt werden. Der Schiffbau wird indeß bei weitem nicht mit ſo vielem Vortheil in Canada betrieben, als man denken ſollte. Was an dem vortreflichen Bauholz, welches ſich zur Stelle befindet, gewonnen wird, das nehmen die Transportkoſten für das Eiſen und Tauwerk wieder hinweg: denn dieſe Artikel, die ſo viele Fracht koſten, müſſen ſämmtlich aus Europa gebracht werden. Der Sorellefluß iſt an ſeiner Mündung tief, und ſchützt im Frühjahre die Schiffe vor den Eisgängen; fahrbar aber iſt er, der reißenden Stellen wegen, ſelbſt für Boote, nicht weit oberhalb der Stadt.

Unterhalb Sorelle, welches wir am folgenden Morgen verließen, erweitert ſich der Lorenzfluß zu einer ſehr großen Breite. Eine Menge kleiner Inſeln liegen hier ſo dicht neben einander, daß man nicht ohne Angſt daran denken kann, wie die großen Schiffe, welche bis Montreal gehen, wohl durchkommen mögen; auch iſt das Fahrwaſſer zwiſchen dieſen Inſeln in der That ſehr ſchwierig. Dieſer breite Theil des Stroms heißt der See St. Pierre; ſeine größte Breite iſt $4\frac{1}{2}$ Seemeile, und ſeine Länge, von dieſen Inſeln bis an das untere Ende, 8 Seemeilen. Von dort bis Quebek iſt hernach der Strom nirgends breiter als 2 Meilen und an einigen Stellen nur $\frac{3}{4}$ Meilen. Bis auf einige Seemeilen innerhalb dieſes Sees hat der Strom auch Ebbe und Fluth; höher hinauf aber wird ihre Einwirkung, durch die große Ausdehnung des Waſſers in dieſem Becken, und durch die ſtarke Ströme verhindert, welche ſich bis in daſſelbe hinein erſtreckt.

Von Montreal bis Trois-Rivieres, etwa vier Seemeilen unterhalb des Sees St. Pierre, ſind beide Ufer ſehr flach; allein bei Trois-Rivieres fängt das Land an ſich zu heben, und bleibt an der ſüdöſtlichen Seite bis Quebek ununterbrochen hoch. Das entgegengeſetzte Ufer iſt auch unterhalb Trois-Rivieres noch

abwechſelnd bald hoch bald niedrig, bis auf wenige Meilen von Quebek, wo auch dieſe Seite ein erhabnes majeſtätiſches Anſehn gewinnt. Längs einem ſo ſtattlichen Strome als der Lorenzfluß, der ſich viele hundert Meilen weit durch ein fruchtbares Land windet, wo Höhen, Wälder und angebaute Ebenen mit einander wechſeln, kann es an einer Menge reizender Ausſichten natürlicher Weiſe nicht fehlen. Was aber das Auge, wenn man dieſen Strom hinunterfährt, ganz beſonders feſſelt, iſt die ſchöne Lage der Städte und Dörfer an ſeinen Ufern. Faſt alle Ortſchaften im untern Canada liegen nemlich dicht am Rande der Flüſſe, und das giebt ganz andere Anſichten, als man auf den Strömen in den vereinigten Staaten findet. In der Nähe des Hudſons iſt gewiß mehr angebautes Land, als an irgend einem Fluß in Canada, und doch erſcheinen ſeine Ufer gegen die des Lorenzfluſſes faſt wild und öde. Unterhalb Montreal ſtehen, auf einer Strecke von mehreren Seemeilen, die Wohnhäuſer ſo nahe an einander, daß ſie längs dieſem ganzen Wege ein einziges Dorf auszumachen ſcheinen. Alle dieſe Häuſer ſehen in der Entfernung ſehr nett aus, und in jedem Dorf, ſey es auch noch ſo klein, iſt eine Kirche. Dieſe Kirchen werden in ſehr gutem baulichen Stande gehalten; ſie haben meiſtentheils Thürme, welche mit Zinnplatten gedeckt ſind, und zwar ſo ſorgfältig, daß ſich keine Feuchtigkeit in den Ecken anſammeln kann, und es alſo niemals roſtet. Es iſt ein über alle Beſchreibung lieblicher Anblick, wenn ſich dem Auge, indem man um eine waldige Landſpitze herumſegelt, ein ſolches Dorf darſtellt, deſſen Häuſer faſt über dem Strom hangen, und deſſen Kirchthurm über den ſchattigten Kirchhof zwiſchen den Bäumen hervorragt. Faſt auf dem ganzen Wege fährt man kaum eine Seemeile weit, ohne ein ſolches Dorf mit ſeiner Kirche im Proſpekt zu haben.

Die zweite Nacht landeten wir an dem Dorfe Batiscon auf der Nordweſtſeite des Stroms, ungefähr 80 Meilen unterhalb Montreal. Die Küſte iſt hier ſehr flach und ſumpfig, und in einer ziemlichen Entfernung davon iſt das Waſſer, ſobald die Fluth vorüber iſt, ſo ſeicht, daß ſelbſt ein Bateau ſich 300 Fuß weit vom Lande entfernt halten muß. Weiter hinunterwärts iſt das Ufer an mehreren Stellen ſehr felſig.

Wir gingen in Batiscon in ein Bauerhaus, wo wir ohne Schwierigkeit unterkamen. Die Leute waren ſehr höflich und thaten alles für uns, was ſie konnten. Ein reines weißes Tiſchtuch wurde ſogleich auf einen kleinen Tiſch gedeckt, und Brod, Milch, Eier und Butter, das Beſte, was das Haus vermochte, wurde uns vorgeſetzt. Dieſe Lebensmittel findet man auf jedem Bauerhofe in Ueberfluß; aber Fleiſch bekommt man ſelten, daher auch Reiſende einen kleinen Vorrath Proviant mit ſich zu führen pflegen. Mit Betten ſind die Häuſer im untern Canada durchgängig ſehr gut verſehen, ganz auf franzöſiſche Weiſe: ein Strohſack, eine Matraze und ein Federbett vier bis fünf Fuß hoch über einander gethürmt; die Häuſer ſind mehrentheils Blockhäuſer, aber weit dichter und beſſer gebaut als in den vereinigten Staaten. Die Balken ſchließen beſſer aufeinander, ſie ſind an der Außenſeite glatt behauen und abgeweißt, und die innern Wände ſind mit fichtenen Dielen oder Brettern beſchlagen. Eines indeſſen macht die Häuſer in Canada ſehr unangenehm, daß nemlich die Einwohner ſie nicht gehörig lüften, und alſo ein erſtickender Duft in den Stuben iſt. Als wir zu Lande von Quebek nach Montreal reiſten, ſahen wir auf dem ganzen Wege, beim wärmſten Wetter, kaum zehn Häuſer mit offenen Fenſtern. „Es ſey hier nicht Sitte“, antworteten die Leute als wir fragten, warum ſie nicht etwas friſche

Luft in ihre Häuſer ließen; eine Antwort, die man auf jede ähnliche Frage erhält.

Von den franzöſiſchen Canadiern aus den niedern Ständen, haben Einige ganz die Munterkeit und Lebhaftigkeit der Franzoſen; ſie tanzen, ſingen, und ſcheinen allen Sorgen von Herzen gram zu ſeyn; andere dagegen haben mehr von dem ſtumpfſinnigen, mürriſchen Weſen an ſich, wodurch die Einwohner der vereinigten Staaten ſich auszeichnen; bei Allen aber iſt Eitelkeit der hervorſtechendſte Zug, und auf dieſe braucht man nur zu wirken um ſie zu Allem zu bewegen. Von den Männern können die wenigſten leſen oder ſchreiben, und die Frauen ſind im Alleinbeſitz der wenigen Kenntniſſe, die man überhaupt hier findet. Auch ſchließt ein Canadier niemals einen Handel, oder unternimmt irgend etwas von Wichtigkeit, ohne ſeine Frau um Rath zu fragen, bei deren Meinung es denn größtentheils ſein Bewenden hat. Männer und Weiber ſind in Unwiſſenheit und Aberglauben verſunken, und hangen blindlings ihren Prieſtern an. Laſſen Sie ſich folgende kleine Anekdote zum Beweiſe davon dienen.

An dem Abend zuvor ehe wir Quebek erreichten, hielten wir in dem Dorf St. Auguſtin Calvaire an, und nachdem wir eine Meile umhergelaufen waren, kamen wir in das Bauerhaus zurück, wo wir uns einquartiert hatten. Die Leute hatten unterdeſſen ein Gericht Fiſche gekocht, die eben gefangen worden waren, und wir ſetzten uns beim Schein einer Lampe, die von der Decke herabhieng, zu unſerm Abendbrod nieder. Bei dieſem Schimmer konnten wir aber kaum erkennen, was auf unſerm Tiſche ſtand. Wir klagten es dem Wirth: die Lampe wurde geputzt, man goß Oel zu, man nahm ſie herunter und ſetzte ſie auf den Tiſch; das Licht blieb aber ſchlecht. Sacre Dieu! rief der Mann aus; Sie ſollen doch ihre Fiſche nicht im Dunkeln eſſen, und ſo gieng er an einen kleinen Schrank, nahm ein Licht her-

aus, zündete es an, und ſtellte es uns hin. Alles gieng nun gut, als die Frau, die ſich auf einige Minuten entfernt hatte, zurückkam, und dem armen Mann, für das, was er gethan hatte, eine ganze Salve der ſchrecklichſten Flüche gab. Der arme Kerl wußte nicht, was er verbrochen hatte, und konnte kein Wort hervorbringen; wir waren eben ſo wenig im Stande zu begreifen, was dieſen plötzlichen Sturm veranlaßt habe, bis das Weib uns das Licht fortriß, es geſchwind auslöſchte, und uns in dem kläglichſten Ton die Sache erklärte. Was der unbeſonnene Mann uns angezündet hatte, war ein geweihtes Licht, über welches in der Kirche des nächſten Dorfes der Segen geſprochen worden war, und welches ſie erſt dieſen Morgen von ihrem Pfarrer mit der Verſicherung bekommen hatte, daß es ihr Haus vor allem Unglück ſchützen werde. Wenn das ſchrecklichſte Gewitter aufzöge, ſolle ſie es nur anzünden, ſo würde ihr Haus, ihre Scheuer, und Alles was ihr gehöre, vom Blitze verſchont bleiben. Würde Jemand krank, ſo ſollte ſie es anzünden, und er würde augenblicklich geneſen. Ihr zu widerſprechen wäre vergeblich geweſen, wir bemühten uns aber doch, unſern eigenen Ohren zu Liebe, ſie zu beruhigen, und nachdem uns das gelungen war, ſetzten wir uns wieder hin und verzehrten den Reſt unſers Abenbrodes ſo ziemlich im Dunkeln.

Das Dorf St. Auguſtin Calvaire iſt etwa noch fünf Seemeilen von hier entfernt, und wir kamen am andern Morgen ſehr früh an. Es war der vierte Tag unſerer Reiſe; ſonſt aber, wenn Wind und Fluth günſtig ſind, braucht man von Montreal bis hieher nicht mehr als zwei Tage.

Vier und zwanz'gſter Brief.

Lage und Eintheilung von Quebek. — Befeſtigung der oberen Stadt. — Einige Bemerkungen über die Eroberung von Quebek durch den General Wolfe, und über Montgommery's und Arnold's Angrif im letzteren amerikaniſchen Kriege. — Gebäude. — Herrliche Ausſichten von einigen Punkten der obern Stadt. — Beſchreibung der Waſſerfälle des Montmorenci und La Chaudiere.

Quebek, im Auguſt.

Quebek liegt am nordweſtlichen Ufer des Lorenzfluſſes auf einer hohen Landſpitze. Beinahe gegenüber macht das andere Ufer eine ähnliche Spitze, und zwiſchen dieſen wird der Fluß in den engen Raum von ¾ Meilen zuſammengedrängt. Unmittelbar nachdem er durch dieſe Enge gegangen, breitet er ſich aber auf 5 bis 6 Meilen aus, indem er hinter der Spitze, auf welcher Quebek liegt, einen großen Boden macht. Eine ſolche plötzliche Einengung eines Stromes heißt in der Algonquin-Sprache, Quebek oder Quebejo, und davon hat die Stadt ihren Namen. Der breite Theil des Fluſſes dicht vor der Stadt heißt das Becken, und iſt tief und geräumig genug, um hundert Linienſchiffe zu faſſen. Quebek beſteht aus zwei Theilen, der Ober-Stadt, die am Gipfel jener Spitze auf einem Kalkfelſen liegt, und der Unter-Stadt am Fuß derſelben dicht am Waſſer. Der Felſen, worauf die Ober-Stadt ſteht, ragt vom Fluſſe aus an mehreren Stellen faſt ſenkrecht empor; an andern Stellen haben zwar auf dem Abhange Gaſſen gebauet werden können, vermittelſt welcher die Ober-

und die Unter = Stadt mit einander zuſammenhangen, doch haben in dieſen Gaſſen für die Fußgänger an den Seiten lange Reihen von Stufen oder Treppen gemacht werden müſſen.

Die Unter = Stadt wird gegen einen feindlichen Angrif nur durch eine kleine auf das Becken hingerichtete Batterie vertheidigt, welche zur Fluthzeit mit dem Waſſer faſt auf gleicher Ebene ſteht; auch ſind längs dem Fluſſe Barrieren, hinter welchen man im Nothfall Kanonen aufpflanzen könnte.

Die Ober - Stadt hingegen iſt ein außerordentlich feſter Platz. Nach dem Waſſer hin iſt ſie ſchon von Natur ſo unbezwinglich, daß man ſich begnügt hat, ſie hier mit einem leichten Wall zu verſehen; ja an einigen Stellen, wo der Felſen ganz unzugänglich iſt, hat man auch den Wall fehlen laſſen, und blos einige Redouten und Batterien angebracht. Die vornehmſte, die gegen das Becken Front macht, beſteht aus 22 Vierundzwanzigpfündern, zwei franzöſiſchen Sechsunddreißigpfündern und zwei großen eiſernen Mörſern. Sie hat in der Flanke eine kleinere, welche die Päſſe aus der Unter = Stadt beſtreicht. An der Landſeite verdankt die Stadt ihre Feſtigkeit allein der Kunſt. Die Werke auf dieſer Seite ſind zwar, ſeitdem der Ort in brittiſchen Händen iſt, beträchtlich vermehrt und verbeſſert worden; ſie waren aber auch ſchon zu franzöſiſchen Zeiten ſo ſtark, daß es ſehr zweifelhaft iſt, ob nicht, wenn nur Herr von Montcalm ſich beſſer benommen hätte, ſelbſt das Genie des unſterblichen Wolfe an dem Verſuche den Platz zu erobern geſcheitert ſeyn würde. Dieſer General hätte eigentlich gar nicht ſchlagen, ſondern in der Feſtung bleiben und ſie vertheidigen müſſen; ſie hätte ſich gewiß bis zum Winter gehalten, dann mußten die brittiſchen Schiffe den Fluß verlaſſen und General Wolfe

wäre alſo genöthiget geweſen, die Belagerung aufzuheben. Wollte er aber ja ſchlagen, ſo mußte er entweder auf die erſte Nachricht, daß der Feind die Abrahams-Höhen erſtiegen habe, angreifen, ehe jener ſich formiren konnte; oder er mußte eine ſtarke Abtheilung ſeiner Truppen, die nur zwei Stunden von ihm unterhalb der Stadt ſtand, zuvor an ſich ziehn, ſo hätte dieſes Gefecht leicht einen ganz andern Ausgang gewinnen können. Nur durfte er nicht anfänglich jene Nachricht von dem Marſch des Feindes als eine Ungereimtheit, verlachen, und hernach mit den wenigen Leuten, die er bei ſich hatte, den Angrif wagen.

General Wolfe hielt es für vergebliche Arbeit an der Waſſerſeite einen Sturm zu unternehmen, ſondern machte den Entwurf die Stadt zu umgehen, und auf der Landſeite anzugreifen, wo dicht an die Stadt eine große Ebene ſtößt, die nicht viel niedriger iſt, als der höchſte Punkt der Feſtung. Zu dem Ende verſuchte er zuerſt ſeine Truppen einige Meilen unterhalb der Stadt nahe bei den Waſſerfällen des Montmorency zu landen. Hier ſind die Ufer nicht ſchwer zu erſteigen; ſie waren aber von einer großen Diviſion franzöſiſcher Truppen und von einigen ſtarken Redouten vertheidigt, und Wolfe wurde mit Verluſt zurückgetrieben. Oberhalb Quebek ſind die Ufer des Stroms ſo hoch und ſo ſteil, daß die Franzoſen ſie für unzugänglich hielten; dennoch faßte General Wolfe den kühnen Vorſatz, dieſe Ufer, die man gewöhnlich die Abrahams-Höhen nennt, zu erſteigen. Er beſetzte deshalb, um ſeine Abſicht zu maskiren, vorläufig die der Stadt gegenüber liegende hohe Landſpitze Point Louis, und ließ von dort ein heftiges Bombardement auf die Stadt anfangen. Unterdeß wurden die Boote in Stand geſetzt, die Truppen eingeſchifft, ſie gingen in der Nacht unbemerkt mit umwickelten Rudern vor der Stadt vorbei, und landeten zwei Meilen oberhalb in einer Bucht.

Die Soldaten klommen unter vielen Schwierigkeiten die Höhe hinauf, und die Kanonen wurden mit Hilfe von Seilen und Winden, die man um die Bäume befeſtigte, hinaufgezogen. Oben fängt die Ebene an, und erſtreckt ſich bis dicht unter die Wälle der Stadt, und hier ward das merkwürdige Gefecht geliefert, in welchem General Wolfe unglücklicherweiſe in demſelben Augenblick umkam, da ſeine edle Kühnheit durch den wohlverdienten glücklichen Erfolg gekrönt werden ſollte. Die Stelle wo er fiel, iſt durch einen großen Stein bezeichnet, auf den ein Meridian gezogen iſt.

Ob nun gleich dem großen Wolfe die Einnahme von Quebek ſo viel zu ſchaffen machte, und die Feſtung ſeitdem noch beträchtlich verſtärkt worden iſt, ſo bilden ſich doch die Bewohner der vereinigten Staaten ein, daß ſie im Fall eines Bruchs mit Großbritannien nur eine Armee hieher zu ſchicken brauchen, um den Platz ſogleich in ihre Gewalt zu bekommen. Arnold hat, nachdem er von ſeiner verunglückten Expedizion gegen dieſen Ort unter Montgommery im Feldzug von 1775 zurückkam, überall geſagt, daß er ihn gewiß eingenommen haben würde, wenn er nicht verwundet worden wäre. Wie ſehr man aber auch dieſes Unternehmen ſeiner Kühnheit wegen bewundern mag, ſo fehlt doch ſehr viel daran, daß der glückliche Erfolg ſchon ſo nahe geweſen wäre, als die Eitelkeit dieſes Mannes ſeine Landsleute überredet hat.

Die Amerikaner gaben, ſobald ſie vor die Stadt kamen, den Gedanken ganz auf, ſie durch eine regelmäßige Belagerung einzunehmen; ihre einzige Hoffnung war, ſie den Britten durch einen raſch gewagten Sturm zu entreißen. Die Nacht vom 31ſten Dezember war dazu beſtimmt, und der Angriff geſchah an drei verſchiedenen Punkten zugleich. In der Feſtung hatte man ſich durch die bloße Winterkälte ge-

gen einen ernſtlichen Angriff für dermaßen geſichert gehalten, daß die Kanonen auf den Wällen größtentheils von den Lavetten abgehoben waren, und im Zeughauſe aufbewahrt lagen. Die Garniſon war alſo auf einen Ueberfall durchaus nicht vorbereitet, und doch mußten die Amerikaner ihr Unternehmen aufgeben. Arnold, der das St. Johannisthor forciren ſollte, welches hinterwärts nach den Abrahamshöhen führt, ward verwundet und mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Montgommery überfiel an dem einen Ende der Unter-Stadt die Wache in der erſten Barriere und kam glücklich hinunter, an der zweiten aber ward er erſchoſſen, und ſeine Mannſchaft zurückgetrieben. Die dritte Diviſion ging über das Eis, und drang auf einer andern Seite in die Unterſtadt, die, wie geſagt, ſehr blos liegt: ſie hielt ſich auch ein paar Tage darin, und ſteckte einige Gebäude in Brand, ward aber doch ohne Schwierigkeit vertrieben. Die beiden erſten Diviſionen wurden durch eine Handvoll Leute zurückgeſchlagen. Arnolds Angriff war der thörichtſte: denn das Johannisthor iſt erſtaunlich feſt, und von den vortrefflichſten Werken beſchützt, ſo, daß man es nur zu ſehen braucht, um zu begreifen, wie unmöglich es iſt, ohne ſchwere Artillerie, woran es den Amerikanern gänzlich fehlte, hier einzudringen.

Es liegt in Quebek jederzeit eine ſtarke Garniſon, auch iſt der Ort mit anſehnlichen Vorräthen jeder Art verſehen. Um die Werke gehörig zu beſetzen, werden an 5000 Mann erfordert; die Truppen liegen theils in Kaſernen, theils in Blockhäuſern, nahe bei dem Cap Diamond. Dies iſt der höchſte und feſteſte Punkt, und kann als die Citadelle von Quebek angeſehen werden, da er die Stadt und die Ebene vor den Wällen in jeder Richtung beſtreicht. Ohnerachtet ſich der Felſen an 1000 Fuß über die Oberfläche des Fluſſes er-

hebt, ſo bekommt man doch, ſelbſt ganz oben, durch Brunnen von mäßiger Tiefe, ſehr gutes Waſſer.

Außer allen dieſen natürlichen und künſtlichen Vortheilen zu Vertheidigung des Ortes muß auch die Strenge und die lange Dauer der hieſigen Winter in Anſchlag gebracht werden, weil es während dieſer Jahreszeit der belagernden Armee unmöglich iſt, die Stadt blockirt zu halten, oder Werke gegen ſie anzulegen.

Man rechnet in beiden Städten mit Einſchluß der Vorſtädte 2000 Feuerſtellen und alſo 12000 Einwohner. Eine genaue Zählung von beiden hat lange nicht Statt gehabt. Von den Einwohnern ſind Zweidrittheile franzöſiſcher Abkunft. Die Geſellſchaft iſt angenehm, und für einen Ort von dieſer Größe, zahlreich genug, weil der Gouverneur und mehrere Civilbeamte und Rechtsgelehrte, hier, als in der Haupſtadt von Unter-Canada, wohnen. Die Unterſtadt wird größtentheils von Kaufleuten bewohnt, die bei der Schiffahrt intereſſirt ſind, dies iſt aber eine unangenehme Gegend. Die Straßen ſind eng, ſchmutzig, und wegen der Höhe der Häuſer dumpfig; in denen zunächſt am Waſſer, iſt zur Ebbe-Zeit oft ein unerträglicher Geſtank. Die Oberſtadt iſt zwar auch nicht ſchön, denn die Straßen ſind ebenfalls eng und unregelmäßig; aber ſie iſt doch angenehm, inſofern ſie reine Luft hat, und man im Sommer von der Hitze nicht ſo viel auszuſtehen hat. Die Häuſer ſind größtentheils neu und von Quaderſteinen, aber klein, von ſchlechtem Anſehen und dabei unbequem gebaut.

Das Schloß ſteht an einem freien Platze, um welchen die Häuſer drei Seiten eines länglichen Vierecks bilden. Es iſt ein ganz einfaches Gebäude von Quaderſteinen, und beſteht aus zwei Theilen, dem alten und neuen Schloß, die durch einen geräumigen Hof von einander getrennt ſind, und von denen keins eine regelmäßige Fronte hat. Das alte Schloß ſteht

dicht am Rande einer ſehr ſteilen Stelle des Felſens; es iſt den Landes-Kollegien eingeräumt, und alle Zimmer ſind klein und ſchlecht. Das neue, das gerade nach dem Platz hinſieht, hat geräumige und ganz artige Zimmer, von denen aber doch keins elegant iſt. Hier wohnt der Gouverneur. Uebrigens iſt es keinesweges befeſtigt, wie man gewöhnlich denkt; blos in dem dazu gehörigen Garten iſt längs dem Rande des Felſens eine Bruſtwehr, auf welcher einige kleine Kanonen aufgepflanzt ſind, die einen Theil der Unterſtadt beſtreichen. Auf dem Platz vor dem Schloſſe paradirt bei gutem Wetter im Sommer alle Abende eins von den Regimentern der Garniſon mit Muſik, und dann iſt dies der Sammelplatz der feinen Welt. Dem Schloſſe gegenüber ſteht das Franziskanerkloſter, in welchem nur noch einige wenige Mönche wohnen, und dicht daneben das Jeſuiten-Kollegium, in dem gar nur noch ein einziger alter Ordensmann übrig iſt. Dieſer genießt jetzt ganz allein die Einkünfte von den großen Beſitzungen des ehedem in Canada ſo reichen Jeſuiterordens, die nicht weniger als 10000 Pfund Sterling betragen ſollen. Dieſer alte Mann iſt ein Schweizer; er war in ſeiner Jugend nur Thürhüter im Kollegium, man beförderte ihn aber, weil man einiges Verdienſt an ihm bemerkte, und er wurde zuletzt Laienbruder. Er iſt in ſeinem hohen Alter noch außerordentlich geſund, und wegen des vortrefflichen wohlthätigen Gebrauches, den er von ſeinem großen Einkommen macht, allgemein beliebt. Nach ſeinem Tode fällt dies der Krone anheim. Die drei Nonnenklöſter, (denen auch hier nicht verboten iſt, Novizen aufzunehmen) ſind wohl beſetzt. Nahe bei der Hauptbatterie iſt die Plankammer der Ingenieurs, worin viel Modelle und Riſſe von Quebek und andern befeſtigten Orten in Canada aufbewahrt werden; es iſt ein altes Gebäude, gleich dem daneben befindlichen Verſammlungshauſe des geſetzgebenden Rathes. Das Zeughaus iſt in einem andern

Quartiere der Stadt. Es enthält 10000 komplette Waffenrüſtungen, die ungefähr eben ſo wie im Tower zu London aufgeſtellt ſind, und faſt noch zierlicher und fantaſtiſcher. Alles was zum Lebensunterhalt gehört, wird in Quebek aus der umliegenden Gegend in Ueberfluß zu Markte gebracht, und die Lebensmittel ſind hier billiger zu haben, als in irgend einer Stadt in den vereinigten Staaten. Für einen Fremden ſind auf dem Markt die vielen mit Hunden beſpannten kleinen Karren etwas ganz ungewöhnliches. Die Canadiſchen Hunde ſind ſehr gut zum Ziehen zu gebrauchen, und faſt jede Familie in Quebek hält einen oder mehrere zu dieſem Behuf. Sie gleichen ziemlich der Neufundländiſchen Raſſe; nur ſind ſie breiter in den Weichen und haben kürzere und dickere Beine. Sie ſind gelehrig und klug, beſonders aber iſt ihre Stärke zu bewundern. Ich ſelbſt habe mehr als Einmal geſehen, daß ein einziger Hund einen Mann, der gewiß anderthalb Zentner wog, eine ganze Strecke weit fortzog. Jn Winter ſpannt man 6 oder mehrere ſolcher Hunde vor ein Kariol oder vor einen Schlitten, und macht ſo ganze Tagereiſen mit ihnen. Ehe ich aufhöre von Quebek zu reden, muß ich vor allen Dingen noch der herrlichen Ausſichten erwähnen, die man an mehreren Orten in der Oberſtadt hat, und die an Größe, Schönheit und Mannichfaltigkeit alles übertreffen, was ich von dieſer Art in Amerika oder auch irgend ſonſt wo geſehen habe. Man ſieht hier die Natur in dem größten Maßſtabe, und die Einbildungskraft kann ſich kaum etwas erhabneres mahlen, als was ſich hier dem Auge des entzückten Zuſchauers wirklich darſtellt. Ungeheure Felſen, gewaltige Ströme, unwegſame Wälder, angebaute Ebenen, Berge, Seen, Städte, Dörfer ziehen abwechſelnd ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und das Mannichfaltige und Unermeßliche des Anblicks verwirrt beinah die Sinne. Viele ziehen die

Aus-

Ausſicht von Cap=Diamond (dem höchſten Punkt, den es hier giebt) allen andern vor, und freilich iſt hier die Ausſicht weiter, und das Auge überſchaut mehr auf Einmal: aber von dieſer Höhe herab — denn man ſteht hier 1000 Fuß über der Oberfläche des Stromes — geht die Größe der Gegenſtände, die man wahrnimmt, faſt ganz verloren, und man ſieht mehr eine Karte der Gegend, als die Gegend ſelbſt. Mir iſt daher z. B. die Ausſicht von der obern Batterie, welche das Becken beſtreicht und an 700 Fuß niedriger liegt, weit lieber. Wenn man ſich hier wenige Schritte weit vom Rande des Abgrundes hinſtellt, ſieht man gerade in den Fluß hinab, und die Schiffe, die nach den Anfuhrten vor der Unterſtadt ſegeln, erblickt man dicht unter ſeinen Füßen. Der Strom ſelbſt, der 5 bis 6 Meilen breit iſt, und den man bis an das entfernteſte Ende der Orleans=Inſel überſieht, wo er ſich zwiſchen den Bergen, die ihn von beiden Seiten einſchließen, verliert, iſt das Schönſte, was man in der Natur ſehen kann; und an einem ſchönen ſtillen Sommerabend gleicht er oft einem großen Spiegel, in welchem ſich die reichen bunten Farben des Gewölkes, ſo wie die Bilder aller Gegenſtände an den Ufern in einem unbeſchreiblichen Glanze darſtellen. Dem ſüdlichen, noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Bayen und Vorgebirge ein romantiſches Anſehen, und auf dem nördlichen ſtehen die Häuſer, ſo weit das Auge nur reicht, ſo dicht, daß die ganze Strecke nur ein einziges Dorf zu ſeyn ſcheint. Hier begrenzt eine lange Bergkette die Ausſicht, und da man das flache Land zwiſchen dieſer und den Dörfern am Ufer nicht ſehen kann, ſo ſcheinen die Berge unmittelbar aus dem Waſſer empor zu ſteigen, und die Häuſer an den ſteilen Wänden derſelben erbaut zu ſeyn.

Die Gegenden um die Stadt, die ſich in der Ferne ſo ſchön ausnehmen, verlieren auch bei einer nähern

Ausſicht nicht, ſondern unterhalten das Auge, wenn man durch ſie hinſpaziert, mit einem Reichthum von ſchönen Landſchaften, die dadurch noch mehr gewinnen, daß man den Bewohnern auch im Aeußern Zufriedenheit und Wohlſtand anſieht. Wenn alſo eine Gegend, die eben ſo fruchtbar als mahleriſch iſt, wenn ein angenehmes und geſundes Klima, und ein leidliches Maaß bürgerlicher und religiöſer Freiheit ein Volk glücklich machen kann, ſo darf, zumal in dieſer ſchönen Jahreszeit, der Canadier nicht leicht irgend ein anderes Volk beneiden.

Der Fall des Montmorency-Fluſſes, und der des la Chaudiere ſind noch zwei Gegenſtände in der Nähe von Quebek, mit denen ich Sie näher bekannt machen muß. Der Montmorency fließt mit vielen Krümmungen durch eine wilde dickbewaldete Gegend zwiſchen zackigen Felſen-Ufern, bis er an den Rand eines Abgrundes kommt, von welchem er in einem zuſammenhangenden Strom an 240 Fuß faſt ſenkrecht hinabſtürzt. Es iſt freilich, die Zeit des höchſten Waſſerſtandes ausgenommen, nur ein dürftiger Fluß, und von einem Ufer zum andern nicht mehr als 50 Fuß breit; weil er aber durch ſein jähes Hinabſtürzen von dem Felſen zu Schaum zerſtäubt, ſo hat er unten am Falle das Anſehen einer nicht unbeträchtlichen Waſſermaſſe. Das Waſſer ſieht im Fallen gerade ſo aus, wie Schnee, der von den Dächern herabgeworfen wird, und ſcheint eine ſehr langſame Bewegung zu haben. Der Staubregen unten iſt ſtark, und wenn die Sonne am Mittag hell ſcheint, zeigen ſich die Regenbogen-Farben darin in der größten Schönheit. Das felſichte Flußbette bildet unterhalb am Falle ein Becken, aus welchem dann das Waſſer langſam dem Lorenzſtrom, der höchſtens 1000 Fuß weit entfernt iſt, zufließt. Auch ſieht man, wenn man auf dieſem Strome bei der Mündung des Montmorency vorüber fährt, den Fall in ſeiner ganzen Schönheit. Wer aber den Fall unmittelbar am

Fuß deſſelben ſehen will, der muß — weil die Ufer unterhalb deſſelben faſt ſenkrecht und ganz unzugänglich ſind — das Ufer des Lorenzſtromes hinab ſteigen, und am Rande deſſelben hingehen, bis er an den Felſenſpalt kommt, in welchem der Montmorency fließt. Einer der vorigen Gouverneure von Canada, General Haldimand, fand an dieſem Katarakt ein ſolches Wohlgefallen, daß er ſich ganz nahe daran ein Haus bauen ließ, aus deſſen Fenſtern man ihn auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe ſieht. Vor demſelben liegt ein ſchöner Raſenplatz, der ſich bis an den Lorenzſtrom hinzieht, und auf den mehrere Luſthäuſer gebaut ſind, die ebenfalls Ausſichten auf den Waſſerfall haben. Eines ſteht oben nahe an dem Rande deſſelben, und hängt gerade über den Abgrund hinüber, ſo daß eine Kugel aus den Fenſtern wohl 200 Fuß ſenkrecht hinabfallen würde. Er ruht auf ſtarken Balken, welche in den Seitenwänden des Felſenſpalts befeſtigt ſind, und um hinein zu kommen, muß man mehrere Treppen hinanſteigen, und über ein Paar hölzerne Gallerien gehn, die auf eben dieſe Art unterſtützt ſind. Die Balken, worauf dies kleine Gebäude ruht, ſollen nicht mehr recht ehrenfeſt ſeyn, daher ſich viele Perſonen nicht mehr hinauf wagen wollen. Wir wußten von dieſer Gefahr nichts, unſere ganze Geſellſchaft ging auf Einmal hinein, und wir blieben ziemlich lange darin, obgleich das Ganze bei jedem Schritte zitterte. Der Anblick iſt von hier aus fürchterlich groß. Der Fall des la Chaudiere iſt nicht halb ſo hoch, dafür hat er aber an 250 Fuß Breite, und die Gegend umher iſt weit mahleriſcher als am Montmorency. Hier giebt es keine anſehnlichen Bäume in der Nähe, das Auge hat nichts, worauf es einmal ausruhen könnte, man ſieht den Waſſerfall, und wiederum den Waſſerfall, und nichts als den Waſſerfall. Beim la Chaudiere hingegen ſind die Ufer des Fluſſes mit den ſtattlichſten Bäumen bewachſen, und

zwiſchen den einzelnen Felſenmaſſen, welche dort herum zerſtreut liegen, hat man einige ſehr reizende und romantiſche Ausſichten. Der Fall ſelbſt richtet ſich freilich nach der Jahreszeit. Iſt der Fluß angeſchwollen, ſo kommt eine Waſſermaſſe über den Felſen geſtürzt, die den Zuſchauer in Erſtaunen ſetzt. Bei trocknem Wetter aber iſt er, des wenigen Waſſers wegen, ſehr ärmlich. Um dieſe Zeit zieht gewiß ein jeder den Montmorency vor, der überhaupt die [illegible] Stimmen für ſich hat.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Verfaſſung und Verwaltung von Canada. — Schätzung der Landes-Ausgaben. — Aus- und Einfuhr. — Abgaben.

Quebek, im Auguſt.

Seit der Abtretung von Canada an Großbrittanien bis 1774, hingen alle innere Angelegenheiten der Provinz vom Gouverneur allein ab. In dieſem Jahre aber verordnete das Parlement, vermittelſt der ſogenannten Quebek-Bill, daß ein geſetzgebender Rath von 23 Mitgliedern errichtet werden, dieſem alle Einrichtungen und Anordnungen, die zum Beſten der Provinz erforderlich ſcheinen dürften, überlaſſen werden, jedoch nicht ehe Geſetzes Kraft haben ſollten, bis ſie dem Gouverneur vorgelegt, und an des Königs ſtatt von ihm beſtättigt ſeyn würden. Auflagen durfte jedoch der geſetzgebende Rath nicht machen, ausgenommen zur Unterhaltung der Landſtraßen und öffentlichen Gebäude. So wurde die Provinz verwaltet bis ins Jahr 1791, da durch ein

Parlamentsakte, alles was ſich in der Quebek-Bill auf die Einſetzung dieſes geſetzgebenden Rathes bezog, widerrufen, und dagegen die jetzt beſtehende Verfaſſung eingeführt ward.

Nach derſelben iſt das Land in zwei verſchiedene Provinzen getheilt, in Ober- und Unter-Canada; jenes begreift den weſtlichen Theil, und hat Niagara, dieſes den öſtlichen, und hat Quebeck zur Hauptſtadt. Die Grenze zwiſchen beiden Provinzen beſtimmt eine Linie, welche bei Point au Baudet in dem Theil des Lorenzſtromes, der der See François heißt, in 24° weſtlicher Länge anfängt, und von da nordwärts nach dem Utawas geht. Die Statthalter beider Provinzen ſind ganz unabhängig von einander, nur daß der von Unter-Canada in militäriſchen Dingen den Vorrang hat, da er gewöhnlich zum General-Lieutenant (Capitain general) des Königs in Nordamerika ernannt wird. Sie beſitzen die ausübende Gewalt, und haben einen vom Könige beſtellten vollziehenden Rath zur Seite. Die geſetzgebende Macht beruht auf dem Statthalter, einem geſetzgebenden Rath und einer Verſammlung von Repräſentanten. Alle Akten (d. i. Verordnungen) müſſen, in derſelben Form wie im brittiſchen Parlament, durch beide Häuſer gehen, und werden dann dem Statthalter vorgelegt, der entweder ſeine Zuſtimmung ertheilt, in welchem Falle ſie ſogleich Geſetzeskraft erhalten, (jedoch mit Vorbehalt für den König ſie im Staatsrath binnen zwei Jahren für ungültig zu erklären) oder der Statthalter verſagt auch ſeine Zuſtimmung, und ſtellt die Sache dem Könige anheim. In gewiſſen beſtimmten Fällen ſind auch die Akten dieſer Häuſer der Reviſion des brittiſchen Parlaments unterworfen. So muß z. B. jede Akte, welche in der kirchlichen Verfaſſung der Provinz, wie ſie zur Zeit der Einführung dieſer Konſtituzion beſtand, etwas abändert, ehe ſie die königliche Zuſtim-

mung erhält, dem brittiſchen Parlament vorgelegt werden, und kann ſie nicht erhalten, wenn binnen 30 Tagen eines von beiden Häuſern dem Könige eine dagegen laufende Addreſſe überreicht. Eben ſo hat das brittiſche Parlament das Recht, Handels- und Schifffahrts-Geſetze für die Provinz zu geben, und Ein- und Ausfuhrzölle feſtzuſetzen, die Verwendung der Zolleinkünfte zum Beſten der Provinz aber bleibt lediglich der dortigen Geſetzgebung überlaſſen. Der Geſetzgebende Rath oder das Ober-Haus beſteht in Unter-Canada aus 15, in Ober-Canada aus 9 Mitgliedern, welche durch eine vom Statthalter unterzeichnete Beſtallung unter dem großen Siegel der Provinz auf Lebenszeit ernannt werden; doch kann der König jene Anzahl von Mitgliedern nach Gutbefinden vermehren. Auch kann er erbliche Titel ertheilen, mit denen das Recht, in dieſer Verſammlung Sitz un. Stimme zu haben, verbunden iſt; eben ſo iſt auch die Art beſtimmt, wie dieſes Recht von Erben übernommen werden muß, und wodurch man deſſelben verluſtig gehen kann. Der König hat aber bis jetzt noch keinen ſolchen Titel ertheilt. Die Verſammlung der Repräſentanten, oder des Unterhauſes, beſteht in Unter-Canada aus 50, in Ober-Canada aus 16 Perſonen, und ſoll nie geringer ſeyn. Die Mitglieder werden, für das Land und für die Städte, durch die Mehrheit der Stimmfähigen erwählt, welches auf dem Lande die freien Eigenthümer von 40 Schilling reiner Einnahme, in den Städten die Häuſer- und Landbeſitzer von 5 Pfund jährlichen Ertrages ſind, oder ſolche die 10 Pfund Hausmiethe geben. Um in einem von beiden Häuſern zu ſeyn, muß man 21 Jahr alt und ein gebohrner oder ein naturaliſirter Unterthan ſeyn. Auch darf in's Unterhaus kein Mitglied des Oberhauſes und kein Geiſtlicher, von welcher Kirche er auch ſey, gewählt werden. Streitige Fragen über

den Siß in einem Hauſe, entſcheidet jedes ſelbſt, und Appellatio 1 findet nur an den König im brittiſchen Parlamente Statt; der Statthalter hat das Recht die Sprecher beider Häuſer ein- und abzuſetzen, die Verſammlung zu berufen, zu prorogiren und aufzulöſen. Länger als 4 Jahr darf dieſelbe Verſammlung nicht ſitzen; der Statthalter iſt dagegen verpflichtet, ſie wenigſtens alle Jahre Einmal zuſammen zu berufen. Die Gerichtsverfaſſung iſt ſo geblieben, wie ſie durch die Quebek-Bill eingerichtet ward. Durch dieſe wurde feſtgeſetzt, daß alle Eigenthümer ihre Grundſtücke unter denſelben Bedingungen beſitzen ſollten, wie ſie ſolche vor der Eroberung nach den damals in Canada beſtehenden Geſetzen erworben hatten, und daß alle Streitigkeiten über Eigenthum und bürgerliche Rechte nach denſelben Geſetzen und Herkommen entſchieden werden ſollten. Für ſolche Ländereien aber, welche der König erſt ſeit der Eroberung verliehen hat, gelten die engliſchen Geſetze, und da die engliſchen Einwohner ſich größtentheils auf ſolchem neuen Lande niedergelaſſen haben; ſo ſind ſie dieſen franzöſiſchen Geſetzen nicht unterworfen, außer in dem Falle von Streitigkeiten mit den alten Bewohnern. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe alten Geſetze, welche den Armen und den Reichen ſo ſehr ungleich behandeln, ganz abgeſchafft werden könnten; aber bei der Unwiſſenheit der Franzoſen, und bei ihrer Anhänglichkeit an die alte Verfaſſung iſt daran nicht zu denken. Indem man aber auf dieſe Art die franzöſiſchen Einwohner durch Aufrechthaltung ihrer Civilgeſetze zu gewinnen ſuchte, ward doch, zur großen Wohlthat für das ganze Land, die brittiſche Kriminal-Verfaſſung durchgehends eingeführt. Der Statthalter oder Vice-Statthalter, die Glieder des vollziehenden Raths, die Oberrichter der Provinz und die Richter der Kings-Bench, oder wenigſtens fünf von ihnen — nur daß die Richter des Diſtrikts, von welchem aus appellirt

wird, nicht dabei ſeyn dürfen — machen das Appellationsgericht aus, von dem nur in gewiſſen Fällen noch eine Appellation an den König im Staatsrathe Statt findet.

Um ſeiner religiöſen Meinungen willen kann Niemand irgend eines Rechts verluſtig erklärt werden, und die katholiſche Geiſtlichkeit darf, zufolge der Quebek-Bill, von den katholiſchen Einwohnern alle Gebühren und Zehnten erheben, die ſie vorher zu erheben hatte, von Proteſtanten aber oder von den ihnen zugehörigen Ländereien darf ſie den Zehenten nicht einfordern. Ruhten auf dieſen Ländereien vorher ſolche Abgaben zur Unterſtützung der Geiſtlichkeit, ſo werden ſie fortbezahlt, aber an die vom Könige dazu beſtimmten Perſonen, um zur Beſoldung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit verwendet zu werden. Zu dieſem Behufe iſt auch $\frac{1}{7}$ des Werthes aller Ländereien, die ſeitdem verliehen werden, beſtimmt. Von dieſen Einkünften darf nun der Gouverneur, mit Zuziehung des vollziehenden Rathes, neue Pfarreien ſtiften, und ihnen, nach der Weiſe der engliſchen Kirche, Pfarrkinder zutheilen, welche auch, eben ſo wie in England, gegen ſie kirchenpflichtig ſind. Der Klerus der engliſchen Kirche beſteht bis jetzt in beiden Provinzen nur aus 12 Perſonen, den Biſchof von Quebek mit eingeſchloſſen, und die diſſentirende Geiſtlichkeit iſt noch weit ſchwächer: dagegen beſteht die katholiſche aus 126 Perſonen, nämlich aus einem Biſchof, ſeinem erwählten Koadjutor, drei General-Vikarien und 116 Pfarrern und Miſſionarien, die, bis auf 5, alle in Unter-Canada wohnen.

Die Ausgaben der Civil-Liſte betragen in Unter-Canada jährlich 20000 Pfund Sterling. Ich habe ein ziemlich ausführliches Verzeichniß derſelben vor mir, und ziehe ihnen hier nur die größten Gehalte aus. Der Gouverneur und der Biſchof von Quebek, der

aber zugleich Biſchof von Ober-Canada iſt, haben jeder 2000 Pfund. Der Vice-Gouverneur 1500 Pfund. Der Oberrichter zu Quebek, der zugleich Oberrichter der ganzen Provinz iſt, 1200 Pfund, und der in Montreal 900 Pfund. Der Obereinnehmer 400 Pfund. Die Gouvernements-Sekretäre jeder 200 Pfund; eben ſo viel der Oberforſtmeiſter. Jedes Mitglied des vollziehenden Rathes 100 Pfund; eben ſo viel hat auch der Schulmeiſter in Quebek und mehrere Unterbeamten ebenfalls. Der Penſions-Etat betrug für das Jahr 1794 — 1782 Pfund. Von dieſen 20000 Pfund giebt Großbritannien die Hälfte, und die andere wird von der Provinz ſelbſt, vermittelſt der Einfuhrzölle aufgebracht, welche auf ſtarke Getränke, Kaffee, Tabak, Weſtindiſchen Zucker, Spielkarten und Salz gelegt ſind, natürlich ſo, daß ein Unterſchied zwiſchen brittiſchen und fremden Produkten und Einfuhr auf brittiſchen Schiffen (gewiſſe Artikel können nämlich unmittelbar aus dem Auslande eingeführt werden) beobachtet wird. In Ober-Canada beträgt die Ausgabe nur vielleicht den vierten Theil. Der Militär-Etat, nebſt der Reparatur der Feſtungen, in beiden Provinzen koſtet dem Mutterlande jährlich 100000 Pfund Sterling. Eben ſo viel die Geſchenke an die Indianer und die im Indianer-Departement angeſtellten Beamten. Dieſe beſtehen in Ober- und Unter-Aufſehern, General-Inſpektoren, Sekretären und deren Gehilfen, Magazin-Aufſehern, Aktuarien, Dollmetſchern und Proviantmeiſtern. Wundärzte, Büchſenſchmiede ꝛc. haben nur noch in Ober-Canada wirklich zu thun, in Unter-Canada ſind dies geſchäftloſe Stellen, alſo bloße Pfründen (sinecure places), weil es faſt keine Indianer mehr dort giebt.

Canada führt alle die Artikel ein, deren ein noch nicht ſelbſtſtändiges, d. i. ein Land, welches noch keine Manufakturen hat, bedarf. Auch Tauwerk von aller

Art, und ſelbſt grobe Eiſenwaaren kommen aus der Fremde. Ich führe Ihnen dies beſonders an, als etwas das billig nicht Statt haben ſollte. Der Boden iſt in Canada zum Hanfbau ſehr tauglich, und man hat ſich viel Mühe gegeben ihn empor zu bringen. Man hat Anweiſungen dazu unter die Landleute ausgetheilt, und ſie in allen öffentlichen Häuſern angeſchlagen, doch iſt damit bis jezt noch wenig ausgerichtet: denn es hält äuſſerſt ſchwer dieſe Franzoſen zu etwas Neuem zu bewegen. Eben ſo hat man an mehrern Orten Eiſenerz entdeckt, aber nur an Einem derſelben, in der Nähe von Trois-Rivieres, ſind noch unter franzöſiſcher Regierung, kurz vor der Eroberung, die nothdürftigſten Werke angelegt. Dieſe ſind jezt ein Eigenthum der Krone und verpachtet; wenn aber die jetzige Pacht abgelaufen iſt, wird ſie niemand wieder übernehmen wollen, weil das Eiſenſtein-Lager beinahe erſchöpft zu ſeyn ſcheint.

Einzelne Weberſtühle für Leinwand und grobe Tücher findet man häufig in Canada; aber auch von dieſen Artikel wird bei weitem das meiſte aus Großbritannien eingeführt.

Der wichtigſte Ausfuhrartikel iſt Pelzwerk; dann aber auch Weizen, Mehl, Leinſamen, Potaſche, Bau-Stab- und Nutzholz aller Art, getrocknete Fiſche, Oel, Ginſeng und allerhand Apothekerwaaren. Der Handel zwiſchen Großbritannien und Canada ſoll jährlich 7000 Schiffs-Tonnen Laſt betragen.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Boden und Klima in Unter=Canada — Fabrikation des Ahorn=Zuckers — Dortiger Winter.

Quebek im Auguſt.

Der öſtliche Theil von Unter=Canada, zwiſchen Quebek und dem Meerbuſen St. Lorenz, iſt gebirgig; auch zwiſchen Quebek und der Mündung des Utawas giebt es noch einzelne Berge. Höher den Lorenzſtrom hinauf iſt aber das Land eben. Einige wenige ſandige und ſteinige Gegenden ausgenommen, beſteht der Boden aus einer zehn bis zwölf Zoll hohen Schicht lockerer ſchwarzer Damm=Erde, die auf einem Bett von kaltem Lehm liegt. Dieſe Erde iſt ſo fruchtbar, daß ſie immerfort reiche Ernten giebt, ohnerachtet die meiſten franzöſiſchen Landleute ſie Jahr für Jahr beſäen, ohne ihr den geringſten Dünger zu geben; eine Behandlung, bei welcher in den vereinigten Staaten der Boden bald ausgeſogen wird, die aber dieſem hier nicht geſchadet hat. Erſt ſeit wenig Jahren fängt man hie und da an zu düngen, und die beſten Landwirthe bedienen ſich dazu des Mergels, der an mehreren Orten in der Nähe des Lorenzſtroms in großer Menge zu finden iſt. Für die kleineren Getreidearten iſt der Boden vorzüglich gut, auch der Tabak gedeiht; er iſt milder als der maryländiſche und virginiſche, und der Schnupftabak davon wird vorzüglich geſchätzt. Man baut aber dies Gewächs nur in kleinen Quantitäten zum eignen Gebrauch, und bei weitem der größte Theil des Bedarfs wird eingeführt.

Alle Küchengewächſe und die meiſten europäiſchen Obſtgarten gerathen ſehr gut. Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren ſind vorzüglich wohlſchmeckend. Leztere ſind einheimiſch und wachſen in den Wäldern in großer Menge; ſo auch der Weinſtock, aber die wilde Traube iſt klein und ſauer, und die Beere nicht viel größer als eine gute Johannisbeere. In den Wäldern giebt es eine Menge verſchiedener Baumgattungen und darunter mancherlei Arten, die in Europa vermuthlich noch unbekannt ſind. Von Birken, Eichen, Rüſtern, Eſchen, Tannen, Ahorn, Kaſtanien und Wallnüſſen, giebt es mehrere Arten. Auch vom Zuckerahorn, dieſem für Canada unſchätzbaren Baum, der nur in gutem Boden gedeiht und doch faſt überall angetroffen wird, hat man zwei Arten, den Sumpf-Ahorn und den Berg-Ahorn, der auch wegen ſeines inwendig geſtreiften und geringelten Holzes der krauſe Ahorn (curled mable) heißt. Der erſtere giebt nach Verhältniß der Größe mehr Saft; der aber nicht ſo zuckerreich iſt. Aus ſieben bis acht Gallonen*) deſſelben enthält man Ein Pfund Zucker, dagegen vom Berg-Ahorn ſchon zwei höchſtens drei dazu hinreichen.

Man rechnet, daß ein Baum von 20 Zoll im Durchmeſſer jährlich 5 Pfund Zucker liefert, und es giebt Bäume, die dies 30 Jahre lang gethan haben. Nach ſechs- bis ſiebenjähriger Nutzung nimmt die Menge des Saftes ſogar zu; doch iſt er dann nicht mehr ſo zuckerreich, und der Ertrag bleibt ſich alſo ziemlich gleich. Die beſte Methode iſt, daß man mit einem großen Bohrer ein ſchräge hinaufgehendes Loch von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmeſſer und 2 bis 3 Zoll Tieſe macht, die gewöhnlichſte aber, daß man ihm einen

*) Ein Gallon enthält 213 Kubik-Zoll engliſch oder $194\frac{87}{100}$ Kubik-Zoll rheinländiſch alſo $2\frac{96}{100}$ beinahe drei, Berliner Quart. K.

breiten Hieb mit der Axt beibringt. Bäume, die auf die letztere Art behandelt werden, ſterben zwar weit ſchneller ab, man zieht aber doch dieſes Verfahren vor, weil der Saft dabei ſchneller ausläuft, und es dem Landmann, da das Anzapfen der Bäume zu Anfange des Frühjahrs geſchehen muß, wo er ohnedies ſehr beſchäftigt iſt, darauf ankommt, mit dem Zuckergeſchäfte nicht viel Zeit zu verlieren.

Auf dem Lande kennet man in Canada keinen andern Rohzucker als dieſen, und auch die Städter bedienen ſich deſſen am meiſten. Es wird in großen Brodten, das iſt, in der Form, die er von dem Gefäß annimmt, worin er eingekocht wird, von den Landleuten ordentlich zu Markte gebracht. Die Brodte haben eine ſehr dunkle Farbe, wenn aber der Zucker gerieben iſt, ſieht er heller aus, ziemlich wie weſtindiſche Muskowade. Der Ahornzucker läßt ſich auf die beim weſtindiſchen übliche Art vollkommen raffiniren, und er giebt dann den beſten Sorten, weder an Süßigkeit, noch an Geſchmack, noch an Anſehen etwas nach.

Hierüber hat der erſte Hoſpital-Arzt in Quebek, Doktor Nooth, eine Menge Verſuche angeſtellt, und zeigt, zur Ueberzeugung der unglaublichen Canadier, große Klumpen vor, die an einem und demſelben Stück den Ahorn-Zucker in verſchiedenen Stuffen der Raffinirung ſehen laſſen: der untere Theil iſt nemlich ein Stück brauner Rohzucker, der mittlere iſt ſchon gekörnt, und der obere ganz raffinirt *). Er hat zugleich berechnet, daß allein der Verkauf des Sirups die Koſten des Raffinirens decken würde. Die bisherigen Verſuche mit Manufakturen dieſer Art ſind zwar mißlungen, aber nur, weil ſie von Schwindlern ohne Kapital und Sachkenntniß angelegt wurden.

---

*) Nimmermehr! Hier iſt der Verfaſſer offenbar unrecht berichtet. Der Herausgeber.

Eben ſo klar iſt es wohl, daß auch für die erſte Arbeit mit großem Vortheil Manufakturen müßten angelegt werden können, und daß, bei einem zweckmäßigen Verfahren im Großen, der Ahornzucker bald ein wichtiger Ausfuhrartikel werden könnte. Hieran iſt um ſo weniger zu zweifeln, da jetzt ſchon einzelne Familien, die den Saft oft von einer ziemlichen Entfernung im Walde nach ihrer Wohnung hinſchaffen und ihn dort kochen, Zucker, der dem Weſtindiſchen an Güte gleicht, um einen weit geringern Preis zu Markte bringen. Wie viel Arbeit würde ſich durch eine geringfügige erſte Auslage nicht erſparen laſſen, wenn die Sache im Großen betrieben würde! Dieſe Angelegenheit iſt jetzt in den vereinigten Staaten mehr als in Canada zur Sprache gebracht; man hat dort die Schwierigkeit, Menſchen und Pferde ſo lange Zeit in den Wäldern zu unterhalten, als ein unüberſteigliches Hinderniß angeſehen, und vielleicht mit Recht, in Canada kann aber hievon gar nicht die Rede ſeyn. In dieſer Provinz giebt es, in verſchiedenen Gegenden, mehrere Strecken Ahorn-Land, jede von 5000 Morgen Landes, die, dieſes großen Umfanges ohnerachtet, in keinem Punkt mehr als 6 engliſche Meilen von einem volkreichen Dorfe entfernt ſind. Die ganze Arbeit, das Kochen mit eingerechnet, dauert 6 Wochen; welche Schwierigkeit kann es alſo haben, dieſe Zeit über Menſchen und Pferde mit Lebensmitteln zu verſorgen, und ihnen einige Hütten zu bauen? Den Saft von den Bäumen nach den Siedehäuſern hinzuſchaffen, iſt jetzt freilich ſehr mühſam, bei einem regelmäßigen Verfahren würde das aber weit weniger Arbeit erfordern. An verſchiedenen Stellen der Pflanzung müßten Siedehäuſer erbauet werden, und hiezu wären bloße Schoppen hinreichend: den aufgefangenen Saft könnte man in hölzernen Rinnen zu großen Behältern hinleiten und Wege durchhauen, damit die Karren mit

den Gefäßen leicht von einem dieſer Behälter zum andern kommen könnten; und wenn man vollends erſt ſo weit wäre, die Bäume nach der Schnur, in Reihen, gepflanzt zu haben, ſo würde Alles noch weit leichter ſeyn, und dieſe ganze Anlage würde fürerſt keine andre Auslage erfordern, als was die Anſchaffung der hölzernen Tonnen, Kübel, Rinnen und die kleinen Röhren koſten würden, welche, zu Abzapfung des Saftes, in die angebohrten Baumſtämme geſteckt werden.

Jetzt findet man in Canada nur hie und da mehrere Morgen Landes auf einem Fleck beiſammen, die ganz mit Zuckerahorn allein bewachſen ſind; gewöhnlich aber ſteht dieſer Baum mit andern vermiſcht, z. B. auf Einem Morgen unter vielen andern nur 30 bis 50 Ahornbäumer. In einer geringen Entfernung vom Strome kann man Tauſende ſolcher Morgen Landes für weniger als Einen Schilling den Morgen kaufen. Rechnet man nun auch nur 25 Bäume auf jeden Morgen, und auf jeden Baum 5 Pfd. Zucker jährlich, ſo laſſen ſich ſchon jetzt, auf einem Strich von 5000 Morgen, 5580 Cent. Zucker gewinnen. Ich ſage ſchon jetzt, denn die andern Bäume können doch nach und nach weggeſchaft und Ahorn an ihre Stelle geſetzt werden. In 20 Jahren iſt der Baum ſo weit, daß er ſeine 5 Pfd. Zucker giebt, und da er im Durchſchnitt 20 Jahre lang eine ſolche jährliche Ausbeute liefert, ſo hat man immer wieder einen zapfbaren Baum, wenn ein alter unbrauchbar geworden iſt.

Man macht übrigens aus dem Saft auch einen Eſſig, der dem beſten franzöſiſchen Weineſſig an Säure nichts nachgiebt, und der dabei einen viel angenehmeren Geſchmack hat. Auch giebt er Bier, das unſerm aus Malz bereiteten Biere um nichts nachſteht: endlich taugt er auch zu treflichem Brantwein.

Die Luft iſt in Unter-Canada ſehr rein, und das Klima, beſonders in dem gebirgigen Theil oſtwärts

von Montreal, ſo geſund wie das von Neu-England; nur in dem obern, weſtlichen Theile ſind intermittirende Fieber ſehr häufig, wie das faſt in allen Gegenden der vereinigten Staaten ſüdwärts von Neu-England, zwiſchen dem Ocean und den Gebirgen, der Fall iſt.

Die Extreme von Hitze und Kälte ſind in Unter-Canada außerordentlich; im Sommer ſteht das Thermometer oft auf 96° Fahrenh. und es vergeht ſelten ein Winter, wo nicht das Queckſilber ſelbſt gefriert. Dagegen weiß man hier nichts von jener ſchnellen Veränderung in der Temperatur der Luft, die in den vereinigten Staaten ſo gewöhnlich und der Geſundheit ſo nachtheilig iſt. Die unangenehmſte Zeit iſt vom Anfang Novembers an, bisweilen auch ſchon am Ende Octobers, wenn es anfängt zu ſchneien. Dann iſt die Luft kalt und rauh, der Himmel trübe, und es vergehn ſelten 2 Tage ohne Schnee oder Hagel. Am Ende der erſten oder zweiten Woche des Dezembers ſind aber gewöhnlich die Wolken verſchwunden, der Froſt ſtellt ſich ein, und der Himmel glänzt Wochenlang ununterbrochen im ſchönſten Blau, ohne von einem Wölkchen getrübt zu werden. Der Januar iſt der kälteſte Monat, und da giebt es allemal einzelne Tage, wo man ohne Gefahr ein Gliedmaaß zu erfrieren, in freier Luft nicht ausdauern kann. Dergleichen vorzüglich kalte Tage folgen aber nicht unmittelbar auf einander, ſondern dazwiſchen iſt oft das Wetter ſo gelind, daß man in den Mittagsſtunden, wenn man ſich in freier Luft bewegt, den dicken Pelz ablegen kann, den man ſonſt außer dem Hauſe immer trägt.

Die Furcht vor einem hieſigen Winter, die niemand zu verargen iſt, der keine ſtrengere Kälte kennt, als wir in England haben, verliert ſich übrigens, wenn man ihn nur erſt Einmal mitgemacht hat, und man begreift alsdann, wie es zugeht, daß die Einwohner dieſe Jahreszeit allen übrigen vorziehn. Zuerſt weiß man

ſich

ſich gegen die Kälte gar treflich zu ſchützen. In groſſen Häuſern hat man vier bis fünf Oefen auf dem Flur und in den untern Zimmern, und aus dieſen Oefen ſind Röhren in verſchiedenen Richtungen durch die oberen Zimmer geführet. Außerdem findet man häufig in den unteren Zimmern noch Kaminfeuer, aber mehr um des behaglichen Anblicks als der Wärme wegen. Man hat ferner durchgehends doppelte Thüren, und in freiſtehenden Häuſern auch doppelte Fenſter, und zwar nicht, wie in England, Aufſchiebe, ſondern ſogenannte deutſche oder Flügel-Fenſter, welche im Winter die Kälte beſſer abhalten, und im Sommer mehr Luft hineinlaſſen als die engliſchen. Ins Freie hinaus geht niemand ohne vom Kopf bis zum Fuß in Pelz gehüllt zu ſeyn: die Mütze bedeckt Ohren und Nacken völlig und läßt vom Geſicht nur Augen und Naſe frei; der dicke und weite Pelzmantel ſchützt den ganzen Leib, und außerdem trägt man noch einen Muff und Schuhe und Handſchuhe von Pelzwerk. Dann aber, und das iſt die Hauptſache, iſt der Winter die eigentliche Zeit des Vergnügens. Das helle Froſtwetter hat ſich kaum eingeſtellt, ſo läßt man alle Gedanken an Geſchäfte fahren, und Jedermann geht nur ſeinem Vergnügen nach. Man ladet ſich einander ein, und bringt den Tag mit Muſik, Tanz, Kartenſpiel und allerhand geſelligen Freuden hin. Man beſucht ſeine entfernten Freunde zu Schlitten, welches eine angenehme und unglaublich ſchnelle Art zu reiſen iſt, indem man, ohne Pferde zu wechſeln, leicht achtzig Meilen an einem Tage machen kann. Die hieſigen Schlitten ſind auf zwei Perſonen und den Kutſcher eingerichtet; man ſpannt gewöhnlich nur Ein Pferd vor, und wenn man zwei nimmt, ſo gehen ſie hinter einander. Der Form und Verzierung nach kann ein Schlitten von dem andern auf tauſendfältige Art verſchieden ſeyn, und darinn ſucht es hier zu Lande einer dem andern zuvorzuthun.

Im allgemeinen giebt es zwei Arten davon, offene und bedeckte. Beide gehen auf eiſernen Kuffen; der Kaſten gleicht bei der andern einem Bauerwagen, aber mit einem Verdeck von Pelzwerk, welches letztere die Kälte wirkſamer als jede andre Decke abhält. Dergleichen bedeckte Schlitten werden jedoch nicht anders als zu Abendpartien gebraucht: denn beim Schlittenfahren iſt es eine Hauptſache, daß man frei um ſich ſehen und auch ſelbſt geſehen werden könne, und deshalb erſcheinen die Damen dabei immer in ihren prächtigſten Pelzkleidern. Da der Schlitten im Lauf gar kein Geräuſch macht, ſo hat man, um Unglück zu verhüten, entweder ein Geläut am Geſchirr oder einen blaſenden Vorreiter. Dies und die ſehr ſchnelle Bewegung erheitert ungemein, und man ſieht in einem Schlitten ſelten ein trübes Geſicht. Die Canadiſchen Pferde ertragen die ſtrenge Kälte auf eine bewundernswürdige Art. Zu einer Zeit, wo der Branntwein friert, können ſie ſtundenlang ohne Decke in freier Luft ſtehn, und ſpringen doch, wenns weiter geht, ſo munter als mitten im Sommer. Nicht ſo unempfindlich gegen die Kälte ſind die andern Hausthiere. Dieſe ſperrt man den Winter hindurch ſämmtlich, das Federvieh mit eingeſchloſſen, in einen einzigen großen Stall, damit ſie einander warm halten, und damit man den Winter über nicht mehr als nöthig durchzufuttern braucht, ſo ſchlachtet man gewöhnlich beim Eintritt des Froſtes ſo viel großes und kleines Vieh, als man bis zum Anfang des Frühlings zu verzehren gedenkt. Das Fleiſch wird in die Erde vergraben, mit Schnee bedeckt, und wenn man etwas davon bedarf, einzeln hervorgeholet; eben ſo vergräbt man auch Gartengewächs und es hält ſich den ganzen Winter hindurch ſehr gut. Auf den Märkten iſt deshalb auch im Winter alles vollauf und ſehr wohlfeil, denn die Bauern haben außer den Marktfuhren nichts zu thun;

von ihren Vorräthen kann ihnen weder da, wo ſie ſolche aufbewahren, noch auf dem Wege nach der Stadt etwas verderben, und ſo ſtrömen ſie, wohl verſehen, auf ihren Schlitten in großer Anzahl herbei.

Der Winter währt in Quebek und in den öſtlichen Gegenden wohl drei Wochen länger als in Montreal und weiter weſtwärts. Am Ende des April, bisweilen auch erſt im Mai, fängt es an zu thauen, aber ſehr raſch. Der Schnee verſchwindet bald; aber lange währt es, ehe die ungeheuren Eisklumpen in den Strömen ſchmelzen. Der Anblick, den der Lorenzſtrom um dieſe Zeit darbietet, iſt furchtbar. Zuerſt fängt das Eis an zu platzen, mit einem Knalle, der einem Kanonenſchuſſe nichts nachgiebt. Dann, wenn das Waſſer durch den geſchmolzenen Schnee anſchwillt, bricht es und ſtrömt, mit ſchrecklichem Ungeſtüm, den Fluß hinunter. Durch die Inſeln und an den ſeichten Stellen wird es aber in ſeinem Laufe öfters aufgehalten, und wenn erſt Eine große Scholle feſt ſitzt, treiben andere daran und es werden oft ungeheure Haufen über einander gethürmt, die mehrere Ellen hoch über dem Waſſer hervorragen. Bisweilen löſt der Wind dieſe Eisberge von den Inſeln oder Felſen, an denen ſie ſich anſammeln, ab, und treibt ſie in einer feſten Maſſe den Strom hinunter; ſtoßen ſie auf ihrem Wege gegen einen Felſen längs der Küſte, ſo iſt das Krachen fürchterlich. Bisweilen bleiben ſie da ſtehn, wo ſie ſich feſtgeſetzt haben und ſperren die Schiffahrt auf dem Strom noch Wochenlang, wenn ſchon auf dem Lande keine Spur vom Froſt mehr zu ſehen iſt. Dabei reichen große Eisſchollen oftmals ſo weit über den Fluß hinüber und ſind ſo haltbar, daß die Leute welche in Kähnen überſetzen, ſich nicht etwa die Mühe geben ſie zu umfahren, ſondern ſie legen am Eiſe an, ſteigen aus, ziehen ihre Kanots hinüber und ſchieben ſie auf der andern Sei-

te wieder ins Waſſer. So lange noch Eis im Strom iſt, fährt kein Schiff hinauf oder hinunter, denn eine ſolche Eismaſſe iſt eben ſo gefährlich als ein Fels.

Sobald der Winter vorüber iſt, ſind die Fortſchritte der Vegetation ſchnell. Kaum iſt der Frühling erſchienen, ſo iſt auch ſchon der Sommer da. In wenigen Tagen ſind die Felder mit dem reichſten Grün bedeckt und die Bäume belaubt; die Gartenfrüchte folgen einander ſehr raſch, und das Korn welches im Mai geſäet iſt, giebt ſchon am Ende des Juli eine reiche Ernte. Dieſe Jahreszeit mit ihrer ſchönen Miſchung von Frühling und Sommer, iſt über alle Beſchreibung angenehm. Die Natur erſcheint in ihrem heiterſten Kleide, und dabei iſt die Hitze niemals drückend, das Thermometer ſteigt ſelten über 84° Fahrenh. Im Juli und Auguſt wird das Wetter wärmer, und es giebt einige unerträglich heiße Tage; das Thermometer ſteigt bis 96°. Doch iſt hierinn ein Jahr von dem andern ſehr verſchieden. Die ganze Zeit über, während ich im Lande war, ſtand es nie über 88 und den größten Theil des Juli und Auguſt nur auf 80; ja es ſtieg zwiſchen Quebek und Montreal viele Tage lang nicht über 65. Auch der Herbſt iſt eine ſehr angenehme Jahreszeit in Canada.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Landeigenthum in Canada. — Vergleichung dieſer Provinz und der vereinigten Staaten für die, welche nach Amerika auswandern. — Reiſe nach Stoneham Township bei Quebek.

Quebek.

Alles Land in Canada, welches zur Zeit der franzöſiſchen Regierung angebaut war, oder damals ver-

liehen wurde, gehört zu gewiſſen Herrſchaften (Seigneuries) welche zwar ſehr groß ſind, aber doch dem Beſitzer kein übermäßiges Einkommen gewähren. Dieſes entſteht ihm aus den Laudemien, welche auf ſeinem Gebiet die Bauern, als Vaſallen, bei jeder Veränderung des Eigenthums entrichten müſſen, zum Beiſpiel: wenn einer bei Lebzeiten ſeinen Hof unter ſeine Söhne vertheilt, oder wenn ein anderer als ſein leiblicher Sohn ihm auf ſeinem Erbe folgt, oder auch wenn neues Land an Vaſallen ausgegeben wird, und ferner aus dem Ertrag der Mühlen, die dem Grundherrn gehören, der damit ein oft ſehr läſtiges Zwangsrecht über die Vaſallen ausübt. Dieſe Rechte der Grundherren, beſonders was die Größe der Laudemien betrifft, ſind keineswegs ſo genau feſtgeſetzt, daß nicht die geldgierige Willkühr einen ſehr freien Spielraum hätte. In der erſten Provinzialverſammlung ſetzten einige engliſche Mitglieder von ausgezeichneten Talenten ſehr deutlich auseinander, wie billig und zugleich wie klüglich gehandelt es ſeyn würde, die Dienſte ſowohl als die Abgaben, welche Vaſallen dem Grundherrn zu leiſten hätten, genau zu beſtimmen und öffentlich bekannt zu machen; allein die franzöſiſchen Mitglieder, von denen viele ſelbſt Grundherren waren, hielten es für vortheilhafter, wenn ihre Rechte noch ferner unbeſtimmt blieben, und ſo fiel der Antrag durch. Dies mag wohl die vornehmſte Urſache ſeyn, warum, ohnerachtet ſchon mehrere dieſer Herrſchaften in den Händen der Engländer ſind, man dennoch faſt gar keine engliſche Bauern darauf antrifft, ſondern dieſe ſich neues Land von der Krone geben laſſen, ſo ſonderbar man auch in dieſer Provinz hiebei verfährt. Der zu jenen alten Herrſchaften gehörige Grund und Boden iſt nemlich das einzige Landeigenthum in Canada, wozu man einen unbeſtreitbaren und völlig ſichern Beſitztitel hat: denn ſie wurden den Ei-

genthümern, mit allen daran hangenden Rechten und Obſervanzen, vermittelſt der Quebekbill förmlich zugeſichert; dagegen ſeit der Eroberung bis jetzt ein Jeder, der bei der Krone um neues Land einkommt, nur vom Gouverneur ein Certiſicat ſeiner Beſitznehmung oder einen Erlaubnißſchein ſich dort anzubauen erhält; ein förmliches Inſtrument aber, worin der Beſitztitel klar ausgedrückt wäre, iſt noch niemals ausgefertigt worden. Auf dieſe Art iſt dies nur ein prekärer Beſitz; denn wenn es einem Gouverneur einfiele, dieſe Grundſtücke im Namen der Krone zu reklamiren, ſo brauchte er dies nur öffentlich zu erklären, und alle Anſprüche der Inhaber wären durch dieſe bloße Erklärung auf Einmal vernichtet. Daher kommt es denn, daß unter allen, die es ſich beträchtliche Summen haben koſten laſſen, Townſhips (Strecken wüſten Landes, gewöhnlich 10 Meilen ins Geviert) anzukaufen und die erſten Arbeiten darauf verrichten zu laſſen, noch nicht Einer auch nur einen einzigen Morgen Landes zur Schadloshaltung für ſeine Koſten hat verkaufen können; weil beim Verkauf Niemand einen Grundbrief aufweiſen und alſo ſeinen Käufer nicht ſicher ſtellen kann. Zwar iſt allen Inhabern ſolcher Townſhips von Seiten der Regierung verſprochen, daß ſie ihre Inſtrumente erhalten ſollen, auch ſind ſie überzeugt, daß dies früher oder ſpäter wirklich geſchehen wird, bis jetzt aber haben ſie noch vergeblich darauf gewartet.

Man hat verſchiedene Urſachen angegeben, welche die Regierung zu dieſem Verfahren bewogen haben könne. Unter andern hat man vermuthet, ſie wolle dadurch verhindern, daß in Canada die Spekulazionen und das Spiel mit Ländereien nicht ſo hoch ſteigen ſolle als in den vereinten Staaten. Man weiß was dort mit dieſem Spiele für Schwindeleien und Betrügereien getrieben worden ſind, wie mancher ſchon dadurch ruinirt worden iſt, und in der Folge noch

ruinirt werden wird. Diejenigen, welche auf dieſe oder jene Weiſe zum Beſitz ungeheurer Striche wüſten Landes gelangt waren, veranſtalteten auf den Märkten erdichtete Nachfragen nach Land, wodurch der Preis ſehr weit über den innern Werth ſtieg und nahmen dann die Gelegenheit wahr, das ihrige mit übermäßigem Vortheil zu verkaufen. Bei dieſem Handel ſind oft 3 Millionen Morgen in der Hand eines einzigen Mannes geweſen, ja es giebt einzelne Fälle, daß Leute auf dieſe Weiſe 6 Millionen beſeſſen haben. Auf dieſem Wege hat mancher einen ungeheuern Reichthum zuſammengehäuft, das Beiſpiel hat gereizt, und viele haben den Verſuch gemacht Land im Großen zu kaufen, und es zu kleinern Theilen um einen ſehr erhöhten Preis loszuſchlagen. Durch dieſen Handel iſt der Nominalwerth der Grundſtücke ſo hoch geſtiegen, daß große Landſtriche, wo vor zehn Jahren der Morgen für wenig Pence verkauft worden war, unlängſt einen Dollars und mehr der Morgen galten, eine Steigerung im Preiſe, den die zunehmende Bevölkerung allein gewiß nicht veranlaßt haben würde. Grundſtücke gingen wie Waaren durch ein Dutzend Hände, ehe das geringſte zu Urbarmachung derſelben geſchehen war; und vielleicht ohne daß einer von den Beſitzern je auf 500 Meilen weit wirklich in der Nachbarſchaft geweſen wäre, dagegen der endliche wirkliche Anbauer oft des Wuchers wegen, den die frühern Verkäufer damit getrieben hatten, für ſeinen kleinen Fleck oft einen übermäßigen Preis bezahlen mußte *). Ohne

*) Im Anfang des Jahrs 1796 war dieſes Spiel aufs höchſte geſtiegen, und der durch ſeine Klugheit ſich ſo ſehr auszeichnende General Washington, welcher einſah, daß der eingebildete Werth der Grundſtücke nun in vielen Jahren nicht höher würde ſteigen können, bot damals alle ſeine Ländereien, Mount Vernon ausgenommen, zum Verkauf aus. Der Erfolg zeigte wie richtig er gerechnet hatte. Am Ende des Jahres mußte einer von den größten Landhändlern ſich aus dem Staube machen, dieſer Han-

Zweifel entſtehen aus dergleichen Spekulationen, wenn ſie auf dieſe Art und ſo hoch getrieben werden, große Uebel für die bürgerliche Geſellſchaft, und es war alſo wohlgethan, daß die Regierung dieſem Uebel in Canada zuvorzukommen ſuchte. Da aber die Veranlaſſung dazu blos darinn liegt, daß einzelnen Perſonen große Strecken wüſten Landes verliehen werden, ohne daß man ihnen die geringſte Verpflichtung auferlegt, es wirklich anzubauen; ſo hätte man, ohne zu einer ſo harten Maaßregel zu ſchreiten, welche Mißtrauen erregt und den Landbeſitzer hindert irgend etwas zur beſſern Benutzung ſeiner Grundſtücke zu thun, dem Uebel entweder durch Beſchränkung der auszugebenden Beſitzungen auf eine beſtimmte Morgenzahl, oder, durch zweckmäßige Klauſeln in den Lehnsbriefen zuvorkommen können. Das letztere Mittel iſt auch der Aufmerkſamkeit der Regierung nicht entgangen; es wird in jedem Erlaubnißſchein zur Bedingung gemacht, 40 Pflanzer auf die Townſhip anzuſetzen; allein die Klauſel iſt unzulänglich, weil darin keine beſtimmte Friſt angegeben iſt. Andere meinen, man holte die Beſitztitel zurück, um die Auswanderung der Royaliſten und der andern kürzlich aus den vereinigten Staaten eingewanderten Amerikaner zu verhindern. Man hat dieſen Leuten nicht nur Townſhips, ſondern auch kleinere Grundſtücke, beſonders in Ober-Canada, bis auf 100 Morgen herunter gegeben; ſie haben ſie in guten Stand geſetzt, und ſind nun, wie man meint, deſto feſter an dieſelben gebunden, wenn ſie nicht die Arbeit mehrerer Jahre, ohne die geringſte Schadloshaltung im Stich laſſen wollen. Allein die Royaliſten, die von ihren ehemaligen Mitbürgern vertrieben worden ſind, würden wohl in jedem Falle bleiben;

del erlitt einen tödtlichen Stoß, Bankerotte gingen wie Lauffeuer durch alle große Städte, und Leute welche angefangen hatten Palläſte zu bauen, mußten ſich bequemen im Gefängniß zu logiren.

und auch die andern muß daſſelbe Intereſſe, welches ſie nach Canada geführt hat, auch dann noch, wenn ihre Grundſtücke ein disponibles Eigenthum wären, in dieſer Provinz zurück halten. In Canada iſt nemlich das Land noch immer wohlfeiler als in den vereinigten Staaten, und wird es noch lange bleiben, weil deſſen, in Verhältniß gegen die jetzigen Einwohner, noch weit mehr vorhanden iſt. In den vereinigten Staaten bekommt man jetzt nirgend Land ohne Bezahlung, und wo der Boden gut iſt, und ſchon einige Niederlaſſungen vorhanden ſind, geht der Preis für ſo viel Land, als zu einem mäßigen Bauergut erfordert wird, ſchon in die Hunderte von Dollars. In Canada hingegen braucht man ſich nur an die Regierung zu wenden, und bekommt nach Ablegung des Unterthaneneides ſogleich hundert Morgen des beſten Landes in der Nähe anderer Niederlaſſungen umſonſt. Jene Beſorgniß iſt auch um deswillen ganz unnöthig, weil, wenige einzelne Menſchen aus den Städten ausgenommen, kein Canadier (die doch durch Mangel an Befugniß, über ihr Eigenthum zu disponiren, nicht gebunden ſind) nach den vereinigten Staaten auswandert, dagegen jährlich eine Menge von Menſchen aus dieſen nach Canada einwandern. Dies letztere würde noch viel häufiger geſchehen, wenn jenes ſeltſame Syſtem nicht Statt fände; denn es kommen jährlich ſehr viele von dorther auf Kundſchaft, und gehen blos deshalb ganz verdrießlich zurück, weil ſie nicht einmal für baares Geld Land als vollkommenes Eigenthum erhalten können. Eine andere Erklärung jener Maaßregel der Regierung iſt, daß man dadurch die Einwohner überhaupt und beſonders die eingewanderten Amerikaner, gegen die man, trotz ihres Huldigungseides, immer noch argwöhniſch iſt, deſto ſicherer im Zaum zu halten glaubt. Ich ſehe aber nicht ein, warum man dieſe Leute, denen man ja gar keine Ländereien einzuräumen nöthig hatte, hereinließ,

wenn man ihnen nicht trauen wollte, und noch weniger ſehe ich ein, warum man dieſelbe harte Maaßregel auf die alten Unterthanen ausdehnt, die dem Mutterlande unter den größten Verſuchungen zur Empörung treu geblieben ſind? Oder, glaubt man, daß, weil die Amerikaner ſich ehedem, zur Zeit einer ſchändlichen Bedrückung, empört haben, ſie auch dann zum Aufruhr geneigt ſeyn würden, wenn man ſie noch unabhängiger machte als ſie jetzt ſchon ſind? ſo dünkt mich das eben ſo lieblos als unſtatthaft geurtheilt; ganz im Gegentheil wäre es, meines Erachtens, das ſicherſte Mittel, ſowohl ſie als die andern Unterthanen noch treuer und anhänglicher zu machen, wenn man ihnen den Beſitzſtand ihres Eigenthums unwiederruflich zuſicherte; denn alsdann würde zwiſchen dem Zuſtande der Eingeſeſſenen von Canada und der Bürger in den vereinigten Staaten keine ſo verhaßte Parallele gezogen werden können als jetzt, alle weſentliche Rechte und Freiheiten wären nun hier eben ſo unbeſchränkt als dort, und dieſe eigennützigſten aller Menſchen würden gewiß an keine Empörung denken, wo nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren wäre.

Wie ſehr dieſe Maaßregel die Kultur des Landes im Vergleich mit den angrenzenden Staaten zurückhält, iſt augenſcheinlich, und faſt eben ſo gewiß iſt es, daß, wenn man hierin zweckmäßige Anordnungen träfe, das Land in kurzem eine ganz veränderte Geſtalt gewinnen, und ſich ſo ſchnell aufnehmen würde, als kein Theil von Nordamerika ſich rühmen kann. Die Einwanderungen aus den vereinigten Staaten ungerechnet, iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß alsdann viele von denen, welche Großbritannien und Irland verlaſſen, ſich lieber hier, als in den vereinigten Staaten anſiedeln, und daß dem Mutterlande nicht mehr, wie es jetzt der Fall iſt, Tauſende von ſchätzbaren Bürgern

jährlich entzogen werden würden. Welches ſind denn die großen Vortheile, um derentwillen man aus Großbritannien nach den vereinigten Staaten zieht? Wenn wir Herrn Cooper hören, der immer angeführt wird, wo von dieſer Sache die Rede iſt, und der allerdings, im Ganzen genommen, die beſte Autorität ſeyn mag, ſo laufen ſie darauf hinaus: „daß die Regierung gut und populär „iſt, daß die Abgaben mäßig ſind und man von Zehn„ten und Acciſe nichts weiß, daß man ſich um die Re„ligion eines Menſchen gar nicht und um ſeine po„litiſchen Meinungen ſehr wenig bekümmert, daß das „gemeine Volk nicht ſo verderbt iſt, und man den widri„gen Kontraſt nicht kennt, den der höchſte Grad des „Elends, und die damit verbundene Niederträchtigkeit „unmittelbar neben der ausgelaſſenſten Verſchwendung „und der thörichteſten Pracht bildet; und endlich, was „die Hauptſache iſt, daß jeder, der ſich in Amerika nie„derläßt, nicht im mindeſten ſorgen darf, wie er ſeine „Kinder ernähren will, oder wie ſie in der Folge durch„kommen möchten.“ Ein Jeder, der die vereinigten Staaten bereiſet hat, muß geſtehen, daß in der vorſtehenden Stelle Herr Cooper ſehr parteiiſch ſpricht, daß das, was er von Sittlichkeit und guter Ordnung ganz allgemein behauptet, höchſtens nur von den Bewohnern der kultivirteſten Gegenden des Landes gilt; daß über politiſche Gegenſtände nirgends ſo heftig und ſo bitter geſtritten wird, und daß der Parteigeiſt nirgends wüthender iſt als dort unter allen Ständen. Um Sittlichkeit und Mäßigung ſteht es in Canada ſicherlich weit beſſer. Und wenn wir auf den Punkt ſehen, auf welchen er das größte Gewicht legt, „leichte und ſichere Befriedigung aller phyſiſchen Bedürfniſſe“, ſo iſt unſtreitig Canada, ſobald es dort ein ſicheres Landeigenthum geben wird, ein weit beſſerer Zufluchtsort als die vereinigten Staaten. Hier iſt das Land wohlfeil und

im Steigen begriffen, welches in den vereinigten Staaten auf lange Zeit unmöglich iſt; hier finden junge Leute, die eine Kunſt oder ein Geſchäft, welches in Amerika betrieben werden kann, verſtehen, weit mehr Aufmunterung: hier iſt bei dem niedrigen Preiſe der erſten Bedürfniſſe, auch die erſte Auslage eines Pflanzers weit geringer, und ein Mann von mäßigem Vermögen kann alſo beſſer für ſeine Familie ſorgen und aller Aengſtlichkeit ihrentwegen eben ſo vollkommen überhoben ſeyn als in den vereinigten Staaten. Die Abgaben ſind ſehr gering; an Religionshaß oder Druck iſt hier, wo alle Parteien einander völlig gleich ſind, gar nicht zu denken. Nur in dem einzigen Falle, der aber vielleicht in der ganzen Provinz nicht exiſtirt, daß ein Diſſenter Grundſtücke inne hätte, welche zu franzöſiſchen Zeiten den Zehnten entrichtet haben, müßte dieſer ihn auch an die biſchöfliche Kirche entrichten, und nächſt dem auch noch den Geiſtlichen von ſeiner eigenen Konfeſſion bezahlen, welches letztere indeß in ganz Amerika überall geſchieht. Es giebt aber außerdem noch einen andern Umſtand, der für einen engliſchen Emigranten von Wichtigkeit ſeyn und ihn für Canada entſcheiden muß, und das iſt der, daß er ſich hier unter ſeinen Landsleuten befinden kann. Herr Cooper ſelbſt räth ſeinen Freunden, ſich da niederzulaſſen wo ſie einige Engländer in der Nähe haben, ohne Zweifel um in ihrer Geſellſchaft deſto weniger von der peinlichen Erinnerung gequält zu werden, daß ſie ihrem Vaterlande ganz entſagt und ſich unter ein praleriſches, unwiſſendes und anmaßendes Volk begeben haben. In Canada, und beſonders in Unter-Canada, in der Gegend von Quebek und Montreal, wird ein engliſcher Koloniſt immer mitten unter Landsleuten ſeyn, und überdies das tröſtliche Gefühl haben, daß er ſeinem Vaterlande nicht ganz entſagt hat, ſondern ſich immer noch unter dem Schutze deſſelben befindet, und auch ſeiner-

ſeits zum Wohlergehen deſſelben beiträgt. Alles zuſammengenommen kann alſo einem Engliſchen oder Irländiſchen Koloniſten kein Theil von Amerika ſo gut behagen, als Canada und beſonders die Gegend um Montreal und Quebek, und in der Nähe jeder von dieſen Städten, innerhalb eines Kreiſes von 20 Meilen, iſt noch für mehrere Tauſende neuer Einwohner Raum genug.

In Verbindung mit dem bisher geſagten kann ich nicht umhin einer kleinen Reiſe zu erwähnen, die ich mit meinen Gefährten und einigen Bekannten nach einer neuen Anlage in der Gegend von Quebek gemacht habe. Wir reiſten zu Wagen, folgten, nur mit kleinen Abweichungen, dem Laufe des St. Charlesfluſſes und kamen ſo an den See gleiches Namens etwa 12 Meilen von Quebek. Der Fluß kommt aus dieſem See, und ergießt ſich bei Quebek in das Baſſin. Er iſt an ſeiner Mündung zwar 90 Fuß breit, aber doch, der vielen Felſen und Waſſerfälle wegen, ſelbſt für Boote nicht weit ſchiffbar. Sein Lauf iſt ſehr unregelmäßig: es giebt Stellen, wo er faſt ſtill zu ſtehen ſcheint und an andern rauſcht er in einem tiefen Felſenbett ſehr ungeſtüm fort. Er macht ſehr romantiſche Anſichten, beſonders in der Nähe von Lorette, einem Huronendorf, wo er erſt eine ſchöne Kaskade über eine Felſenſchicht bildet, und dann, von hohen ſchlanken Bäumen beſchattet, ſich durch einen tiefen Grund windet. Der Weg von Quebek nach dem See iſt ſehr angenehm. In der Nähe der Stadt, wo es viel Anlagen giebt, iſt das Land ſehr gut angebaut; je weiter man ſich aber von ihr entfernt, deſto ſparſamer werden die Plantagen, und die Gegend hat daher ein wilderes Anſehen. Auf einem Hügel, etwa eine halbe Meile vom See, von wo man auf dieſen und die anliegende Gegend eine ſchöne Ausſicht hat, ſieht man nur noch 5 bis 6 Häuſer und jenſeits derſelben ſtößt man auf gar keine

Anlage mehr bis Stoneham Townſhip, welches diejenige iſt, von der ich Sie eben unterhalten will. Am See warteten unſer ſchon zwei Kähne, auf denen wir uns einſchifften. Der See iſt etwa $4\frac{1}{2}$ Meilen lang und $\frac{3}{4}$ Meilen breit, und beſteht aus zwei faſt gleich groſſen Waſſerſtücken, die durch einen engen Kanal mit einander verbunden ſind. Auf dem untern Theil iſt die Ausſicht nicht ſonderlich, deſto mahleriſcher aber auf dem obern, beſonders gleich nachdem man durch den Kanal gekommen iſt. Hier liegen große Felſenblöcke in dem See umher, und auf der einen Seite ſieht man dicht am Waſſer, ſo weit das Auge reicht, Bäume und Felſen in der ſchönſten Miſchung untereinander ſtehen. Die Ufer ſind ſteil, mit überhangenden Bäumen reich verziert, und da einige kleine Vorgebirge das Ende des Sees verdecken, ſo hält man das Waſſerſtück für weit größer als es wirklich iſt. Gegen das obere Ende zu wird die Ausſicht durch eine Reihe blauer Hügel begrenzt, die in einiger Entfernung über die Gipfel der Bäume hervorragen. Wenn hier einige Meierhöfe angelegt würden, ſo daß man ſie von dem See aus ſehen könnte, ſo müßte das ein entzückender kleiner Fleck werden. Die mittlere Tiefe des Waſſers iſt 8 Fuß, es iſt klar, und da ſich einige kleine Bäche in den See ergießen, welche wieder erſetzen, was durch das Ausſtrömen des Charlesfluſſes verloren geht, ſo iſt es immer in Bewegung, es hat aber keinen angenehmen Geſchmack, welches man den Waſſerpflanzen zuſchreibt, die auf dem Grunde an vielen Stellen wuchern.

Wir landeten am obern Ende, gingen etwa eine halbe Meile über eine öde kahle Niederung und lenkten dann in den Wald. Hier fanden wir bald einen neu durchgehauenen Weg, dem wir ein oder zwei Meilen folgten, und dann durch eine Oeffnung zwiſchen den

Bäumen die niedliche kleine Anlage zu Geſicht bekamen.

Das weiß angeſtrichene Wohnhaus nebſt den Wirthſchaftsgebäuden liegt auf einer kleinen Erhöhung; unten am Abhang derſelben ſteht die Scheune, die größte die mir in Canada vorgekommen iſt, mit einem Viehhof ganz nach engliſcher Art. Hinter der Scheune iſt ein niedlicher Garten angelegt, längs welchem ein Bach vom klarſten Waſſer über ein Kiesbett rinnt, der den größten Theil des Jahres hindurch tief genug iſt, um ein großes Kanot zu tragen. Vor dem Hauſe befindet ſich ein ſchöner Raſenplatz, mit Gruppen von Tannen bepflanzt, und in der Nähe etwa 60 Morgen urbar gemachtes Land. Sie wiſſen, daß man in Amerika gewöhnlich nur das Strauchwerk und die kleinen Bäume ausgräbt, die großen aber zwei Fuß hoch über dem Boden abhaut, da dann die Stubben in ſechs bis zehn Jahren verfaulen; bis dahin pflügt der Landmann dazwiſchen durch, ſo gut er kann oder gräbt auch, da wo ſie allzu dicht ſtehen, das Erdreich mit Spaten und Hacke um; hier aber waren alle Bäume mit den Wurzeln ausgegraben. Dies iſt für die meiſten, die neues Land anbauen, viel zu koſtbar, es iſt auch noch nicht ausgemacht, ob es die Koſten lohnt: aber es giebt dem Lande ein bei weitem beſſeres Anſehen. Noch fand ich hier etwas in Amerika ſehr ungewöhnliches. Man hatte nämlich an dem Hauſe anſehnliche Gruppen von Bäumen ſtehen laſſen, und jedes Feld war mit Bäumen umgeben, um das Getreide vor Sturmwinden zu ſchützen. Der Anblick einer ſo wohl eingerichteten Anlage mitten im Walde war unbeſchreiblich angenehm; aber nicht weniger verdiente die Oekonomie derſelben geprieſen zu werden. Die Felder, die nett eingezäunt und mit Gatterthüren verſehen ſind, werden ganz nach Norfolkiſcher Methode bewirthſchaftet, und haben bisher in jeder Getreideart die reich-

lichſten Ernten gegeben: auf dem Viehhofe befand ſich das ſchönſte Rindvieh, das man nur ſehen kann, und die Molkenkammer lieferte trefliche Butter und viel ſchönen Käſe. Außer dem Wohnhauſe ſahen wir hie und da Blockhäuſer, für die Leute die das Feld beſtellen. Sie ſchienen alle mit ihrer Lage ſehr zufrieden zu ſeyn; ſelbſt die, welche erſt kürzlich aus England gekommen waren, klagten nicht über das Klima. Sie verſicherten mich, ſie wären ſeit ihrem Hierſeyn vollkommen geſund geweſen, und die ſtrenge Winterkälte habe ihnen keine Beſchwerden verurſacht.

Dieſe Anlage, nebſt der Townſhip zu der ſie gehört, iſt das Eigenthum eines Geiſtlichen, der ſonſt in Quebek wohnte. Die Townſhip hat zehn Meilen ins Geviert, und fängt da an, wo die entlegenſte unter den alten Herrſchaften (Seigneuries) endigt, 18 Meilen von Quebek; aber ohnerachtet dieſer geringen Entfernung von einer ſo großen Stadt, war doch die Gegend ſo gut als noch gänzlich unbekannt, als der jetzige Beſitzer ſich vor fünf oder ſechs Jahren mit einigen Freunden und einer Partei Indianer aufmachte, um das Land zu unterſuchen. Sie fanden hier den Boden überaus ergiebig, Bauholz im Ueberfluß, und die Gegend angenehm von Flüſſen und Bächen durchſchnitten, mit unter ſchöne Seen, und eine reizende Miſchung von Hügeln und Thälern. Da überdies die alten Niederlaſſungen, durch welche die Landſtraße geht, nur 6 Meilen von dieſer hier entlegen ſind, und man alſo nicht weit bis Quebek hat, wo ein guter Markt und gute Geſellſchaft iſt; ſo war dies ein vortreflicher Fleck zu einer neuen Niederlaſſung. Der jetzige Eigenthümer erbat ihn ſich von der Regierung; das Land ward aufgenommen, die Townſhip abgeſteckt, und ihm, jedoch auch nicht anders als vermittelſt eines Certifikats, zugetheilt.

Andere, welche die ſchöne Einrichtung dieſer Anlage und den treflichen Boden in dieſer Gegend kennen lernten, hielten um die zunächſt gelegenen Townſhips an; doch iſt vor der Hand noch auf keiner zu einer Niederlaſſung Anſtalt gemacht, und es dürfte auch wohl nicht eher geſchehen, bis die Eigenthümer förmliche Grundbriefe erhalten.

Möchte dies nur bald durchgängig geſchehen; dann würden dieſe ſchönen Provinzen bald ganz bekannt, ſchnell bevölkert, und in aller Rückſicht für Großbritannien ſo wichtig, ihre Einwohner ſo glücklich werden als Boden, Klima und ſo viele andere natürliche Vorzüge es ihnen ſichern. Wenn Canada an Bevölkerung und Wohlſtand gewinnt, ſo wird auch die Nachfrage nach engliſchen Waaren ſtärker, und der Handel zwiſchen Canada und Weſtindien wird ebenfalls lebhafter werden, und mehr brittiſche Schiffe beſchäftigen; bald würde die Provinz die zu ihrer Regierung erforderlichen Laſten ſelbſt aufbringen, und ſich von Großbritannien — wenn nur dieſes immer mächtig bleibt und mit Weisheit und Milde herrſcht — niemals trennen: denn die Einwohner dürfen nur nach den vereinigten Staaten hinſehen, um ſich zu überzeugen, daß ſie eben ſo viel Glück und Freiheit als jene genießen, folglich durch Erlangung von Unabhängigkeit nichts weſentliches gewinnen können.

Acht und zwanzigſter Brief.

Abreiſe von Quebek. — Poſtanſtalten zwiſchen Quebek und Montreal. — Ueber die Landwirthſchaft in Canada. — Ankunft in Trois-Rivieres. — Verarbeitung der Birkenrinde.

Montreal, im Auguſt.

Wir verweilten in Quebek und in der dortigen Gegend ſo lange als es unſer Plan, noch die Niagara-Fälle zu beſuchen und vor Winters in die vereinigten Staaten zurückzukehren, nur immer geſtattete, und reiſten dann zu Lande hieher. Dies iſt die bequemſte Reiſe die man in Nordamerika nur machen kann; auf dieſer ganzen Straße ſind nemlich in gehöriger Entfernung von einander Poſthäuſer angelegt, wo man immer Kaleſchen und Schlitten bereit findet. Jeder Poſtmeiſter iſt verbunden vier Kaleſchen und eben ſo viel Schlitten zu halten, und noch weit mehrere halten andere Perſonen, die man aides de poſte nennt, und zu denen der Poſtmeiſter ſchickt, wenn ſeine eigenen alle verſagt ſind. Er hat das ausſchließende Privilegium auf ſeiner Stazion das Fuhrwerk zu liefern; es muß aber, bei Strafe, bei Tag in einer Viertel- und bei Nacht in einer halben Stunde, nachdem es verlangt worden iſt, herbeigeſchaft ſeyn. Die Poſtillione müſſen zwei Lieues in einer Stunde fahren. Für eine Kaleſche mit Einem Pferde giebt man für die Meile einen Schilling Halifax Kurant (deren 5 auf einen Dollar gehen) und dem Poſtillion ein Trinkgeld. Die Poſtkaleſchen ſind etwas plump gebaut, aber im Ganzen ein bequemes und angenehmes Fuhrwerk, und den Landkutſchen in der Republik, in denen

man ſich immer mit Kiſſen verſehen muß, wenn man nicht ganz zerſtoſſen werden will, weit vorzuziehen. Die Pferde in Canada, ſo klein und ſchwer ſie auch ausſehen, ſind ſehr brauchbar; die auf den Stazionen fanden wir alle wohl bei Leibe und troz der ſchlechten Koſt und Behandlung ſehr thätig. Wenn ſie ihre Stazionen gemacht haben, jagt man ſie aufs Feld und läßt ſie dort, bis wieder ein Paſſagier kommt, oder bis man ſie auf dem Acker braucht. Nach dem Reglement ſollten ſie eigentlich auf dem Stall erhalten werden; aber ich beſinne mich doch nicht auf einer Stazion länger als die vorgeſchriebene Viertelſtunde aufgehalten worden zu ſeyn, obgleich die Leute die Pferde oftmals erſt vom Felde herholen mußten. Sie kommen damit in vollem Galop angeſprengt, vorgeſpannt iſt im Augenblick, und der Poſtillion fährt ſeine 9 bis 10 Meilen in der Stunde. Eine kleine Zulage zu dem feſtgeſetzten Trinkgelde bringt ſie leicht dahin, ſchneller zu fahren als nöthig wäre, noch ſicherer aber geht man, wenn man ihre Eitelkeit rege macht. Eine Lobrede auf ihre Geſchicklichkeit und die Trefflichkeit der Canadiſchen Pferde ſputet gewiß um 2 bis 3 Meilen die Stunde; möchte man aber gern in geſtrecktem Galop fahren, ſo darf man nur, ſo daß es der Poſtillion hört, gegen ſeinen Reiſegefährten auf die Canadiſchen Kaleſchen als auf das erbärmlichſte Fuhrwerk von der Welt ſchimpfen, vor dem die Pferde fallen müßten, wenn man ſo geſchwind damit fahren wollte, wie man anderwärts zu thun pflegt. Dabei noch Kutſcher und Fuhrwerk in den vereinigten Staaten gelobt, ſo bringt das ihn gewiß aus aller Faſſung und ſeine Empfindlichkeit ergießt ſich in beſtändigen Hieben auf die Pferde. Sie haben um die Pferde anzutreiben drei Ausdrücke, die in regelmäßiger Gradazion auf einander folgen, Marſch, in einem gewöhnlichen Ton iſt das erſte; m a r c h e d o n c, etwas

ſchneller und lauter, das zweite, und, wenn das Pferd ſo läßig iſt dies nicht zu verſtehen, ſo folgt zum dritten daſſelbe marche donc in einem durchdringenden kreiſchenden Tone mit einem von Sternes magiſchen Worten (F......!) und einem Peitſchenhiebe begleitet.

Das erſte Poſthaus iſt 9 Meilen von Quebek, und dieſe legten wir in Einer Stunde zurück. Der Poſtmeiſter kam, ſobald er uns anſichtig wurde, mit ſeiner ganzen Familie heraus, um uns zu bewillkommen. Unſer Poſtillion, ein ſchlanker Kerl von ſechs Fuß, mit einem ſteifen Zopf, der ſtatt Bandes mit getrockneter Aalhaut bewickelt war und längs dem Rücken hinunterhing, knallte mit ſeiner Peitſche, ſprang, ſo wie er vorgefahren war, mit einer wichtigen Miene herunter, machte der Wirthin ſchon von fern ſeine Verbeugung, trat dann mit entblößtem Haupte zu ihr heran und küßte ſie nach einigen Komplimenten auf beide Backen, die ſie ihm ſehr herablaſſend darbot. Mit dieſen Begrüßungen vergehen immer einige Minuten und dann erſt wird zu Herbeiſchaffung von friſchen Pferden Anſtalt gemacht.

Der Weg zwiſchen Quebek und Montreal geht größtentheils nahe am Ufer des St. Lorenz Stromes durch jene ſchöne Dörfer, die ſich vom Waſſer aus ſo vortheilhaft präſentiren; und hier ſind die Proſpekte faſt noch ſchöner; beſonders ſind auf den erſten 30 bis 40 Meilen die Landſchaften in einem außerordentlich großen Stil. Auf der einen Seite hat man den majeſtätiſchen Strom, der mehr einem zwiſchen Bergreihen eingezwängten See gleicht, zu ſeinen Füßen, und von dieſen hohen Ufern herab erſcheinen die größten Kauffahrteiſchiffe nur wie Fiſcherboote. Auf der andern Seite zeigen ſich in der Entfernung ſteile, mit Wald bekränzte Gebirge, und zwiſchen beiden liegt die reiche Gegend mit ihren weißen Bauernhäuſern und ſchimmernden Thurmſpitzen, mit Baumgruppen und an-

gebauten Feldern, die von einer Menge kleiner Bäche durchſchnitten ſind, ausgebreitet da. Als wir den Weg machten, gaben die verſchiedenen Gruppen von Bauern, die mit der noch nicht ganz vollbrachten Ernte beſchäftigt waren, dem Ganzen noch ein beſonders heiteres und frohes Anſehn. Die franzöſiſchen Bäuerinnen ſind größtentheils, ſo lange ſie jung ſind, ſehr hübſch, und die Reinlichkeit und Einfachheit ihrer Sommerkleidung, die nur aus einem blauen oder ſcharlachrothen Leibchen ohne Ermel, einem Rock von anderer Farbe und einem Strohhut beſteht, macht ſie überaus reizend. Sie verlieren aber, wie die Indianerinnen, ihre Schönheit ſehr zeitig, ohne Zweifel deshalb weil ſie viel in freier Luft und zum Theil ſchwer arbeiten, indem ſie bei der Feldwirthſchaft ſo gut als die Männer alles mit angreifen müſſen. Die franzöſiſchen Canadier haben bisher den Landbau ſehr fahrläſſig betrieben: ſie düngten den Acker faſt nie, pflugten ihn nur ein einzigesmal, und beſäeten ihn dann ohne alle weitere Vorbereitung. Mehr als die Hälfte der Aecker iſt gar nicht eingezäunt und alſo den Verheerungen des Viehes ausgeſetzt. Jetzt fangen ſie indeß an, emſigere und beſſere Hauswirthe zu werden, welches der immer zunehmenden Nachfrage nach Korn und dem Rathe und den Aufmunterungen der engliſchen Kaufleute in Quebek und Montreal zuzuſchreiben iſt. Dieſe haben ihre Agenten zu den Landleuten und laſſen das Korn aufkaufen; die Verkäufer bringen es an dem übereingekommenen Tage mit ihrem Geſpann bis ans Ufer des Stromes, wo die Boote der Kaufleute es bereits erwarten und dorthin ſchaffen, wo es ſeewärts ausgeſchifft werden ſoll.

Diejenigen Anſiedlungen ausgenommen, welche an den Ufern einiger ſchiffbaren Nebenflüſſe, die ſich in den St. Lorenzſtrom ergießen, vorhanden ſind, liegen faſt alle Dörfer und Meiereien in ganz Unter-Canada

ſämmtlich an jenem Hauptſtrom und keine mehr als 10 Meilen davon entfernt. Die Franzoſen bleiben hier, eben wie in den vereinigten Staaten die Deutſchen, gern bei den Ihrigen; ja ſo lange noch eine Theilung des Grundſtücks möglich iſt, bekommt jeder Sohn, wenn er erwachſen iſt, ſeinen Antheil, und nur im äußerſten Nothfall fordern ſie ein Stück neues Land vom Grundherrn. Sie ſind in dieſer Rückſicht ganz der Gegenſatz von den Bewohnern der vereinigten Staaten, beſonders den Neu-Engländern, die, ſobald ſie herangewachſen ſind, auswandern, und ſich, mehrere hundert Meilen weit von ihren Angehörigen, in die Wälder vergraben. Indeß fehlt es deshalb den Canadiern nicht an einem gewiſſen Unternehmungsgeiſt; ſie befahren die großen, weſtwärts gelegenen Seen, ſind bei den ſchrecklichſten Stürmen darauf unerſchrocken, ſind im Rudern unermüdlich, um den reißenden Strömungen der größten Flüſſe entgegenzuarbeiten, und klagen dabei über kein Ungemach, welches die Witterung und der oft eintretende Mangel an Lebensmitteln ihnen verurſacht. Die Eitelkeit iſt ihre Haupttriebfeder; von dieſen Reiſen in entfernten Gegenden und von den dabei überſtandenen Gefahren giebt es etwas zu erzehlen; das gewährt ihnen der Ackerbau nicht, und ſie ſehen ihn deshalb nur als einen Nothbehelf an.

Den Tag nach unſerer Abreiſe erreichten wir Trois-Rivieres, welches beinahe auf dem halben Wege nach Montreal am Lorenzſtrom, nahe an der Mündung des Morizfluſſes liegt, der von 30 Flüſſen, die allein an der Nordweſtſeite zwiſchen Quebek und Montreal in den Lorenz fließen, der größte iſt. Vor ſeiner Vereinigung mit dem Strom wird er durch zwei große Inſeln in drei Arme getheilt, und daher rührt der Name der Stadt. Für große Schiffe iſt der Morizfluß gar nicht, und auch für Schaluppen nur auf

wenige Meilen ſchiffbar. In Bateaux und Kähnen aber kann man bis faſt an die Quelle hinauffahren, von wo, nach Ausſage der Indianer, ſchiffbare Ströme, die ſich in die Hudſonsbai ergießen, nicht weit entlegen ſind. Sollten alſo die öden Wüſteneien, welche dieſer Fluß jetzt durchſtrömt, je ein anderes Anſehn bekommen und ſtatt wilder Thiere von menſchlichen Weſen bewohnt werden, ſo würde er einer der wichtigſten Flüſſe für den Handel werden. Jetzt findet man, zwiſchen Trois-Rivieres und den 9 Meilen oberhalb gelegenen Eiſenwerken, an beiden Ufern nur einzelne Anlagen: jenſeits derſelben iſt das Land faſt allein den Indianern bekannt.

Trois-Rivieres iſt eine der älteſten Kolonien im Lande, und man ſagt, der Stifter habe darauf gerechnet, daß ſie bald eine ſehr anſehnliche Stadt werden würde. Dies möchte indeſſen wohl nicht eher der Fall ſeyn, als bis das Land um den Morizfluß her angebaut ſeyn wird; und daran iſt wohl auf lange Zeit nicht zu denken. Die Eiſen-Erze, auf welche bei jener Vermuthung zunächſt gerechnet zu ſeyn ſcheint, ſind beinahe erſchöpft und können nie beträchtlich geweſen ſeyn, weil ſie nur Einen kleinen Schmelz-Ofen und ein Hammerwerk und auch dieſe nicht einmal ununterbrochen in Gang erhielten. Vom Pelzhandel hat die Stadt auch nicht mehr, als was den Moriz- und die nächſtgelegenen nördlichen Nebenflüſſe des Lorenz herabkommt, und dieſe Quantität iſt ſo unbeträchtlich, daß ſie der Stadt nicht einmal zu eigner Schifffahrt Anlaß giebt, ſondern das Pelzwerk wird in Schiffe geladen, die aus Montreal kommen und im Vorbeifahren deshalb hier anlegen. Auch die Gegend um die Stadt iſt nichts weniger als außerordentlich fruchtbar oder angenehm, wie einige franzöſiſche Reiſende ſie ſchildern; es iſt ein ebener kahler Landſtrich und ſo ſandig, daß man in manchen Straßen der Stadt und außerhalb

derſelben bei jedem Schritt bis über die Knöchel in den Sand ſinkt. Zum Beweiſe, wie niedrig und feucht der Ort liegt, dienen die Muskito's, von denen wir, die Gegend um den St. Charles-See ausgenommen in keiner andern bewohnten Gegend von ganz Canada etwas ge[illegible] worden ſind.

L[illegible]t enthält 250 bis 300 Häuſer, und iſt der Größe [illegible]ie dritte in beiden Provinzen; die Straßen ſind eng, die Häuſer klein und ſchlecht, und manche darunter von Holz. Sie hat zwei Kirchen, eine engliſche biſchöfliche, und eine katholiſche Pfarrkirche. Das Jeſuiter- und das Franziskaner-Kloſter ſind bereits eingegangen; das erſtere iſt in ein Gefängniß verwandelt, das andere, ein großes ſteinernes Gebäude, ſteht ganz leer, und da in der Nähe manche Häuſer ebenfalls unbewohnt ſind, ſo ſieht dieſer Theil der Stadt ſehr traurig und finſter aus. In demſelben befindet ſich auch das Kloſter der Urſulinerinnen, welches jetzt das einzige in der Stadt und überzählig beſetzt iſt; dicht daneben, unter demſelben Dach, iſt ein Krankenhaus, das von den Schweſtern bedient wird. Wir ließen uns von dem Kaplan des Ordens, einem armen emigrirten Geiſtlichen, im Kloſter herumführen. Die Kapelle, welche Ausgänge nach der Straße hat, iſt hoch, aber der Reſt der Kirche iſt nur klein. Auf jeder Seite des reichverzierten Altars iſt ein Gitter, deren eines in ein Zimmer für kranke Schweſtern, das andere in das Chor der Kapelle geht. Von dem letztern ward, auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, der Vorhang weggezogen, und wir ſahen einen Saal, etwas größer als die Kapelle, rings herum Sitze und hinten einen Altar, an deſſen Stufen zwei Schweſtern knieend beteten. Die ſchöne Urſulinerin, die ans Gitter kam, ſchien eines von den unglücklichen Schlachtopfern des Aberglaubens zu ſeyn; ſie warf einen flüchtigen Blick auf uns und ſetzte ſich dann

im Hintergrunde nieder. Das Hoſpital, welches an die Kapelle ſtößt, beſteht aus zwei großen luftigen Sälen mit 12 bis 14 reinlichen Betten. Jedes iſt einem beſondern Heiligen gewidmet, und an dem Fußende des Bettgeſtelles ſteht mit großen Buchſtaben eine kurze Anrufung an denſelben. Ein alter Prieſter, der dem Tode nahe zu ſeyn ſcheint, war jetzt der einzige Pflegling; er ſaß in einem bequemen Stuhle neben ſeinem Bett, und war von vielen Schweſtern umgeben, die alle mögliche Sorgfalt für ihn trugen. Aus dem Hoſpital wurden wir durch einen langen Gang in ein angenehmes helles Zimmer geführt, deſſen Fenſter in den Kloſtergarten gingen. Es gehörte der Priorin, die auch bald, von einigen Laienſchweſtern begleitet, erſchien; die Unterhaltung wurde lebhaft und angenehm, ſie thaten tauſend Fragen über unſere bisherige und künftige Reiſe, und bedauerten daß ſie uns nicht in das Innere führen könnten, weil dazu eine beſondere Erlaubniß des Biſchofs von Quebek erfordert werde. Dann brachten ſie uns eine Menge niedlicher Sachen von ihrer Arbeit, von denen Fremde immer etwas zu kaufen pflegen. Was wir ausſuchten wurde ſehr ſorgfältig in kleine Schachteln gepackt, und wir verſprachen es zum Andenken an die guten Schweſtern aufzubewahren. Sie verfertigten ſehr artige Sachen, beſonders aus Birkenrinde, zum Beiſpiel: Taſchenbücher, Arbeitskörbchen und Toilettenſchachteln, die mit Stickereien von gefärbtem Elendshaar verziert ſind. Auch machen ſie Modelle von indianiſchen Kähnen und von Kriegsgeräthſchaften.

Faſt alle Birkenrinden-Kähne, deren man ſich auf dem Lorenz und Utawas bedient, und gewiß die beſten, werden in und um Trois-Rivieres von Indianern verfertigt. Zuerſt werden die Rippen, die aus dicken zähen Ruthen beſtehen, zuſammengebunden; dann wird die Rinde in ſo großen Stücken als möglich darauf

genähet, und die Näthe werden dicht mit Pech beſtrichen. Damit die Rinde, von den Ballen, aus welchen die Ladung beſteht, nicht leide, und damit der Kahn noch mehr verſtärkt werde, wird die innere Seite mit einer doppelten Schicht von dünnen Fichtenſpänen in entgegengeſetzter Richtung über einander belegt. Dieſe Kähne ſind ſo leicht, daß zwei Mann ſehr bequem einen Kahn, der ſechs Perſonen faſſen kann, auf den Schultern tragen. So nett, wie dieſe Kähne in Trois-Rivieres gearbeitet werden, nehmen ſie ſich auf dem Waſſer ſehr hübſch aus. Damit zu fahren erfordert aber viel Geſchicklichkeit, weil ſie, ihrer Leichtigkeit wegen, bei der geringſten unrichtigen Bewegung aus dem Gleichgewicht kommen und umſchlagen. Es iſt bewundernswerth, mit welcher Schnelligkeit einige wenige geſchickte Leute im Stande ſind mit ihren kleinen Schlagrudern dieſe Kähne zu führen; in wenig Minuten würden ſie das beſte Kielboot hinter ſich laſſen. Die Birke wächſt zwar nahe um Trois-Rivieres häufig, die Rinde kommt aber meiſtens aus den nördlicheren Gegenden, wo der Baum ſtärker wird. Sie gleicht gewiſſermaßen dem Kork, iſt aber von noch lockererem Gewebe und weit biegſamer, denn ſie läßt ſich zuſammenrollen wie ein Zeug. Dergleichen Rollen haben die Indianer in ihren Kähnen immer vorräthig, um ſich, wenn ſie auf die Jagd gehn, Hütten zu bauen.

Den Tag nach unſerer Abreiſe von Trois-Rivieres kamen wir wieder hier an. Die Gegend zwiſchen beiden Städten iſt reichlich mit Dörfern beſetzt und ſehr angenehm, enthält aber nichts das einer beſondern Erwähnung verdiente.

Neun und zwanzigſter Brief.

Vorbereitungen zur Reiſe den Lorenzſtrom hinauf. — Ueber die Indianer in Unter-Canada. — Reiſe zu Waſſer nach Kingſton und Ankunft daſelbſt.

Kingſton, im September.

In Montreal war unſere erſte Sorge, zu der Reiſe den Lorenzſtrom hinauf, alle erforderliche Anſtalten zu treffen. Wir ſchaften uns Proviant an, der in trocknen Vorräthen, desgleichen in Wein und Branndtwein beſtand, verſahen uns mit allerlei kleinen Geräthſchaften, und vor allen Dingen mit einem großen Reiſezelt und mit Büffelhäuten. Dergleichen Häute vertreten nemlich auf einer ſolchen Reiſe die Stelle eines Bettes; und wir hatten zwei Monate lang Nachts kein anderes Lager, als eine ſolche Haut und eine Decke. Die Indianer gerben dieſe Häute mit ſammt dem Haar, und wiſſen ſie ſo biegſam zu machen wie Zeug. Man tödtet den Büffel zu dieſem Behufe lieber am Anfange des Winters, weil er dann ein langes glattes Haar hat, beinahe ſo ſchwarz, wie der ſchwarze Bär; im Sommer hingegen iſt es kurz und kraus. Als wir völlig ausgerüſtet waren, begaben wir uns an Bord eines Bateau, welches mit zwölf andern nach Kingſton ging, um aus den verſchiedenen Forts an den Seen, welche dem Friedensſchluß zufolge den amerikaniſchen Freiſtaaten eingeräumt werden ſollten, das Geſchütz und die Munizion abzuholen und nach Quebek zu bringen.

Auf dem ganzen Wege zwiſchen Montreal und Kingſton, an der öſtlichen Spitze des Ontario-See, ſind, eine

Strecke von 50 Meilen ausgenommen, zerſtreute Niederlaſſungen an der Nordweſt-Seite des Stromes, und alſo auch gebahnte Landſtraßen, dennoch macht man, der vorhandenen vielen Schwierigkeiten wegen, dieſe Reiſe niemals zu Lande. Schon die vielen tiefen und reißenden Nebenflüſſe des Lorenzſtroms, über welche man die Pferde ſchaffen müßte, würden jeden Reiſenden davon abſchrecken. Ueberhaupt reiſt man, die einzige Strecke zwiſchen Quebek und Montreal ausgenommen, durch ganz Canada überall zu Waſſer, und mit Recht, weil alle Niederlaſſungen in der Nähe der Flüſſe liegen.

Unmittelbar oberhalb Montreal hat der Strom ein ſo reißendes Gefälle, daß die Bateaux niemals in der Stadt ihre Ladung einnehmen, ſondern man läßt ſie leer bis La Chine gehn, die Waaren aber zur Axe dorthin transportiren. Dies Dorf liegt ſehr angenehm am Eingange einer kleinen Bucht am untern Ende des Sees St. Louis, welches ein breiter Theil des Lorenzſtroms iſt. Aus einigen Häuſern hat man eine ſehr ſchöne Ausſicht auf den See und auf die entgegengeſetzten Ufer. Es giebt hier ſehr große königliche ſowohl als Privat-Magazine; in den erſteren werden die aus England alljährlich hieher geſchickten Geſchenke für die Indianer aufbewahrt, und, ehe ſie von hier aus an ihre Beſtimmungsörter weiter ins Land hinauf ſpedirt werden, von dem zu Montreal kommandirenden Officier und von den Kommiſſarien der Kaufmannſchaft revidirt, ob ſie auch von reglementmäßiger Qualität ſind. La Chine gegenüber ſteht, auf dem andern Ufer, das ſchon erwähnte Dorf der Cachenonaga Indianer *), welches etwa 150 Einwohner zählt. Es hat 50 Blockhäuſer und eine katholiſche Kirche, die nach hieſiger Landesart gebaut, und mit Bildern, Lampen und andern Dingen ſo grell als möglich verziert iſt. Der

*) Siehe den 21ten Brief.

äuſſere Pomp und die vielen Zeremonien der katholiſchen Kirche behagen den Indianern vorzüglich, und da die Miſſionarien ihnen das Chriſtenthum eben nicht ſchwer machen, ſo bekehren ſich ihrer mehr zur katholiſchen als zu irgend einer andern Kirche. Die Squaws finden viel Geſchmack am Dienſt der Jungfrau Maria und ſingen ihr zu Ehren die Litanei. An dieſen und überhaupt an allen Indianern, die innerhalb den angebauten Gegenden der Provinz wohnen, ſieht man augenſcheinlich, daß ſich die Weißen häufig mit ihnen vermiſcht haben müſſen, und es giebt in dieſen Dörfern viele franzöſiſche Canadier, die indianiſche Weiber geheirathet haben, und unter den Indianern förmlich naturaliſirt ſind. Viele von ihnen gleichen an dunkler Farbe der Haut, an den ſchwarzen Augen und dem langen ſchwarzen Haar den Indianern ſo ſehr, daß man mit den Zügen der letztern genau bekannt ſeyn muß, um beide von einander zu unterſcheiden. Dieſe Aehnlichkeit erſtreckt ſich auch auf die Gemüthsart, auf die Abneigung gegen den Ackerbau und andere regelmäßige Handthierungen, und auf die Vorliebe für ein unſtetes Leben. Dieſer Uebereinſtimmung wegen lieben ſich auch beide Völkerſchaften gegenſeitig und geſellen ſich gern zu einander, und hierin liegt wohl mehr als in irgend etwas anderm der Grund von dem großen Einfluß, den die Franzoſen, ſo lange ſie im Beſitz von Canada waren, auf die Indianer hatten. Die Vorliebe der Indianer gegen die Franzoſen dauert noch jetzt fort und zeigt ſich namentlich in Ober-Canada auch darin, daß ohnerachtet ſie von den dort reſidirenden Engländern, vermittelſt der jährlichen beträchtlichen Geſchenke, ſo großen Genuß haben, und die Engländer auch ihre perſönlichen und Eigenthumsrechte aufs äußerſte reſpektiren, ſie doch lieber zu dem ärmſten franzöſiſchen Bauer als zu einem Engländer gehen. Wie überall wo die Weißen ſich ſtark vermeh-

ren, ſo hat auch in Unter-Canada die Anzahl der Indianer ſehr ſchnell abgenommen. In dem angebauten Theile giebt es, außer jenem Cachenonagas-Dorf, nur noch vier und zwar noch weit weniger volkreiche Indianer-Dörfer (eines haben die Canaſadogas, an der Mündung des Utawas, eines die kleinen Algonquins, bei Trois-Rivieres, eines dieſem gegenüber auf der andern Seite des Stromes, die Aberachies, und die Huronen eines bei Quebek) und in der ganzen Provinz ſchätzt man ihre Anzahl nur noch auf 1200. In der Nähe der großen Städte treiben ſich noch immer viele von ihnen herum, um von den Einwohnern Branndtwein zu bekommen und Brod, welches letztere ſie jetzt ebenfalls ſehr gern eſſen. Als wir in Quebek waren, hatten ſich nicht weniger als 200, die in ihren Kanots ſehr weit den Strom herauf gekommen waren, auf Point Louis gelagert. Dieſe zogen höchſt ſchmutzig und zerlumpt haufenweiſe durch die Straßen und bettelten; und ein Reiſender, der keine andere nordamerikaniſche Eingebohrne ſieht, als die welche die Städte in Unter-Canada beſuchen, der würde ſelbſt nach den Beſten von dieſer Klaſſe nur eine ſehr ungünſtige Meinung von dieſen Nazionen bekommen. Je weiter hinauf man aber kommt, und ſie alſo mehr in ihrem urſprünglichen, durch Umgang mit Weißen noch nicht verdorbenen Zuſtande ſieht, deſto mehr Achtungswürdiges findet man in ihrem Charakter.

Es war der 28ſte Auguſt, als wir La Chine erreichten; am folgenden Tage war unſere ganze Brigade von Bateaux vollzählig beiſammen, und Nachmittags traten wir die Reiſe an. Wo der Strom ſehr heftig iſt, da hält man ſich, um ihn zu vermeiden, dem Ufer ſo nahe als möglich und ſtoßt die Schiffe mit Grundſtangen fort. Alle ſetzen zu gleicher Zeit an und arbeiten auf derſelben Seite, nur der Steuermann wechſelt bisweilen, um das Schiff in gleicher Richtung

zu halten. Die Stangen ſind 8 Fuß lang, ſehr leicht und am untern Ende mit Eiſen beſchlagen. Kommt man an eine Bucht, ſo greift die Mannſchaft zum Ruder, um wo möglich quer über die Mündung wegzurudern; iſt aber hiezu der Strom allzuſtark, ſo muß man die Grundſtangen beibehalten, und längs dem Ufer ganz um die Bucht herumfahren. Wo der Wind irgend günſtig iſt, ſetzt man das Segel bei; aber nur in den obern Gegenden des Stromes, jenſeit aller reiſſenden Stellen, oder auch da, wo der Strom ſehr breit, imgleichen auf den ſo genannten Seen kann man mit Hilfe des Segels allein fortkommen. Für ein unbeladenes Bateau, wie die unſrigen waren, ſind drei Mann hinreichend, aber ſie müſſen ſich ſowohl beim Ruder als bei der Stange ſo gewaltig anſtrengen, daß ſie ſehr oft anhalten, um Athem zu ſchöpfen. Die Plätze dazu ſind eigens beſtimmt, und da, wo der Strom ſehr reißend iſt, nur eine halbe Meile, nirgends aber weiter als 4 Meilen weit aus einander. Einen ſolchen Platz nennen die Bootsleute, die faſt alle Franzoſen ſind, eine Pfeife, weil ſie dieſe dann ſtopfen. Nirgends, weder am Ruder noch hinter dem Pfluge, weder zu Fuß noch zu Pferde, ſieht man dieſe Canadiſchen Franzoſen ohne Pfeife; ja ſie beſtimmen nach derſelben die Entfernung der Orten: Das iſt drei Pfeifen weit, ſagen ſie, und eine Pfeife in dieſem Sinne iſt etwa $\frac{3}{4}$ einer engliſchen Meile gleich. Der See St. Louis, an deſſen unterm Ende La Chine liegt, iſt 12 Meilen lang und 4 Meilen breit. Am oberen Ende nimmt er den Hauptarm des Utawa's und den Lorenzſtrom auf. Viele Erdbeſchreiber nennen dieſen obern ſüdweſtlichen Theil des St. Lorenzſtromes den Cadaraqui oder Jroquois; im Lande ſelbſt aber nennt man, ohne weitern Unterſchied, den ganzen Strom vom Ontario bis in den Meerbuſen, den St. Lorenz. Jene beiden Flüſſe haben an dem obern Ende des Sees große Sandbänke angeſetzt, und dieſe ſind ganz mit Schilf

bedeckt, ſo daß es in einiger Entfernung ausſieht als ſegelten dort die Schiffe auf trocknem Lande. Wir fanden uns hier von ganzen Wolken kleiner Inſekten umgeben, von einer mir ganz neuen Art, die ich auch ſeitdem nirgends wieder geſehen, die aber in verſchiedenen Gegenden am Lorenzfluß gewöhnlich ſeyn ſollen. Sie waren etwas größer als eine Mücke, vom reinſten weiß, und ſo zart, daß ſie bei der leichteſten Berührung in Staub zerfielen. Weißfarbige Gegenſtände ſchienen ſie beſonders anzuziehn; die Blätter eines Buches, welches ich vor mir hatte, waren in wenig Sekunden ſo dicht damit bedeckt, daß ich keinen Buchſtaben unterſcheiden konnte, und kaum hatte ich Einen Schwarm abgeſchüttelt, ſo war gleich wieder ein anderer da. Sie haben nach Verhältniß ſehr breite Flügel, und fliegen ſo ſchwer, daß ſie ſich nur bei ſehr ruhiger Luft hervorwagen können.

An dieſem erſten Reiſetage erreichten wir mit Sonnenuntergange die Inſel Perot an der Mündung des Utawa's. Sie hat etwa 14 Meilen im Umfange und fruchtbaren Boden, weshalb ſie auch gut angebaut iſt. Gegen die Mitte zu lagen zwei anſehnliche Dörfer, aber am untern Ende, bei Point St. Claire, wo wir landeten, giebt es nur wenig Niederlaſſungen. Wir ſchlugen unſer Zelt auf einer Wieſe auf, die Boote wurden ans Land gezogen, und die Mannſchaft zündete ſich ein Feuer an. Bei gutem Wetter dient ihnen der bloße Raſen zur Lagerſtatt und ſtatt Deckbettes eine kurze wollene Decke, die kaum bis über die Knie reicht; regnet es, ſo werden ein paar Stangen ſchräg in die Erde getrieben, und an der Seite nach welcher der Wind den Regen hintreibt, wird ein Segel oder anderes Tuch ausgeſpannt, und das iſt ihr ganzer Schutz gegen die Näſſe. Am Ort der Abfahrt bekommt jeder für die ganze Dauer der Reiſe ſeine

Por-

Portion geſalzen Schweinefleiſch, Branntwein, Erbſen und Schiffszwieback. Die beiden letztern Artikel verkochen ſie mit Etwas von dem Fleiſch zu einer Suppe, von der immer ein großes Gefäß voll im Bateau vorräthig ſeyn muß, um, ſo oft angehalten wird, gleich zulangen zu können. Sonſt eſſen ſie auch das fette Schweinepökelfleiſch kalt mit Gurken. Gurken ſind überhaupt ein Lieblingsgericht des franzöſiſchen gemeinen Volkes in Canada; ſie laſſen ſie aber faſt gänzlich reif werden, und eſſen ſie, erſt wenn ſie völlig gelb ſind, ungeſchält und mit ſammt den Körnern in Stücke geſchnitten, mit ſaurer Sauce zubereitet.

Mit Tagesanbruch fuhren wir über die Mündung des Utawas, um den Einfluß des Lorenzſtroms zu erreichen. Das Waſſer des Lorenz iſt hier ſchlammig, weil es mehrere Meilen weit über ein Mergelbett geſfloſſen iſt; die Gewäſſer des Utawas hingegen ſind ſehr klar und hellgrün, ſo daß man beide, weit in den See hinein, deutlich unterſcheiden kann. Am Einfluſſe des Lorenzſtroms bietet ſich dem Auge ein furchtbarer Anblick dar: beide Ströme kommen über ungeheure Felſen mit ſolchem Ungeſtüm in den See geſtürzt, daß man denken ſollte, nichts könne ihnen widerſtehen. Die Wellen gehen ſo hoch, als bei friſchem Winde im brittiſchen Kanal, und der Brandungen ſind ſo viele und ſo gefährlich, daß man nicht begreifen kann, wie ein ſolches Bateau unzertrümmert dazwiſchen durchkommt. Auch gehören ſehr gewandte und mit dem Ort genau bekannte Leute dazu, um es glücklich durchzubringen. So ſchrecklich indeſſen dieſe Stellen ausſehen, ſo giebt es doch, höher hinauf im Strome, noch andere, die weit gefährlicher ſind. Dieſe hier, welche die Kaskaden oder le Saut du Trou heißen, mit beladenen Bateaux herunter zu fahren, iſt nicht ſchwer, heraufzukommen aber iſt, ſelbſt leeren Schiffen, unmöglich. Man hat deshalb einen Schleuſenkanal,

der doch etwa nur 150 Fuß lang iſt, mit großen Koſten angelegt. Oberhalb derſelben iſt eine ganze Reihe ähnlicher Fälle; der erſte heißt, wegen des Dickichts auf beiden Ufern, le Saut du Buiſſon. Hier muß man die Bateaux entweder um vieles oder ganz ausladen, und die Ladung anderthalb Meilen weit, bis über alle Fälle hinaus, auf Karren fortſchaffen. Die Mannſchaft ſteigt aus, und zieht die Fahrzeuge vom Ufer aus an der Leine, weil es unmöglich iſt, ſie hier, gegen den Strom, blos mit Grundſtangen fortzubringen. Dieſer Theil der Fahrt iſt aber ſo langweilig, daß wir ausſtiegen und bis an den Zederhügel, neun Meilen weiter hinauf, zu Fuß gingen. Wir verloren die einzelnen Häuſer, die in der Nachbarſchaft der Kaskaden vorhanden ſind, bald aus dem Geſicht, und kamen in einen öden ſehr dichten Wald, deſſen feierliches Dunkel mit dem lauten Rauſchen des Stromes in der Entfernung und mit dem wilden Anſehen aller Umgebungen uns einen angenehmen Schauer verurſachte. Näher an dem Zederhügel gewann die Gegend ein lieblicheres Anſehen, Felder und reinliche Hütten erſchienen wieder, und der Strom glitt in ruhiger Strömung zwiſchen ſeinen hohen Ufern fort.

Das Dorf am Zedernhügel beſteht aus etwa 30 Häuſern, unter denen wir ein ſehr gutes Wirthshaus fanden, das einer engliſchen Frau zugehörte. Wir blieben hier bis Nachmittag, und gingen dann wieder zu Fuß weiter, theils um von dem ſteilen Ufer herab die vielen ſchönen und großen Ausſichten zu genießen, theils um gelegentlich mit den lebhaften franzöſiſchen Mädchen zu plaudern, die bei dem ſchönen Wetter gruppenweiſe vor der Hausthür ſaßen und ſpannen. Gegen fünf Uhr holten uns die Boote ein; wir ſtiegen aber doch zwei Meilen weiter wieder aus, um der langweiligen Fahrt über neue Strudel zu entgehen. Dieſe heißen die Fälle am Hügel des Sees Saint François;

ſie ſind mehrere Meilen lang und zwar nicht die gefährlichſten, aber für das Auge bei weitem die fürchterlichſten unter allen, indem man die weißen Brandungen davon ſchon auf 4 Meilen weit ſehen kann. Einige Reiſende haben behauptet, ſie wären noch ſchrecklicher anzuſehen als die Niagara Fälle; das iſt aber übertrieben. Mit dem Strome gehen [illegible] hier 14 bis 15 Meilen in einer Stunde, und es giebt höher hinauf Stellen, wo der Strom noch weit ſchneller iſt. Hinabwärts fährt man in der Mitte des Fluſſes, zwiſchen den Brandungen durch, hinaufwärts aber hält man ſich an der Nordweſt-Küſte, wo eine große Inſelgruppe die Gewalt des Stromes bricht, und vermittelſt eines kurzen Schleuſenkanals, gelangt man über dieſe Fälle noch ſchneller als über die Kaskaden. Eine von den Inſeln hier weiter von der Küſte ab als die übrigen, heißt die Gefängniß-Inſel, weil im Kriege eine Anzahl amerikaniſcher Gefangenen dort in Verwahrung gehalten wurden. Die wenigen Gebäude, die damals hier ſtanden, ſind ganz verlaſſen, weil es ſo ſehr ſchwer iſt hier überzuſetzen. Ein Offizier, der im Kriege eine Anzahl Canadier überredet hatte, den Uebergang zu einer ungünſtigen Zeit zu verſuchen, kam mit ihnen allen bis auf einen Einzigen auf der Ueberfahrt um. Der Strom iſt hier 2 Meilen breit.

Dieſen Abend zogen wir unſere Boote am Fuß des "Hügels am See" ans Land, und ſchlugen unſer Zelt am Rande eines Gehölzes auf. Am Morgen des dritten Tages gingen wir noch zwei Meilen zu Fuß und warteten in einem engliſchen Wirthshauſe (höher hinauf findet man überhaupt wenig Franzoſen mehr) die Ankunft der Boote ab. Einer von der Mannſchaft hatte das Fieber bekommen, und es verging beinahe der halbe Tag, ehe wir einen andern habhaft werden konnten. Nun kamen wir in den See St. François, der 25 Meilen lang und 5 breit iſt; der Wind war

[redacted]

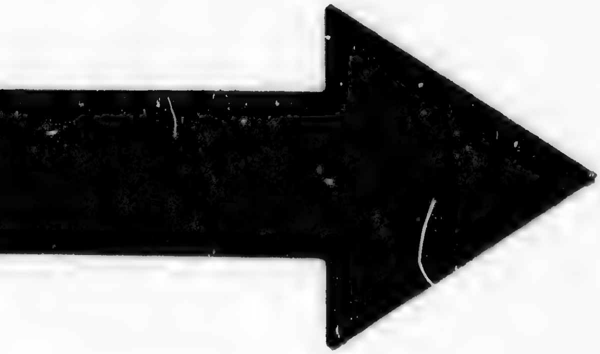
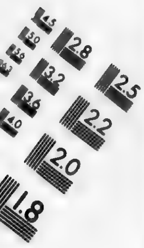


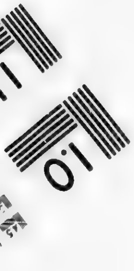
IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503





uns aber zuwider, und wir kamen nicht weiter als bis Pointe au baudet, wo die Grenzlinie zwiſchen Ober- und Unter-Canada anfängt. Bei Südweſt-Wind wird die ganze Waſſermaſſe gewaltſam gegen dieſe Landſpitze getrieben, und dann entſteht hier eine Brandung, wie man ſie an der Seeküſte nur ſehen kann. Es giebt hier nur ein einzelnes Haus, in welchem wir ein gutes Abendbrod und gutes Nachtquartier fanden.

Am vierten Tage war der Wind zwar nicht beſſer, aber weit ſchwächer, und wir konnten doch längs der Küſte des Sees hinauf fahren. Es war eine mühſame und langweilige Fahrt, wegen der vielen kleinen Buchten, um die wir immer herumfahren mußten, weil uns der Wind nicht quer hinüber ließ; dennoch machten wir dieſen Tag 25 Meilen, und landeten Abends an der obern Spitze des Sees an der Trauben-Inſel, die von dem vielen wilden Wein, der darauf wächſt, ihren Namen hat; die Bäume hingen voll davon und die Bootsleute aßen ſie, ſo wie auch eine Menge Pflaumen, mit großem Appetit. Uns reizte keines von beiden. Die Trauben ſind ſauer und nur wie eine Erbſe groß, und die Pflaumen ſchmecken wie Schlehen, ohnerachtet ſie weit größer ſind. In dem engern Theile des Stromes hinter der Trauben-Inſel liegen noch mehrere andere, von denen die größte, die St. Regis-Inſel, an 10 Meilen lang iſt. Viele davon liegen ſo ganz mitten im Strom, daß es noch unentſchieden iſt, ob ſie zum brittiſchen oder zum republikaniſchen Gebiet gehören; gleichwohl iſt ſehr zu wünſchen, daß dies zur rechten Zeit freundſchaftlich abgemacht werde, da über einen ähnlichen Fall im Detroit-Fluß ſchon ernſthafte Streitigkeiten entſtanden ſind. Jetzt ſind noch alle dieſe Inſeln im Beſitz der Indianer, die hier auch das ſüdöſtliche, zum Gebiet der vereinigten Staaten gehörige Ufer, desgleichen auch am nördlichen,

oder brittiſchen Ufer, beträchtliche Strecken beſitzen, welche ſie ſich zur Jagd vorbehalten haben. Die Irokeſen haben ein Dorf auf St. Regis und eines am ſüdlichen Ufer, und ſie kamen, als wir hier vorbei fuhren, in ihren Kanots in Menge herbei, um gegen Kolben von noch nicht völlig reifem türkiſchen Weizen, Brodt einzutauſchen; auch brachten ſie wilde Enten und Fiſche, die wir ſehr wohlfeil von ihnen kauften. Dergleichen unreife Kolben vom türkiſchem Weizen gelten hier zu Lande, halb gar gekocht und dann gebraten, für einen großen Leckerbiſſen. Am Abend lagerten wir uns auf dem feſten Lande der Inſel gegenüber; die Nacht war ungewöhnlich heiter und wir blieben vor unſerm Zelt noch ſpät im Freien; kaum aber hatten wir uns zur Ruhe begeben, als ein ſchrecklicher Sturm entſtand, und bei Tagesanbruch waren ſchon wir und alles um uns her vom Regen durchnäßt. Es ſtrömte noch immer fort; weder unſer Zelt noch der Wald gaben uns Schutz, und da der Wind ſehr heftig und grade uns entgegen wehte, ſo war gar kein Anſchein, bald in ein beſſeres Quartier zu kommen. Endlich kam einer von der Geſellſchaft, der auf Kundſchaft ausgegangen war, mit der Nachricht zurück, daß er nicht gar weit von hier ein Haus gefunden habe, und daß der Eigenthümer uns einladen laſſe, bei ihm einzuſprechen. Es war ein ehemaliger Offizier, dem man für ſeine geleiſteten Dienſte hier eine Beſitzung gegeben hatte. Er und ſeine ſchönen Töchter bewillkommten uns freundlich, und ließen es an der ſorgfältigſten Aufnahme nicht fehlen. Wir freueten uns ſchon darauf, den ganzen Tag bei dieſen liebenswürdigen, gaſtfreien Leuten zuzubringen; aber plötzlich ſetzte ſich der Wind um, die Sonne brach durch, es wurde Befehl zum Aufbruch gegeben, und in wenigen Minuten ſaßen wir wieder in unſerm Bateau.

Von hier an iſt der Strom, 40 Meilen weit ſehr heftig, und hat unzählig viel reißende Stellen, die

zwar für das Auge nicht ſo ſchrecklich, aber weit gefährlicher und ſchwieriger ſind, als jene bei den Kaskaden und bei dem Hügel am See. Doch iſt ſtromabwärts die Fahrt am gefährlichſten; das Waſſer iſt ſeicht, und die Schiffe werden zwiſchen einer Menge ſpitziger Felſen mit ſolcher Gewalt hindurchgetrieben, daß ſie, wenn ſie unglücklicherweiſe das rechte Fahrwaſſer verfehlen, unvermeidlich zertrümmern müſſen. Die Leute, welche den Strom befahren, ſind aber hier ſo genau bekannt, daß ſich ein ſolcher Unglücksfall kaum jemals zuträgt. Der lange Fall (le long ſaut) 30 Meilen oberhalb des St. François-Sees iſt bei weitem der gefährlichſte im ganzen Fluß, und wenn die Fahrt ſtromaufwärts geht, ſo braucht an dieſer Stelle jedes Bateau wenigſtens 6 Mann, die es am Ufer an der Leine ziehen müſſen. Hier giebt es einen dritten Schleuſenkanal bei einer Landſpitze, um welche man ſonſt gegen den Strom gar nicht würde herumkommen können. Dieſe Schleuſenkanäle ſind auf Koſten der Regierung angelegt, und die Zölle fließen zum öffentlichen Schatz. An dieſem Falle, desgleichen bei einigen andern, giebt es viel Mehl- und Sägemühlen. An dieſen beſchwerlichen Stellen, längs der Fälle, pflegten wir Paſſagiere allemal auszuſteigen und zu Fuß durch den Wald zu gehen; heute aber, am fünften Tage der Reiſe bekam uns das nicht gut, denn am Morgen hatte es geregnet und davon tropften die Bäume und das Gebüſch im Walde noch dermaßen, daß wir jenſeits des langen Falles vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt ins Nachtquartier kamen.

Am folgenden ſechſten Tage gab es noch viel ähnliche Stellen zu paſſiren, weshalb wir den größten Theil des Weges wiederum zu Fuße machten. Unterwegs ſchoſſen wir zum Zeitvertreib wilde Tauben, von denen uns große Züge begegneten. Dieſe Tauben ſind den gemeinen engliſchen Holztauben ähnlich, nur

kleiner, und von ſehr wohlſchmeckendem Fleiſch. In manchen Jahren kommen dieſe Vögel in unglaublicher Menge aus den nördlichen Gegenden gezogen. Einer meiner Bekannten aus Niagara erzehlte mir, daß, als er einſt über den Ontario nach Toronto gereiſet, die ganze Strecke von 40 Meilen weit, ein ununterbrochener Zug ſolcher wilder Tauben in entgegengeſetzter Richtung über den See weggeflogen wäre, und daß, als er in Toronto angelangt geweſen, der nemliche Zug noch immer kein Ende gehabt habe. Geſetzt alſo, die Tauben wären auch nicht ſchneller geflogen als das Schiff ſich bewegte, ſo müßte der ganze Zug doch wenigſtens 80 Meilen lang geweſen ſeyn. Der Mann iſt ſo glaubwürdig, daß ich nicht umhin kann, ſeine Erzehlung für wahr anzunehmen. Wenn dieſe Vögel in ſo großer Anzahl reiſen, ſo laſſen ſie ſich oft an den Ufern der Ströme und Seen nahe an den Bauerhöfen auf die Erde herab, und ſind dann ſo müde, daß man ſie mit einem kurzen Stock zu hunderten todtſchlagen kann. Solche Züge ſtellen ſich indeß nur alle ſieben oder 8 Jahre ein, und dergleichen Jahre nennt man *Taubenjahre*. Eben ſo giebt es auch *Bärenjahre* und *Eichhornsjahre*. Dies Jahr war ein Bären- und ein Eichhornsjahr zugleich. Die Bären kamen ebenfalls von Norden, und waren am zahlreichſten in Gegenden um den Ontario und Erie, und an dem obern St. Lorenzſtrom. Wenn ſie bei der Ankunft an Seen und Flüſſen das gegenüberliegende Ufer ſehen können, ſo machen ſie immer den Verſuch hinüberzuſchwimmen. Bei ihrem diesmaligen Uebergang über den St. Lorenz wurden ſie in großer Menge erlegt, denn zu dieſem Behuf halten die Indianer an den Ufern dieſes Stroms, von St. Regis bis zum Ontario hin, eine Menge Jagdlager. Ein ſehr großer Bär wagte ſich kek im Angeſicht unſerer Bateaux in den Fluß, und ward von unſern Leuten auf dem We-

ge nach der nächſten Inſel geſchoſſen. Im Walde greifen die Bären ſelten Menſchen an; im Schwimmen aber iſt ein einzelner Mann in einem Kanot vor ihnen nicht ſicher. Die Eichhörnchen kamen dies Jahr aus dem Gebiet der vereinigten Staaten, und wanderten alſo den Bären gerade entgegen, aus Süden nach Norden. Man rechnete, daß ihrer in zwei oder drei Tagen gegen 50,000 über den Fluß gegangen wären; und ſie richteten am jenſeitegen Ufer ſolche Verwüſtungen an, daß in einer Gegend die Landleute froh waren, wenn ſie von ihrer Ernte nur den dritten Theil übrig behielten. Dieſe Eichhörnchen waren alle von der ſchwarzen, dieſem Welttheil eigenthümlichen Art; ſie gleichen den gemeinen grauen Eichhörnchen, und wiegen ein bis drittehalb Pfund. Manche Schriftſteller haben behauptet, daß dieſe Thiere nicht ſchwimmen könnten, ſondern nie anders als auf Stückchen Holz oder Rinde über das Waſſer ſetzten, und hiezu guten Wind abwarteten. Ich weiß nicht, ob dies vielleicht bisweilen geſchieht; immer aber gewiß nicht. Ich habe ſelbſt ſehr viele, indem ſie ſchwammen, geſchoſſen, und kann ſag n, daß dieſe Thiere ſo gut ſchwimmen als irgend eins; auch ſind ſie ſich deſſen ſo wohl bewußt, daß, wenn man ſie verfolgt, ſie gleich das Waſſer zu gewinnen ſuchen. Ihres Schwanzes wiſſen ſie ſich ſehr geſchickt ſtatt des Steuerruders zu bedienen; er iſt leicht und buſchicht, und hilft alſo ſehr ſie über dem Waſſer zu halten. Alle ſolche Wanderungen, es ſey nun von Tauben, Eichhörnchen oder Bären, ſieht man als Zeichen an, daß ein harter Winter bevorſtehe, und in dieſem Jahre traf es vollkommen zu. Abends hielten wir der Irokeſen-Spitze gegenüber an, welche ſo heißt, weil dort in frühern Zeiten eine franzöſiſche Familie höchſt grauſam von den Irokeſen ermordet worden iſt. Das Erdreich war vom Regen noch ſehr feucht, und das einzige Haus in der Nähe ſchon ſo

voll Menſchen, daß wir dort ein Nachtlager zu finden nicht hoffen durften. Zum Glück entdeckten wir in der Nähe eine Scheune, die dem Eigenthümer deſſelben gehörte, er gab uns den Schlüſſel dazu, wir kletterten auf das Stroh, welches in Banſen aufgeſchichtet lag, und ſchlieſen herrlich bis uns am Morgen einige Hähne weckten, die über uns auf den Balken geſeſſen hatten.

Am ſiebenten Tage machten wie uns zeitig wieder auf, und noch vor Mittag hatten wir den letzten Fall hinter uns, der etwa 3 Meilen unterhalb der Mündung des Oswegatſchi befindlich iſt. Dieſer iſt in dem Gebiet der vereinigten Staaten, von den Flüſſen, die ſich in den Lorenzſtrom ergieſſen, der größte. Er beſteht aus drei Armen, welche ſich erſt 15 Meilen oberhalb der Mündung vereinigen, und von denen einer aus einem kleinen See entſpringt, der nur einige Meilen von dem Hudſon, oder North-River entfernt iſt. Man ſagt, daß beide Flüſſe bis unweit dieſes Platzes für leichte Bateaux ſchiffbar gemacht werden könnten, und daß der Stellen, an welchen ausgeladen werden müßte, nur wenige ſeyn würden. Dies ſcheint jedoch eine bloße Muthmaßung zu ſeyn, dennoch zur Zeit iſt der Oswegatſchi nur wenig bekannt, und die umliegende Gegend ganz unbewohnt. Sollte es ſich inzwiſchen ſo verhalten, und die Sache jemals zu Stande kommen, ſo würde wahrſcheinlich der Handel zwiſchen Neu-York und den Gegenden am Ontario größtentheils dieſen Weg nehmen. Jetzt geht er über Albani aus dem North-River durch den Mohawk, den Wood Creek, den Oneida-See, und den Oswego, der in den Ontario-See fließt. Die Mündung des Oswego iſt von Neu-York eben ſo weit entfernt, als die Mündung des Oswegatſchi, und zwar eine Tagereiſe näher nach Niagara, dafür aber durch Sandbänke ſo verſtopft, daß nur flache Fahrzeuge ihr nahe

kommen können, dagegen die Mündung des Oswegatſchi anſehnlichen Schiffen mit Sicherheit zugänglich iſt.

Der Seneka, ein brittiſches Schiff von 26 Kanonen, kreutzte ſonſt immer zwiſchen Fort Niagara und Fort de la Galette an der Mündung des Oswegatſchi. Iſt alſo nur die Fahrt auf einem Fluſſe ſo ſicher als auf dem andern, ſo wird der beſſere Hafen den Umweg Eines Tages reichlich aufwiegen.

Fort de la Galette ward von den Franzoſen zwar erſt lange nach Fort Cataraqui oder Frontignac (jetzt Kingſton) erbauet, es gilt aber demohnerachtet für den wichtigſten Poſten am obern Lorenzſtrom, weil dort kein Fahrzeug unbemerkt herauf- oder herunterfahren kann; dagegen ſie bei Kingſton ſehr leicht hinter den vielen Inſeln ungeſehen vorbeiſchleichen können. Seit Beendigung des amerikaniſchen Krieges hat man Fort de la Galette geſchleift, weil es im Gebiet der vereinigten Staaten liegt, und uns weiter keinen Vortheil gewähren konnte. Es war uns immer nur als Handelsposten wichtig, und als ſolcher iſt Kingſton in jedem Betracht vorzüglicher. Nahe bei la Galette am Oswegatſchi liegt ein Dorf der Oswegatſchi-Indianer, deren Anzahl hier auf hundert Krieger geſchätzt wird.

Obgleich oberhalb des Oswegatſchi der Lorenzſtrom ruhiger ſtrömt als irgendwo zwiſchen Montreal und dem Ontario, (die ſogenannten Seen ausgenommen) ſo machten wir doch dieſen Tag über nicht mehr als 25 Meilen, weil wir mehr zum Vergnügen als aus Noth oftmals anhielten. Der Abend war ungemein ſchön, und da ſich ein friſcher Wind erhob, ſo fand unſer Kahnführer für gut ihn zu benutzen, und die ganze Nacht hindurch zu fahren; der Wind hörte zwar um Mitternacht auf, daran kehrte ſich indeß unſer Führer nicht, ſondern ließ die Mannſchaft zum Ruder greifen, und gab ihr bis Tagesanbruch nur eine einzige Stund Ruhe zum Kochen. Auch hatten ſie gar

nichts dagegen einzuwenden, daß ſie in dieſer gelinden Strömung die ganze Nacht über rudern mußten, ſondern ſie waren ſo wacker dabei, als fingen ſie eben erſt an, und ſangen die ganze Zeit. Dieſe Leute haben überhaupt ein gutes muſikaliſches Gehör, und ſingen gern, ihr Lieblingsgeſang iſt ein Ruderlied, wozu das Ruder den Takt angiebt.

Am achten Tage unſerer Reiſe, ohngefähr um 8 Uhr Morgens, kamen wir in den Tauſend-Inſel-See, den letzten ehe man in den Ontario gelangt. Von ſeinen vielen Inſeln ſind manche nicht größer als ein Bateau, und nur am obern und am untern Ende fand ich einige, die mehr als 15 engliſche Morgen Oberfläche haben mochten. Manche liegen keinen Steinwurf weit von einander, und doch iſt nicht nur für Bauteaux die Fahrt dazwiſchen bequem und ſicher, ſondern oft auch für eine Fregatte das Waſſer tief genug. Sie haben alle felſige zum Theil hohe Ufer, bei manchen ragt es gegen 20 Fuß ſenkrecht über dem Waſſer empor. Sie ſind ohne Ausnahme mit Holz bewachſen, auf den kleinern ſteht es freilich mitunter kümmerlich, die größern aber liefern Schiffbauholz ſo ſtattlich als es auf dem feſten Lande nur zu finden iſt. Auf der Fahrt zwiſchen dieſen Inſeln hindurch hat man herrliche Proſpekte, und dieſe wechſeln in jeder Minute. Jetzt ſind Sie durch eine enge Straße gefahren, und befinden ſich in einem Becken, das auf allen Seiten von Land umgeben nur durch jene Straße mit dem See zuſammenzuhangen ſcheint. Sie ſehen ſich nach einem Ausweg um, und ſuchen einen ähnlichen ſchmalen Kanal, auf einmal zeigt ſich ein großes Waſſerſtück, das nur der Horizont begrenzt, nach wenig Minuten ſind Sie abermals vom Lande eingeſchloſſen, und gleich darauf wieder ganz im Freien. Bald öffnen ſich eben ſo unerwartet in einem ſolchen Becken, zwiſchen einer Gruppe von Inſeln eine Menge verſchiedener Straßen,

gleich ſo viel edlen Strömen, und die Inſeln ziehn ſich von allen Seiten in regelmäßiger Entfernung zurück, bis ſie ſich im Hintergrunde ganz aus dem Geſicht verlieren. Auch die zahlloſen Jagdlager der Indianer mit dem Rauch ihrer Feuer, der zwiſchen den Bäumen emporſteigt, verſchönern die Ausſicht. Dieſer See iſt 25 Meilen lang und etwa 6 Meilen breit; von ſeinem obern Ende bis hieher (nach Kingſton) hatten wir noch 15 Meilen, und kamen zeitig des Abends an.

Gewöhnlich braucht man zu dieſer Reiſe 7 Tage, und die Beſchaffenheit des Windes macht höchſtens einen Unterſchied von 3 Tagen, weil die Grundſtangen doch immer das Beſte thun müſſen. Herunter kann man in zwei Tagen kommen, und die Strömung iſt ſo heftig, daß auch der widrigſte Wind die Reiſe nur um Einen Tag verlängern kann.

Der Miſſiſippi iſt der einzige Strom in Nord-Amerika, der ſich mit dem St. Lorenz, vom Ontario bis in den Ozean gerechnet, meſſen könnte; betrachten wir aber die ganze Waſſermaſſe, welche vom Winnipeg-See durch den Holzſee, den Obern-See und ſo fort nach dem Ozean fließt, als einen einzigen Strom, und alſo als eine Fortſetzung des St. Lorenz — und warum ſollten wir das nicht, da er ja zwiſchen dem Ontario und der See ebenfalls durch vier, zwar weit kleinere, aber doch anſehnliche und eben ſo ſelbſtſtändige Seen fließt? — ſo iſt der Lorenz dem Miſſiſippi in jeder Rückſicht weit überlegen. Den letztern rühmt man wegen ſeiner gleichförmigen Strömung, und der ſo ſehr langen und ganz ununterbrochenen Schiffahrt für Schiffe von ziemlich beträchtlicher Ladung; dies abgerechnet muß er aber in mancher anderer Hinſicht dem eigentlich ſogenannten St. Lorenz gar ſehr nachſtehen. Der Miſſiſippi iſt an ſeiner durch viele Inſeln getheilten Mündung nicht 20 Meilen breit,

und die Bäume, welche als Treibholz aus den obern Gegenden herunter kommen, und hier, ſo bald ſie nur das geringſte Hinderniß finden, im Schlamme ſtecken bleiben, haben ſich an dieſen Mündungen ſo angehäuft, daß kein Schiff von mehr als 12 Fuß Waſſer ohne die augenſcheinlichſte Gefahr darüber weg kommen kann. Jährlich ſetzt das Treibholz neue Holzdämme dieſer Art an, und die alten werden größer, ſo daß, wenn man nicht Maßregeln dagegen ergreift, die Fahrt in wenig Jahren noch weit ſchwieriger ſeyn wird. Denn bekanntlich haben ſich ſeit Entdeckung des Stroms an der Mündung mehrere Inſeln und Landſpitzen gebildet, und die Fahrwaſſer haben ſich weſentlich verſchlimmert. Der St. Lorenz hingegen iſt an ſeiner Mündung nicht weniger als 90 Meilen breit, und bis Quebek, d. h. 400 Meilen weit, ſogar für Linienſchiffe fahrbar. Auch iſt jetzt das Fahrwaſſer beſſer als es zur Zeit ſeiner Entdeckung war, und wird wahrſcheinlich noch immer beſſer werden, da das reine von keinem Schlamme getrübte Waſſer vom Ontario zur Zeit der Frühlingsfluthen ſo ungeſtüm herabſtrömt, daß es oft Kiesbänke und loſe Steine hinwegnimmt und alſo das Bett vertieft. Sehen Sie nun überdies aus folgenden Angaben wie breit der Lorenzſtrom iſt, und was für Schiffe er tragen kann. Bei ſeiner Mündung, 90 Meilen breit; bei Cap Cat, 140 Meilen weiter hinauf, 30 Meilen breit; am untern Ende der Inſel Orleans, 230 Meilen weiter hinauf, 18 Meilen; bei Quebek, 30 Meilen weiter hinauf, 5 Meilen. Bis hierher d. i. 400 Meilen von der Mündung, können Linienſchiffe mit Sicherheit gehen. Beim See St. Pierre, 130 Meilen weiter hinauf, 14 Meilen; bei Montreal, 40 Meilen weiter hinauf, 2 bis 4 Meilen. Bis hieher, 560 Meilen weit vom Meere, können Schiffe, die 14 Fuß tief im Waſſer gehen, mit Sicherheit fahren. Am See St. Louis, 18 Meilen weiter hin-

auf, 4 Meilen; bis zum See St. François, 25 Meilen weiter hinauf, ½—2 Meilen; bis zum Tauſend Inſel-See, 110 Meilen weiter hinauf, von einer Viertel- bis zu einer vollen Meile, und bis Kingſton, 40 Meilen weiter hinauf, 2—6 Meilen breit. Für Bateaux und zwei Tonnen Laſt iſt er, während dieſes ganzen Laufes von 743 Meilen, überall ſchiffbar, ausgenommen an den Fällen oberhalb Montreal, am Fall im Dickicht und am langen Fall, wo die Bateaux geleichtert (d. i. zum Theil ausgeladen) werden müſſen, wenn ſie allzu ſchwer beladen ſind; an dieſen Orten können aber in Zukunft Kanäle angelegt werden, um das Ausladen gänzlich zu erſparen. Obgleich die Seen mit dem atlantiſchen Meere unmittelbar nur durch den St. Lorenz verbunden ſind, ſo ſind doch drei andere Ströme, die in dieſes Meer fließen, andern, welche ſich in die Seen ergießen, ſo nahe, daß auch vermittelſt ihrer zwiſchen den Seen und dem Meere Handel getrieben werden kann. In allem giebt es alſo vier Wege für dieſen Handel, erſtlich: den Miſſiſippi und Ohio hinauf, dann in den Wabaſch-Miami, Muſhingum oder Aleghani, und von da, über Trageplätze in irgend einen Fluß, der in den Erie-See fließt; dies iſt eine Strecke von 1800 Meilen, auf welcher, je nachdem der Weg iſt, den man vom Ohio aus nimmt, 1—18 Meilen Landtransport vorkommen; zweitens den Patomak hinauf, durch den Cheat (Tſchiht) Monongahela, Alleghany und French-Creek, nach Presque-Isle, ebenfalls am Erie; dieſer Weg beträgt von Washington an 450 Meilen, und darunter jetzt noch 80 zu Lande, in Zukunft aber, wenn die Schiffahrt geöffnet ſeyn wird, nur 50; drittens den Hudſon herauf, und dann in den Mohawk, den Wood-Creek, den Oneida-See, und den Oswego, von Neu-York bis an den Ontario 500 Meilen, worunter die Trageplätze 30 Meilen betragen;

viertens den St. Lorenz hinauf, von Montreal bis in den Ontario 140 Meilen mit 22 Meilen über Land. Hieraus ergiebt ſich, daß dieſer leztere Weg nicht nur der kürzeſte, ſondern auch, in Rückſicht der Trageplätze, der bequemſte iſt, auch kann man hier einerlei Fahrzeug und Mannſchaft behalten, dahingegen man, ſowohl auf dem Wege von Washington als auf dem von Neu-York, auf jedem Fluß umladen oder die Boote ſelbſt auf Wagen transportiren muß. Einen Trageplatz zu vermeiden iſt immer viel werth, weil bei jedem Wechſel nicht nur die Transportkoſten ſteigen, ſondern auch das Riſiko der Veruntreuungen größer wird, wenn die Güter durch mehrere Hände gehen. Doch auch ohne dies alles in Anſchlag zu bringen, bleibt dieſer Weg auch in einer andern Rückſicht immer noch der beßte. Der St. Lorenz, der einen ſo reichen Zufluß aus dem Ontario hat, wird nemlich nie ſo ſeicht, daß nicht beladene Bateaux darauf ſollten fahren können; dagegen die kleinen Flüſſe, welche den North-River, den Patomak und den Miſſiſippi mit den Seen in Verbindung bringen, im Sommer oft dermaßen austrocknen, daß man ſie kaum in Canots paſſiren kann. So war zum Beiſpiel der Mohawk im Jahr 1796 vier Monat hindurch ſo ſeicht, daß man kaum irgendwo Waaren darauf transportiren konnte, und nachdem die Kaufleute im Hinterlande lange genug auf ihre Güter gewartet hatten, mußten ſie ſie endlich auf der Axe herbeiſchaffen. Die Schiffahrt auf dem Mohawk wird überhaupt von Jahr zu Jahr ſchlechter, und wenn nicht mehrere Kanäle angelegt werden, wird die Kommunikazion zwiſchen Neu-York und den Seen auf dieſem Wege bald gänzlich aufhören. Der Alleghany und French-Creek, die den Patomak mit dem Erie-See verbinden, trocknen ebenfalls ſehr aus, und nur beim hohen Frühjahrwaſſer und nach heftigen Regengüſſen laſſen ſich füglich Waaren darauf verſchicken.

Montreal hat auch jetzt den Handel mit den Seen faſt allein in Händen, denn nicht nur iſt der Transport von dort um ein Drittheil wohlfeiler als von Neu-York, ſondern man kann auch dort wohlfeiler kaufen, als in den vereinigten Staaten, weil auf raffinirten Zucker, Kaffee, Weine und Branndtwein die Einfuhrzölle in Canada weit geringer ſind, und alle andere engliſche trockene Waaren ganz von allen Abgaben frei eingehn, während ſie in den vereinigten Staaten 10 pro Cent bezahlen, und dieſe doch die Einfuhr fremder Waaren aus Canada mit Abgaben nicht belegen können, weil bei der ſehr ausgedehnten Grenze, die Konterbande durchaus nicht zu verhindern ſeyn würde. Der Handel von Montreal nach den Seen iſt jetzt ſehr beträchtlich, und nimmt jährlich zu; die brittiſchen Ortſchaften an den Küſten des Ontario, nemlich Niagara, Toronto, Canty-Bay und Kingſton, enthalten ſchon an 20000 Einwohner, und auf der Seite der vereinigten Staaten nimmt die Bevölkerung ebenfalls ſehr ſchnell zu. Eben ſo iſt es am Erie-See und am Detroit. Wie wichtig der Handel mit dem Hinterlande iſt, habe ich ſchon weiter oben auseinander geſetzt, und da nun derjenige Theil deſſelben, mit welchem Montreal zunächſt Waſſergemeinſchaft hat, an Fruchtbarkeit und Größe keinem andern nachſteht, ſo wird wahrſcheinlich Montreal in Zukunft an Wohlſtand und Größe mit den anſehnlichſten Städten auf dem feſten Lande von Nord-Amerika wetteifern können.

Drey-

Dreißigſter Brief.

Beſchreibung von Kingſton und dem dortigen Handel. — Bemerkungen über den Ontario und die Schiffahrt auf demſelben. — Reiſe auf dem Ontario nach Niagara. — Ueber dieſes Fort und die neuen brittiſchen Poſten.

Niagara, im September.

Kingſton liegt an der Mündung einer tiefen Bay, an der nördlichſten Spitze des Ontario. Außer dem Fort und den Kaſernen, in denen ein Detaſchement gewöhnlich von 60 bis 100 Mann liegt, ſind hier, außer einer Kirche von der biſchöflichen Konfeſſion, noch etwa 100 Häuſer, die am Ende des amerikaniſchen Krieges größtentheils von Ausgewanderten aus den vereinigten Staaten erbaut wurden. Nur wenige darunter ſind von Steinen. Das Fort iſt ein Viereck aus Quaderſteinen gebauet und hat vier Baſtionen. Eine Zeitlang hieß es, nach dem Namen ſeines Erbauers Frontignac; in der Folge nannte man es nach einem Bach, welcher in die Bay fließt, Kadaraqui, und erſt ſeit einigen Jahren iſt ihm der Name Kingſton beigelegt worden. Kingſton iſt ein anſehnlicher Handelsplatz und nimmt ſich daher ſehr ſchnell auf. Alle Waaren, welche für das obere Land den Lorenzſtrom herauf kommen, werden hier in Stapel gelegt, um in die zur Fahrt auf dem See eigens gebauten Schiffe verladen zu werden; auch iſt hier der Stapelort für alles Pelzwerk, das von den verſchiedenen Poſten an den nächſt gelegenen Seen zuſammengebracht wird. Was die Indianer, die in der Gegend ſind, unmit-

telbar zum Verkauf in die Stadt bringen, iſt unbedeutend. Die angeſehenſten Kaufleute hier ſind Kompagnons von alten Häuſern in Montreal und Quebek, und ein Fremder, beſonders ein brittiſcher Unterthan, findet eine ſehr freundliche Aufnahme bei ihnen. Im Herbſt ſind, wegen der niedrigen Lage an einem großen Moraſt, die Wechſelfieber hier ſehr gemein.

Die Bay bei Kingſton hat guten Ankergrund und iſt der ſicherſte und bequemſte Hafen am Ontario. Nächſt dieſer ſoll an der Südſeite die Sodus-Bay und die von Toronto an der Nordſeite (letztere iſt mit Niagara unter gleicher Polhöhe) die beſten ſeyn; ſie ſind aber am Eingang verſandet, und nur für Schiffe, die nicht mehr als 5 bis 6 Fuß Waſſer ziehen, ohne Gefahr. Bei Kingſton iſt ein königliches Schiffswerft, und noch eins, das Privateigenthum iſt; die meiſten Schiffe, die den Ontario befahren, werden hier gebaut. Als wir über den Ontario fuhren, befanden ſich auf demſelben drei Schiffe von der königlichen Marine von 200 Tonnen Laſt, die 8 bis 12 Kanonen führten, desgleichen auch einige Kanonenboote; dem Traktat mit den vereinigten Staaten zufolge ſollen ſie aber alle bis auf eins abgetakelt werden. Ein Kriegsſchiff hat immer vollauf zu thun auf dem See, um die Geſchenke für die Indianer, die Vorräthe für die Truppen, und dieſe ſelbſt, wenn ſie einander von den verſchiedenen Poſten ablöſen, zu transportiren. Jeder Offizier der auf den Außenpoſten Dienſte thut, hat bei der Ueberfahrt dahin auf dem Kriegsſchiffe freien Transport für ſeine Bagage; auch können die Offiziere, wenn der Dienſt es erlaubt, von einem Hafen zum andern Fracht, und ſo auch Paſſagiere, mitnehmen, welches zu ihren Sporteln gehört. Wo ein Militär-Poſten iſt, da ſteht der Schiffsoffizier unter den Befehlen des daſelbſt kommandirenden Offiziers, und darf ohne deſſen Er-

laubniß nicht vom Bord gehen. Die Schiffsoffiziere ſind faſt alle, den Kommodore mit eingeſchloſſen, franzöſiſche Canadier und machen ein beſonderes Korps aus; ihre Uniform iſt blau und weiß mit großen gelben Knöpfen, worauf ein Biber geprägt iſt, mit der Umſchrift, Canada.

Auf dem Ontario ſind immer mehrere verdeckte Kauffarteiſchiffe, Schooner und Schaluppen von 50 bis 200 Tonnen Laſt und eine Menge großer Bateaux in Bewegung. Zur Befahrung deſſelben taugen nur entweder Seeboote oder ganz flach gebaute Fahrzeuge wie Bateaux und Kanots, die ohne Gefahr auf den Strand laufen können. Die Bewohner der vereinigten Staaten haben jetzt blos Bateaux auf dem See, und da ihre Häfen alle ſo ſchlecht ſind, ſo fragt ſichs, ob ſie jemal andere Fahrzeuge dazu brauchen werden. Die großen brittiſchen Schiffe gehen größtentheils zwiſchen Kingſton und Niagara, und legen ſelten anderswo als an einem von dieſen beiden Orten an.

Auf dem Ontario — und noch mehr auf den entfernten Seen — Schiffe zu bauen und auszurüſten, iſt ſehr koſtbar, weil alles Eiſen und Tauwerk aus Großbrittannien kommt. Doch wird man ohne Zweifel, wenn das Land erſt bevölkerter iſt, alle dieſe Bedürfniſſe hier an Ort und Stelle haben können, denn in Ober-Canada iſt der Boden zum Hanfbau ſehr tauglich, und Eiſenerze hat man ſchon an mehrern Orten gefunden. Im Kleinen wird bereits Hanf gebauet, aber Eiſengruben, die, wie alle Bergwerke die noch entdeckt werden möchten, ausſchließendes Eigenthum der Krone ſind, ſind noch nicht eröffnet, weil die Regierung es bis jetzt rathſam gefunden hat, die Betriebſamkeit der Einwohner ungetheilt auf den Ackerbau hinzurichten. Auf dem Gebiet der vereinigten Staaten hingegen, deren Bewohner gern alles ergrei-

ſen, was Gewinn hoffen läßt, hat man ſchon Nachforſchungen nach Eiſenerzen angeſtellt, welche ſehr glücklich ausgefallen ſind, und da ſie wahrſcheinlich die erforderlichen Werke anlegen werden, die dann das Eiſen zu weit beſſeren Preiſen würden liefern können, als das Europäiſche in Unter-Canada verkauft werden kann, ſo wird man wahrſcheinlich auch unſererſeits den Bergbau bald begünſtigen, um den vereinigten Staaten einen ſo einträglichen Handelszweig nicht allein zu überlaſſen. In den entfernten Gegenden von Ober-Canada iſt Kupfer häufiger, und da es auch leichter zu gewinnen iſt, als alles bis jetzt entdeckte Eiſenerz, ſo wird man ſich deſſen wohl, wo es irgend die Stelle des Eiſens vertreten kann, lieber bedienen. An den Ufern eines Fluſſes, der an der Süd-Weſt-Seite in den oberen See fällt, ſo wie auch auf den öſtlichen Inſeln dieſes Sees, hat man gediegenes Kupfer in großen Klumpen gefunden. Ich ſah in Niagara ein Stück, das mehrere Unzen ſchwer, und ſo rein war, als ob es geſchmiedet wäre, und dies war auf einer von dieſen Inſeln nur von einer größern Maſſe abgeſchlagen, die wenigſtens 40 Pf. gewogen haben muß. Faſt an allen Felſen auf dieſen Inſeln ſieht man reiche Kupfergänge, und Erz das dem Vitriol gleicht, findet man in tiefen Betten nahe am Waſſer. In ein Paar Stunden Zeit, könnte hier ein Bateau ſeine ganze Ladung Erz einnehmen, und damit in weniger als 3 Tagen bis an die Straße von St. Mary kommen; wenn man es von hier ein Paar Stunden Weges weit zu Lande fortſchaft, ſo kann es hernach in größere Schiffe geladen werden, und ohne weitere Schwierigkeit oder Aufenthalt in 6 Tagen in Niagara ſeyn.

Indeſſen iſt nicht blos der Bau und die Ausrüſtung der Schiffe auf dem See koſtbar, ſondern auch ihre Unterhaltung: denn ſie nutzen ſich weit ſchneller ab,

als Schiffe auf dem Ozean, welches man der Kälte des Waſſers zuſchreibt; und dann ſind auch Matroſen nicht anders als zu ſehr hohem Lohn zu haben, und man muß ihnen, die 5 Monate, da die Schiffe des Eiſes wegen ſtill liegen, noch dazu für voll bezahlen. Man verſchreibt ſie größtentheils aus den Seehäfen; weil zu dieſer ſehr gefährlichen Schifffahrt keine andere als die geſchickteſten und erfahrenſten Leute taugen.

Der Ontario iſt der öſtlichſte von den vier großen Seen, durch welche die Grenzlinie zwiſchen den vereinigten Staaten und Ober-Canada geht. Er iſt von Oſten nach Weſten 120 Meilen lang, ſeine größte Breite iſt 70 Meilen, und ſeine Oberfläche iſt auf 2,390000 engliſche Morgen berechnet. Er friert im Winter nur im Angeſicht des Landes, die Bayen aber und die Flüſſe die ſich in ihn ergießen, gehen immer zu. Dieſer See iſt weit weniger ſtürmiſch als die andern, und nach Verhältniß ſeiner Größe außerordentlich ruhig. Am erſten Abend unſerer Reiſe, war auch nichts, das einer Welle ähnlich war, zu ſehn, und auch in der Folge waren ſie nie ſo hoch, daß ſie irgend einem Reiſenden den kleinſten Anfall von Seekrankheit verurſacht hätten. Das Waſſer iſt von gutem Geſchmack, und man trinkt unterweges kein anderes. Die Tiefe iſt überall beträchtlich, und an einigen Stellen unergründlich. Dies giebt dem Waſſer, wenn man über Bord ſieht, eine ſchwärzliche Farbe; es iſt aber nichts deſto weniger ſehr klar, und man kann etwas weißes, das über Bord geworfen wird, mehrere Klafter tief unter der Oberfläche verfolgen. Indeß iſt er hierinn mit dem Oberen-See nicht zu vergleichen, wo man, nach Herrn Carver's Bericht, bei windſtillem Wetter die Geſtalt der Steinmaſſen auf dem Boden unterſcheiden kann, und deſſen Waſſer ſo rein und durchſichtig iſt, daß, wenn man hineinſieht, das Kanot in der Luft zu ſchweben ſcheint.

Nicht nur die Indianer, ſondern auch viele von den älteſten Weißen, die an den Küſten des Ontario wohnen, behaupten ſteif und feſt, das Waſſer ſteige und falle abwechſelnd alle ſieben Jahr, andere leugnen dieſen periodiſchen Wechſel. Nach allem, was man von andern großen inländiſchen Gewäſſern weiß, wäre dies eine in ihrer Art beiſpielloſe Erſcheinung, ſo daß ich in Verſuchung bin, dies Vorgeben für eine bloße Einbildung zu halten. Ein Mann der nahe bei Kingſton, dicht am Ufer des Sees, wohnt, und zu ſolchen Beobachtungen mehr Muße hat, als die meiſten Einwohner, ſagte mir ebenfalls, er beobachte nun den See ſeit beinahe 14 Jahren, und er glaube auch nichts von der Sache. Einige ſehr alte Leute in ſeiner Gegend hätten zwar früh genug vorhergeſagt, das Jahr 1795 würde das hohe Jahr ſeyn, und das Waſſer habe wirklich im Sommer eine ungemeine Höhe erreicht. Indeß ſchreibe er dies zufälligen Urſachen zu. Auch hatten dieſelbigen Leute damals einſtimmig behauptet, das Waſſer ſey nicht höher als es im hohen Jahre immer zu ſeyn pflege, und doch habe es eine wenigſtens 30 Jahr alte Baumgruppe zerſtört, der früher das Waſſer nichts angehabt habe, woraus man alſo ſehen könne, wie viel auf ihre Beobachtungen zu gehen ſey. Indeſſen ſcheint mir dieſes Faktum für keine Seite beweiſend zu ſeyn. Herr Carver ſagt, die Franzoſen hätten an dem Waſſer in der Straſſe Michillimakinak, zwiſchen den Seen Michigan und Huron, ein eben ſolches Steigen und Fallen beobachtet, das ſeine Periode in 15 Jahren vollende, und, fügt er hinzu, die Engländer ſind bis itzt noch nicht lange genug im Beſitz dieſes Forts geweſen, um jene Behauptung zu beſtätigen oder zu widerlegen. Leider iſt auch ſeitdem nichts näheres darüber bekannt geworden, da Perſonen, die glaubwürdige Beobachtungen darüber anzuſtellen im Stande wären, in dieſen Gegenden nicht lange genug an Einem Orte bleiben. Und ſo wird auch

wohl, in Beziehung auf den Ontario, nicht eher entſchieden werden, wie es ſich mit dieſer Naturerſcheinung verhält, bis bei mehrerer Bevölkerung Leute hier ſeyn werden, die für Unterſuchungen ſolcher Art mehr Muße und mehr Sinn haben werden, als die itzigen, die blos an Ackerbau und Handel denken. Es kommt nemlich hiebei auf ſehr genaue Beobachtungen an: wie viel Regen gefallen, wie ſich die Ausdünſtung und der Stand des Windes verhalten, deren Maaß und Richtung auf die Höhe des Waſſers in allen dieſen Seen einen weſentlichen Einfluß hat. So ſah ich ſelbſt bei Fort Erie das Waſſer in wenigen Stunden volle 3 Fuß fallen, als der Wind ſich plötzlich aus Weſten, woher er einige Tage geweht hatte, nach Oſten drehte. Auch müßten dieſe Beobachtungen an mehreren Orten des Ufers zu gleicher Zeit angeſtellt werden, weil das Waſſer aus unbekannten Urſachen an einigen Stellen beträchtlich vorrückt, und an andern zurückweicht. Zwiſchen dem Steinhauſe in Fort Niagara und dem See war, als jenes erbaut wurde, ein großer Garten, jetzt beträgt der Zwiſchenraum gewiß nicht mehr als 90 Fuß. Eine Waſſerbatterie, die erſt am Anfange des gegenwärtigen Krieges unten am Ufer außerhalb der Wälle erbaut wurde, iſt ſeit zwei Jahren ſo weggeſchwemmt, daß keine Spur davon übrig iſt.

Außer dieſem ſiebenjährigen Steigen und Fallen, wollen einige noch ein anderes bemerkt haben, welches in 24 Stunden mehreremale wiederkehre. Mehrere von meinen Gefährten auf dem Schiffe behaupteten, daß dies in der Canti Bay ganz regelmäßig geſehen würde, und daß ſie ſelbſt auf einer Mühle am Eingang derſelben, das Waſſer alle 4 Stunden um 14 Zoll hätten ſteigen ſehen. Da man aber hievon weder in Niagara und Kingſton, noch an den offenen Küſten des Sees etwas weiß, ſo iſt es blos dem großen Einfluß zuzuſchreiben, den auch die geringſte Veränderung des Windes auf dieſe

nach oben zu immer enger werdende Bay äußert, und man wird ſelten finden, daß der Wind in den nächſten zwei Stunden eben ſo ſtark iſt, als in den vorhergehenden. Ob man, auch bei vollkommener Windſtille, wo es ſich am deutlichſten zeigen müßte, wenn es eine regelmäßige Ebbe und Fluth wäre, das nemliche beobachtet hat, habe ich nicht erfahren können.

Ich komme nun zur Geſchichte unſerer Reiſe zurück. Wir dingten uns ſchon den Tag nach unſerer Ankunft in Kingſton auf einen Schooner von 180 Tonnen Laſt ein, der nur auf guten Wind wartete, um nach Niagara abzugehn. Man bezahlt für die Fahrt über den See in der Kajüte 2 Guineen, und halb ſo viel, wenn man ſich im Steuermanns-Raum behelfen will; dies iſt ein leidlicher Preis, weil man dafür zugleich beköſtigt wird. Der Kapitäns-Tiſch, in der Kajüte, war ſehr gut beſetzt, wir hatten Porter- und Xeres-Wein, und Branndtwein aller Art. Die Fracht für Güter iſt verhältnißmäßig theurer. Man zahlt für die Tonne (zweitauſend Pfund an Gewicht) 36 Schilling Sterling, das heißt, beinahe eben ſo viel, als man vor dem jetzigen Kriege für die Fracht übers Atlantiſche Meer bezahlte; indeß iſt es nicht zu viel, wenn man alles in Erwägung zieht, was die Schifffahrt hier vertheuert.

Am 7ten September, Nachmittags, ward der Wind günſtig, die Paſſagiere wurden an Bord gefordert, die Anker gelichtet, und in wenig Minuten waren wir auf dem See. Die erſten anderthalb Meilen iſt die Ausſicht ſehr beſchränkt, wegen der vielen großen Inſeln linker Hand, ſobald man aber um eine vorzüglich weit hervorragende Landſpitze herumkommt, öffnet ſich eine weite Ausſicht auf dem See, die an einem hellen ſtillen Abend, wenn die Sonne hinter den hohen Waldbäumen an der Küſte untergeht,

ausnehmend groß und ſchön iſt. Nach wenigen Stunden legte ſich der Wind, und wir rückten die Nacht über nur wenig vor; am 8. früh erhob ſich eine friſche Luft, und vor Mittag hatten wir das Land aus dem Geſichte verlohren. Unſere Reiſe war nun von einer Seereiſe gar nicht unterſchieden. Das Schiff wurde nach dem Kompaß geſteuert, das Log regelmäßig ausgeworfen, der Weg im Tagebuche verzeichnet, und über alles an Bord Buch geführt. So ſegelten wir ohne Land zu ſehen bis den 9. Abends, da wir die blauen Hügel in der Gegend von Toronto an der nördlichen Küſte anſichtig wurden, die uns aber auch bald wieder aus dem Geſichte kamen. Dieſe Hügel ausgenommen, ſind die Ufer überall flach und ſandig, daher man das Land immer in wenigen Stunden aus dem Geſicht verliert. Am 10. bei Tagesanbruch, ſahen wir Fort und Stadt Niagara zur Linken vor uns, und hofften in wenigen Stunden vor der Stadt zu ſeyn, als wir aber an die, bei der Mündung des Niagara befindliche Untiefe kamen, drehte ſich der Wind plötzlich; vergebens verſuchten wir hinüber zu laviren, wir mußten 2 Meilen vom Fort Anker werſen. Dieſes zeigt ſich vom Waſſer aus ſehr vortheilhaft, die Stadt aber ſieht armſelig aus, da ſie dem Fluß ganz parallel läuft, und man alſo nur einige ſchlechte Häuſer ſieht die vorn an liegen. Wir frühſtückten, kleideten uns an, und wurden mit mehreren Paſſagieren die an Land gehen wollten, im kleinen Boot bei Miſſiſſaguis = Point ausgeſetzt, von wo man nach der Stadt einen angenehmen Spaziergang hat, etwa eine Meile lang, und zum Theil durch Wald.

Die Miſſiſſaguis-Spitze hat ihren Namen von den Miſſiſſaguis-Indianern, die immer in großer Anzahl dort gelagert ſind. Dies iſt ein ſehr zahlreicher Stamm, welcher die Küſten des Ontario bewohnt. Man hält ſie für die beſten Jäger und Fiſcher, aber,

obgleich die Männer alle ſehr ſtämmig ſind, für nicht ſo kriegeriſch als andere Nazionen in dieſer Gegend. Sie ſind dunkler von Farbe als alle Indianer, die ich kennen gelernt, und manche ſind faſt ſo ſchwarz als Neger. Sie ſehen überaus ſchmutzig und unreinlich aus; die Weiber ſalben Haare, Nacken und Geſicht ſo reichlich mit Thran und ranzigem Fett, daß man ihnen zumal in warmen Tagen um des unerträglichen Geruchs willen gern auf mehr als drei Schritte weit vom Leibe bleibt. Bei unſerer Ankunft in Niagara, fanden wir ſie in großer Anzahl truppweiſe in den Straßen zerſtreut, und betrübt über den Verluſt eines ſehr erfahrnen und beliebten Anführers, Namens Wompakanon. Dieſer war bei einer Schlägerei in Toronto oder York, bei welcher Stadt ihr größtes Dorf liegt, dem Vernehmen nach von einem Weißen getödtet worden. Die übrigen Anführer hatten deshalb gleich ihre Krieger verſammelt, und waren hieher nach Niagara gekommen, um ſich bei dem Gouvernement förmlich zu beſchweren. Um ſie zu beſänftigen, hatte der kommandirende Offizier ganz anſehnliche Geſchenke unter ſie austheilen laſſen, unter andern viel Lebensmittel und nicht wenig Rum; davon hatten ſie den Tag vorher, wie gewöhnlich, tapfer geſchmauſet, ſchienen aber nun, da der Rum verzehrt und verraucht war, den Tod ihres armen Wompakanon ſehr tief zu fühlen. Aus Beſorgniß es mit der Regierung zu verderben, getraueten ſie ſich freilich nicht ſich durch offenbare Thätlichkeit zu rächen; indeß verſicherte mich ein Bekannter, der beim Indianiſchen Departemennt in Dienſten ſteht, daß ſo etwas bei ihnen nur durch Blut gebüßt werden könne, und daß ſie um den Tod ihres Anführers zu rächen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit, ſollte es auch erſt nach 20 Jahren ſeyn, einen Weißen, und vielleicht einen ganz unſchuldigen, umbringen würden.

Die Miſſiſſaguis bringen in Kingſton, Niagara und anderen Städten am See reichlich Fiſche und Wildpret zu Markte, und vertauſchen es gegen Rum und Brod Wir wurden in Kingſton einmal mit einer ſehr großen vortreflichen Rehkeule und einem Lachs, der wenigſtens 15 Pfund wog, bewirthet, welches beides unſer Wirth für eine Flaſche Rum und ein Brod gekauft hatte, ein Handel, mit dem der Indianer ſehr zufrieden geweſen war. Den Lachsfang treiben ſie gewöhnlich bei Nacht. Ihrer zwei ſetzen ſich in ein Kanot, der eine ſitzt am Hintertheil und rudert, der andere ſteht neben einer angezündeten Kienfackel am Vordertheil mit dem Wurfſpieß in der Hand. Das Licht lockt die Fiſche herbei, er wirft nach ihnen und verfehlt ſie ſelten. Der Ontario und alle Flüſſe, die ſich in dieſen See ergießen, haben vortreflichen Lachs im Ueberfluß, desgleichen viele andere Seefiſche, die den Lorenzſtrom heraufkommen; nächſt dem giebt es in dieſen Gewäſſern auch ſo vielerlei Süßwaſſer-Fiſche, daß gewiß viele Gattungen noch gar nicht benannt ſind. Der Lorenzſtrom iſt ebenfalls überall ſehr fiſchreich; viele behaupten daher, daß, wenn man die Fiſcherei, und namentlich den Lachsfang gehörig betriebe, dies für die Provinz eben ſo einträglich ſeyn würde, als der Pelzhandel. Man will auf dem Ontario auch große Amphibien, Seewölfe und Seekühe, Thiere, die gewöhnlich ein bis zweitauſend Pfund wiegen, geſehen haben. Daß grade dieſe vorhanden ſind, ſcheint noch zweifelhaft, ſo viel aber iſt gewiß, daß man bisweilen, bei der Fahrt über den See, Thiere von ungeheurer Größe auf dem Waſſer ſpielen ſieht. Unter den größern Fiſchen iſt der Stör der gewöhnlichſte, und man findet ihn auch in Land-Seen, die keine Gemeinſchaft mit dem Meere haben; er iſt jedoch nur des Thranes wegen ſchätzbar, aber gar nicht wohlſchmeckend, wie denn überhaupt nordwärts vom

James Fluß in Virginien der Stör von ſchlechtem Fleiſch und kaum zu genießen iſt.

Der Niagara Strom kommt gerade von Süden, und fällt 30 Meilen oſtwärts vom weſtlichen Ende des Ontario in dieſen See. Er iſt an der Mündung 900 Fuß breit, und bei weitem der größte unter den Flüſſen, die ſich in den Ontario ergießen. Auf der öſtlichen Seite liegt das Fort, welches jetzt den vereinigten Staaten gehört, und gegenüber die Stadt, die noch immer Niagara heißt, ob ſie gleich erſt Lenox, dann Naſſau, und nur ſeit kurzem, auf Anordnung der Legislatur, Newark heißen ſollte. Schade daß man die großen volltönenden Indianiſchen Namen verdrängen will. Newark, Kingſton, York ſind ein ſchlechter Erſatz für Niagara, Catacagui, Toronto. Niagara iſt bis jetzt die Hauptſtadt von Ober-Canada geweſen, und iſt es noch; es war aber bereits vor unſerer Ankunft Befehl ergangen, daß der Sitz der Regierung nach York verlegt werden ſollte, weil dieſe Stadt, als weiter von der Grenze der vereinigten Staaten entlegen, ſich beſſer zum Verſammlungsorte für das Geſetzgebende Landes-Kollegium ſchicke. Mit dieſer Maßregel iſt man aber nichts weniger als allgemein zufrieden, weil in Niagara für das geſellige Leben ſchon weit mehr geſchehen iſt; und da der Gouverneur, der die Sache in Anregung brachte, jetzt abgerufen worden iſt, ſo glaubt man, daß nichts daraus werden wird. Die Verlegung nach Toronto ſollte übrigens nur ein vorläufiger Schritt ſeyn; der eigentliche Plan aber war am Trenche-Fuß, der in den St. Clair fließt, und jetzt die Themſe benannt worden iſt, eine neue Stadt zu bauen, ihr den Namen London beizulegen, und dieſe zum Sitz der Regierung zu machen. Das Lokal hat mancherlei Vortheile; die Stadt läge an einem ſchönen ſchiffbaren Fluß, in einer geſunden fruchtbaren Gegend, mitten in der Provinz,

und hätte nach allen Seiten hin eine groſse Waſſerkommunikazion. Es giebt bereits einige Niederlaſſungen an den Ufern dieſes Fluſſes und es zieht ſich eine Menge neuer Anſiedler nach dieſer Gegend hin, ſo daſs vielleicht in Zukunft einmal die Hauptſtadt der Provinz dort ſehr wohl gelegen ſeyn würde; aber jetzt gleich den Sitz der Regierung an einen Ort zu verlegen, der noch zur Zeit nichts beſſer als eine Wildniſs iſt, das würde für das Publikum unzählige Unbequemlichkeiten haben, ohne den geringſten weſentlichen Vortheil zu bringen.

Die Stadt Niagara enthält, auſser den unentbehrlichſten öffentlichen Gebäuden, etwa 70 gröſstentheils hölzerne Häuſer; die zunächſt nach dem See hin gelegenen ſind armſelig; in der obern Stadt ſind einige, worin die vornehmſten Beamten wohnen, gar nicht übel. Die meiſten Perſonen, welche in Ober-Canada Aemter bekleiden, ſind Engländer, und Leute von Erziehung, und das muſs die Hauptſtadt zu einem angenehmen Aufenthalt machen, ſie liege übrigens wo ſie wolle. Wenige Orte in Amerika können ſich rühmen ſo ſchnell als dieſe kleine Stadt emporgekommen zu ſeyn; der gröſste Theil der Häuſer iſt erſt ſeit fünf Jahren erbauet, und noch immer vergröſsert ſich der Ort, weil auch der Handel mit dem Hinter-Lande, längs der Küſte der obern Seen, der ohne Ausnahme über Niagara geht, immer zunimmt, und die Einwanderung aus dem Gebiete der vereinigten Staaten immer noch fortdauert. Die Menſchenzahl vermehrt ſich hier in der Gegend umher ſo ſchnell, daſs Bauſtellen, Vieh, Lebensmittel und alle Bedürfniſſe ſeit drei Jahren um 50 pro Cent im Preiſe geſtiegen ſind.

Die Ufer des Niagara ſind ſteil und hoch, und haben auf beiden Seiten groſse Ebenen. Die Stadt ſteht auf dem weſtlichen Ufer, ſie hat eine ſchöne Ausſicht auf den See und die Küſten, und ihre Lage iſt

für das Auge ſehr angenehm. Da ſie ſo ſehr über die Waſſerfläche erhaben iſt, ſollte man meynen ſie müſſe auch geſund ſeyn; aber leider verhält ſich dies ganz anders. Als wir in die Stadt kamen, mußten wir vor vier verſchiedenen Wirthshäuſern vorſprechen, ehe wir Quartier fanden, indem die Leute überall ſo krank am Fieber waren, daß ſie uns nicht aufnehmen konnten, und in der ganzen Stadt war kein Haus ohne Kranke dieſer Art; in manchem lag die ganze Familie, und im Fort war die ganze Garniſon bis auf einen Korporal und neun Mann außer Stande Dienſte zu thun. Uns war unter dieſen Umſtänden natürlich ſehr bange für uns ſelbſt; man verſichert uns aber, es habe jetzt keine Gefahr mehr, die Krankheit ſey in ihrer letzten Periode und ſeit vierzehn Tagen kein Geſunder damit befallen worden. Zur Vorſicht nahmen wir jedoch des Morgens nüchtern ein Glas Branndtwein mit einem Theelöffel voll China, welches man für das beſte Präſervativ hält. Aber nicht Niagara allein, ſondern ganz Ober-Canada und die zu den vereinigten Staaten gehörenden ſüdlichen Küſten der Seen ſind eben ſo ungeſund. In der Mitte des Juli fängt die Krankenzeit an und hört erſt zu Anfang Septembers auf, wenn die Nächte anfangen kalt zu werden. Intermittirende Fieber ſind die gewöhnlichſten, in einigen Gegenden hat man aber auch anhaltende, und ganz beſondere Arten davon, die gewiſſen Strichen eigenthümlich ſind, und deren Natur noch gar nicht gehörig unterſucht und beſtimmt iſt. So giebt es ein beſonderes bösartiges Fieber am Geneſee, (der von Süden her in den Ontario fließt) welches man nur das Geneſeefieber nennt, und woran jährlich viele Menſchen ſterben; ein anderes am Miami, der in den Erie-See fällt. Aerzte ſind im Hinter-Lande von Amerika überall ſehr ſelten, und wenn es auch mehrere gäbe, ſo ſind doch die Anſiedlungen ſo zerſtreut, und ſo weit aus-

einander, daß ſie von keinem großen Nutzen ſeyn könnten. Ohnerachtet ſolchergeſtalt in Krankheitsfällen auf die Hilfe der Kunſt ſo wenig zu rechnen iſt, ſo nehmen doch die Amerikaner bei der Wahl eines neuen Wohnplatzes ſelten oder nie Rückſicht darauf, ob die Gegend eine geſunde Lage hat oder nicht. So zieht von dem ſchönen und geſunden, aber in Abſicht auf den Boden etwas dürftigen, Ufer des Susquehannah alljährlich eine Menge Menſchen nach dem Geneſee, ohne ſich daran zu kehren, daß hier im Herbſt von Zehn immer Neun von bösartigen Fiebern befallen werden; aber freilich hier iſt der Boden ſo reich, daß ehe er durch den Mais mehrere Jahre hintereinander etwas ausgeſogen iſt, der Weizen, nach dem Ausdruck der Landleute, ganz in den Halm läuft; der Halm iſt oft 14 bis 15 Fuß lang und zwei Drittheile davon lagert ſich auf die Erde.

Ungefähr dreiviertel Meilen vor der Stadt ſteht am Ufer des Fluſſes ein Gebäude, wo während Winters die Schiffs-Offiziere Quartier nehmen; dicht davor iſt ein geräumiger Kai zum Ausladen der Güter, und um im Winter die Schiffe vor vom Eiſe zu ſchützen. Längs dieſes Kais liegen viele große Magazine, die theils der Krone, theils Privatleuten gehören. Jenes ſteinerne Gebäude iſt jetzt den Truppen eingeräumt, die ſeit der Uebergabe des Forts einſtweilen darinn einquartirt ſind, bis das Blockhaus, welches oben am Ufer für ſie gebaut wird, bezogen werden kann.

Fort-Niagara ſteht unmittelbar an der Mündung des Fluſſes auf einer Landſpitze, die auf der einen Seite vom Fluß, auf der andern vom Ontario beſpült wird. Nach dem Waſſer zu iſt es palliſadirt, und hinter den Palliſaden iſt auf der Flußſeite ein großer Erdwall mit Schießſcharten, und auf der Seeſeite ein großes ſteinernes befeſtigtes Haus. Nach

der Landſeite hin ſind mehrere Batterien, Redouten und Parallelen, und an den Thoren und einigen andern Plätzen ſtarke Blockhäuſer angelegt. Das Fort mit ſeinen Außenwerken nimmt etwa fünf Morgen Landes ein, und erfordert eine Garniſon von 500 Mann und 30 bis 40 Stück ſchweres Geſchütz. Die Garniſon, welche die Republik darin unterhält, beträgt aber nur 50 Mann, und in dem ganzen Fort befinden ſich nur vier kleine Feldſtücke, die an den vier Ecken aufgepflanzt ſind. Dieſes Fort iſt von den Franzoſen erbaut worden, und gehörte mit zu der großen Kette befeſtigter Poſten, die längs den Seen und weſtlichen Gewäſſern angelegt waren. Sie bauten hier zuerſt das vorgedachte ſteinerne Haus, nachdem ſie ſich von den Indianern ein förmliches Verſprechen hatten geben laſſen, daß die Bauleute während der Arbeit nicht geſtört werden ſollten. Die Indianer bewilligten dies um ſo eher, als es ihren Begriffen nach höchſt ungaſtfreundlich geweſen ſeyn würde, einigen Kaufleuten ſo viel Platz zu verſagen, daß ſie ein Haus bauen könnten, um ſich gegen die Witterung zu ſchützen: ſie waren aber höchlich verwundert, als aus dem Hauſe ein Gebäude wurde, dergleichen ſie zuvor noch nie geſehen hatten. Nun hätten ſie die Fremden gern aus ihrer Wohnung vertrieben, es war aber zu ſpät. Im Flur des Hauſes war ein Brunnen gegraben, und überhaupt war es auf den Fall einer Belagerung mit allem Nöthigen verſehen. Nach und nach wurden die andern Werke errichtet, um das Haus zu verſtärken, und im Jahr 1759 war der Ort ſo feſt, daß er eine Zeitlang den Truppen unter dem Kommando des Sir William Johnſton widerſtehen konnte. Seitdem das Fort in brittiſchen Beſitz gekommen iſt, ſind die Werke noch ſehr vermehrt worden. Das ſteinerne Haus iſt ein geräumiges Gebäude, und iſt jetzt, wie es auch ehedem war, zum Quartier für die Staabs-Offiziere eingerich-

gerichtet. Hinten hinaus iſt ein großer Saal, der eine herrliche Ausſicht auf den See und die fernen Berge bei Toronto hat. Ehedem war dies der Speiſeſaal der Offiziere, und als ſolcher immer ſehr reinlich und elegant. Die amerikaniſchen Offiziere aber ſpeiſen lieber in einer von den Küchen, und der ſchöne Saal verfällt ganz. Ueberhaupt ſieht es jetzt im ganzen Fort, von einem Ende bis zum andern, überall ſchmutzig aus, und die Soldaten haben kein beſſers Anſehn als ihre Quartiere. Wir beſahen das Fort an einem Sonntag Morgen, und obgleich an dieſem Tage überall, ſelbſt in den vereinigten Staaten, die Soldaten beſſer angekleidet zu ſeyn pflegen, als ſonſt, ſo waren ſie doch größtentheils ſo ſchmutzig, als hätten ſie die ganze Woche unausgeſetzt in den Transcheen gearbeitet: der Bart bewies, daß das Scheermeſſer ihm ſeit mehreren Tagen nicht zu nahe gekommen war, eben ſo lange ſchien das Haar nicht gekämmt worden zu ſeyn, die Wäſche war ſchmutzig, die Flinten roſtig und die Kleider zerriſſen. Daß die Kleider und andere Montirungsſtücke der gemeinen Soldaten nicht beſſer ſind, wunderte mich in ſo fern nicht, weil die weſtliche Armee der Staaten in jeder Rückſicht ſo ſchlecht gehalten wird; aber auf die Reinlichkeit ſollten doch die Offiziere etwas beſſer ſehen. Alle ihre Grenzgarniſonen haben mehr an Krankheiten gelitten, als die brittiſchen, und hieran iſt gewiß größtentheils Mangel an Reinlichkeit Schuld, denn die Leute ſind ſo ſtark und ſo tüchtig, als ſonſt irgendwo. Die ſogenannte weſtliche Armee der Amerikaner, die vor einiger Zeit gegen die Indianer kommandirt wurde, und deren Anführer zugleich die dortige Grenze berichtigen ſollte, iſt von Anfang an unverantwortlich vernachläſſiget worden. Den General Wayne, der ſie als Chef kommandirt hatte, hörte ich ſelbſt in Philadelphia erzählen, daß, kurz nachdem ſie ihren Marſch angetreten hätten, mehr als ein Drittheil ſeiner Mannſchaft von der

Ruhr befallen worden wäre, daß die Wundärzte nicht einmal Medizinkaſten gehabt, und daß er gewiß den größten Theil ſeiner Leute eingebüßt haben würde, wenn nicht nach vielen vergeblichen Verſuchen ein junger Chirurgus die Rinde von einer Art gelber Pappel als ein gutes Heilmittel ausfindig gemacht hätte. Eben ſo ſagte er, wären ſeine Leute oft in Gefahr geweſen aus Nachläſſigkeit des Kommiſſariats auf dem Grunde und Boden der Republik Mangel zu leiden. Noch vor kurzem habe es um das Proviantweſen ſo ſchlecht ausgeſehen, daß, als die brittiſchen Offiziere dem kommandirenden General der Republik wiſſen ließen, ſie hätten nun Befehl die Poſten zu übergeben, ſobald er davon würde Beſitz nehmen können, dieſer ihnen zurückſagen ließ, daß, wenn ſie ihm nicht bei ſeiner Ankunft an den Seen mit Proviant aushelfen könnten, er noch in vielen Wochen nicht daran denken könnte, ſich in Marſch zu ſetzen. Unſer Offizier überließ hierauf der amerikaniſchen Armee 50 Tonnen geſalzenes Fleiſch; aber dennoch traf ſie erſt lange nach dem zur Ueberlieferung beſtimmten Tage an Ort und Stelle an. Dieſe Armee beſteht faſt ganz aus Irländiſchen und Deutſchen Redemptioners *), welche, ſo wie ſie landeten, enrollirt worden ſind, ehe ſie noch wiſſen konnten, wie viel man in Amerika, auch als ein bloßer Tagelöhner, verdienen kann. Die Landskinder, die das wiſſen, und nur aufs Geld denken, hüten ſich wohl gemeine Soldaten zu werden, weil auf jede andere Art weit mehr zu erwerben iſt. Bis zur Ratifikazion des letzten Traktats ſind die amerikaniſchen Pamphlets voll der gröbſten Injurien gegen die brittiſche Regierung geweſen, daß dieſe Niagara und die andern Poſten an den Seen nach der Unterzeichnung des Friedens noch immer in Beſitz be-

*) Was Redemtioners ſind, wiſſen die Leſer aus dem neunten Briefe.

hielt. Man überlegte alſo nicht, daß, wenn nun die brittiſchen Truppen ſich von dieſen Poſten auf einmal zurückgezogen hätten, die Indianer, in deren Gebiet ſie liegen, ſie wahrſcheinlich zerſtört haben würden, ehe die Truppen der Republik, welche erſt mehr als hundert Meilen durch eine bloße Wildniß marſchiren mußten, davon hätten Beſitz nehmen können. Ueber dies waren die vereinigten Staaten gar nicht im Stande gleich nach dem Kriege ſo ſtarke Beſatzungen darin zu halten, als zu ihrer Vertheidigung, ſo lange ſie noch in Feindſeligkeiten mit den Indianern lebten, nöthig geweſen wären. Indeß behaupte ich freilich nicht, daß die brittiſche Regierung dieſe Poſten nur deshalb ſo lange behalten habe, um ſie zum Vortheil der Amerikaner gegen die Wilden in Schutz zu nehmen und um ihnen zehn Jahre lang die Unterhaltungskoſten davon zu erſparen; ſondern es geſchah allerdings blos, um an den Beſitz ein Unterpfand für die Erfüllung gewiſſer Bedingungen zu haben, denen ſich einige Staaten nicht gern fügen zu wollen ſchienen. Im letzten Freundſchafts- und Kommerztraktat ſind aber alle jene Bedingungen zur Zufriedenheit von Großbrittannien gänzlich berichtiget, und alſo die Poſten nunmehr auch übergeben worden. Alle Zeitungen in den vereinigten Staaten rühmten es, wie rechtlich und verbindlich die brittiſchen Offiziere bei dieſer Uebergabe zu Werke gegangen wären: man fand alle Gärten gut unterhalten und in tragendem Zuſtande, und der abziehende Beſitzer hatte nicht das mindeſte vernachläſſigt.

In den vereinigten Staaten erwartete man von dieſen Poſten, unmittelbar nach der Beſitznahme, auſſerordentliche Vortheile, und ſtellte ſich vor, daß dadurch die Republikaner nun auf einmal von allem Handel auf den Seen Herr werden, und daß namentlich vom Pelzhandel wenigſtens drei Viertheile ihnen zufal-

len würden. Jetzt da ſie die Poſten wirklich inne haben, ſehen ſie ein, wie nichtig dieſe Einbildungen geweſen ſind. Es ſind dieſer Poſten vier: die Forts Oswego und Niagara an den Mündungen dieſer beiden Flüſſe, die in den Ontario-See fallen, Fort Detroit an den weſtlichen Ufern des Detroit-Fluſſes, und Fort Michillimakinak an der Straße gleiches Namens, zwiſchen den Seen Michigan und Huron. Von Oswego hatten wir nie den geringſten Vortheil: die Gegend umher iſt auf mehrere Meilen ein bloßer Wald, von wenigen Indianern bewohnt, die überdies ihr Pelzwerk nach Kingſton brachten, wo es ihnen wegen der Konkurrenz der Käufer, beſſer bezahlt wird; überdies ſtand der Fluß ſchon immer den Bewohnern der vereinigten Staaten offen, und ſie trieben von Neu-York aus nach dem Ontario hin Handel darauf. Sie haben alſo durch die Uebergabe dieſes Platzes nichts gewonnen, was ſie nicht auch vorher ſchon gehabt hätten, und die brittiſche Regierung ſpart die Koſten einer unnützen Garniſon von 50 Mann. In Niagara wird viel Pelzwerk aufgekauft, und der Handel iſt nicht unbedeutend, da aber die Stadt, in der er eigentlich ſeinen Sitz hat, auf der brittiſchen Seite liegt, ſo ſind auch die wenigen Kaufleute, welche innerhalb des Forts wohnten, ſo bald von der Uebergabe deſſelben nur von fern die Rede war, in die Stadt herüber gezogen. Durch den Beſitz des Forts haben alſo die Republikaner nicht das geringſte von dieſem Handel an ſich gezogen, auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſich am Fort Kaufleute von den vereinigten Staaten niederlaſſen werden, weil die brittiſchen Kaufleute für die europäiſchen Waaren, die den Lorenzſtrom heraufkommen, beſſere Preiſe geben können; und, was den Ankauf des Pelzwerks betrift, ſo werden die Indianer, die den Engländern in eben dem Maaße zugethan ſind, als ſie gegen den

neuen Staat einen eingewurzelten Haß hegen, gewiß nicht ihre alten Freunde, die noch dazu beſſere Preiſe bezahlen, verlaſſen, um ihre Waaren ihren Feinden zuzuführen. Detroit iſt von allen übergebenen Poſten unſtreitig der wichtigſte: es iſt eine Stadt von 1200 Einwohnern. Indeſſen iſt ſeit der Uebergabe ſchon eine neue Stadt auf der andern Seite, 18 Meilen tiefer herunter, angelegt, und mehrere Kaufleute haben ſich dorthin begeben. Die Meiſten ſind zwar noch zu Detroit, aber Bürger der vereinigten Staaten iſt faſt keiner geworden, und ſie werden ſich auch wohl, wenigſtens vor der Hand, ſchwerlich dazu entſchließen. Zu Folge des letzten Traktats, dürfen ſie ein Vierteljahr da bleiben, ohne ſich überall hierüber zu erklären, und wenn ſie dann brittiſche Unterthanen bleiben wollen, ſollen ſie nicht im geringſten beunruhigt werden, ſondern ihren Handel nach wie vor treiben können. Vom Pelzhandel werden wir alſo auch durch die Uebergabe dieſes Platzes wenig einbüßen. Michillimakinak iſt ein kleines palliſadirtes Fort auf einer Inſel. Die Agenten der Nord-Weſt-Kompagnie zu Montreal, und noch einige einzelne Kaufleute, wohnten innerhalb deſſelben, und tauſchten daſelbſt gegen europäiſche Waaren das Pelzwerk ein, welches die Indianer, die die einzigen Bewohner der umliegenden Gegend ſind, hinbrachten. Nun hat man gleich bei Räumung dieſes Forts, nicht weit davon, in der Straße St. Mary zwiſchen dem Obern-See und dem Huron, auf der Inſel St. Joſeph ein anderes erbaut und eine kleine Garniſon hineingelegt. Freilich haben ſich in Michillimakinak verſchiedene Kaufleute aus den vereinigten Staaten niedergelaſſen; da aber der neue brittiſche Poſten dem alten ſo nahe iſt, ſo werden gewiß die Indianer ihren alten Freunden den Vorzug geben. Hieraus ergiebt ſich: daß die Einwohner der vereinigten Staaten durch den Beſitz dieſer Poſten nur einen kleinen Theil

von einem einzelnen Zweige des Pelzhandels, nemlich den auf den nähern Seen, an ſich ziehen können, daß es überſpannt iſt, von drei Viertheilen deſſelben zu reden, da der Handel auf dem Utawa, ſowohl was die Menge als was den Werth der Waaren betrift, bei weitem der wichtigſte bleibt, und endlich, daß die Republik uns von den Handel auf den Seen überhaupt, eben auch nicht gar viel entziehen wird.

Noch kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß in militäriſcher Hinſicht die neu angelegten brittiſchen Poſten den alten weit überlegen ſind. Der Grund des neuen Blockhauſes an der brittiſchen Seite des Niagara, iſt 9 Fuß höher als der Gipfel des Steinhauſes im amerikaniſchen Fort, und beſtreicht dieſes Fort in jedem Punkt. Die Hauptſtärke des alten Forts iſt an der Landſeite: nach dem Waſſer zu ſind die Werke ſchwach, und können mit einem einzigen Zwölfpfünder in den Grund geſchoſſen werden. Brittiſcher Seits denkt man jezt hier an keine andere Befeſtigung, als an das Blockhaus, ſollte man aber ein ordentliches Fort anlegen wollen, ſo müßte es auf Miſſiſſaguis-Point zu ſtehen kommen, wo es den Eingang in den Fluß ganz und gar kommandiren würde. Das neue Fort am Detroit beſtreicht das Fahrwaſſer weit wirkſamer als das alte in der Stadt; alle Schiffe müſſen in einer ſehr geringen Entfernung daran vorbei. Auch hatten die Franzoſen, als ſie zuerſt in dieſer Gegend vordrangen, dieſen Platz gewählt und ihre Werke ſchon angefangen, als das ganze Kommando von den Indianern abgeſchnitten ward. Die Inſel St. Joſeph endlich kommandirt den Eingang in den Oberen-See, da Michillimakinak nur den Eingang in den See Michigan beſtrich, der ganz im Gebiet der vereinigten Staaten liegt.

Indeß iſt ja zu hoffen, daß Großbritannien und die vereinigten Staaten Freunde bleiben, und daß wir

nicht Gelegenheit haben werden, auf dieſe Grenzpoſten einen andern Werth zu legen, als ſofern ſie gute Handelsplätze ſind.

Ein und dreißigſter Brief.

Beſchreibung des Niagara Stroms, der Waſſerfälle und der Gegend an dem ſchiffbaren Theil des Fluſſes unterhalb der Fälle.

Fort Chippeway im September.

Achtzehn Meilen von der Stadt Niagara, oder Newark, ſind die merkwürdigen Waſſerfälle im Niagara-Strom, die man mit Recht unter die größten Naturerſcheinungen in der bekannten Welt rechnet. Die Landſtraße vom Ontario nach dem Erie iſt nur ein paar hundert Schritte weit davon entfernt. Dieſe Straße geht längs dem hohen ſteilen Ufer des Fluſſes auf der brittiſchen Seite zum Theil ganz nahe am Rande derſelben, und gewährt dem Reiſenden eine große Mannigfaltigkeit der ſchönſten und erhabenſten Ausſichten. Der Strom wird, je weiter hinaufwärts man kommt, nicht enger, ſondern weiter; neun oder zehn Meilen von Niagara wird er eine Meile breit, und hat ſehr das Anſehn eines Sees, er ſcheint auf allen Seiten von Bergen eingeſchloſſen zu ſeyn, und ſeiner großen Tiefe wegen fließt der Strom ſo ſanft, daß man von dem hohen Ufer herab die Strömung kaum bemerkt. So breit bleibt er ein bis zwei Meilen weit, dann erſcheint das Waſſer auf einmal zwiſchen den Bergen zu beiden Seiten eingeengt. Von hier bis zu den Fällen hinauf, iſt die Strömung ſehr ungleich und reißend. Am obern Ende dieſes breiten

Theils, faſt unten am Fuß des Ufers, liegt ein kleines Dorf Queenstown, welches aber in der Gegend unter dem Namen der Landung bekannter iſt. Bis hieher können die Schiffe, welche vom See kommen, ganz ſicher fahren, hier laden ſie die Waaren aus, die höher hinauf ins Land gehen ſollen, und nehmen das Pelzwerk ein, das in den verſchiedenen Poſten am Huron und Erie aufgekauft worden iſt, und das ſie nun von hier nach Kingſton bringen. Der Landtransport, von hier bis an den nächſten ſchiffbaren Theil des Niagara oberhalb der Fälle, beträgt 9 Meilen. Auf halbem Wege das Ufer hinan, etwa tauſend Schritt von Queenstown, liegt eine lange Reihe hölzerner Baraken, die ſich in weniger Entfernung ſehr vortheilhaft ausnehmen. Dieſe Baraken ſtehen jetzt ganz leer, und werden wohl nicht wieder gebraucht werden, bis etwa das Klima beſſer wird. Die Truppen, die man hier einquartierte, erkrankten nemlich in wenigen Tagen, ſtarben häufig, und mußten ſchnell wieder weggenommen werden, damit nicht das ganze Regiment darauf ginge.

Von Niagara bis Queenstown iſt die Gegend in der Nähe des Stroms ſehr eben; bei Queenstown aber wird es auf einmal bergig, und alle dieſe nach verſchiedenen Richtungen laufenden Anhöhen, ſind mit ungeheuren Eichen bewachſen, und die Straße, die ſich dazwiſchen hinzieht, iſt ſo ſteil, daß ein Reiſender nicht im Wagen bleiben kann. Jenſeits dieſer Berge kommt man wieder in ebenes Land, nur daß der Boden, der vorher ein gelblicher Kies oder Sand war, hier ein ſchwarzes, fettes, mit Lehm und Steinen vermiſchtes Erdreich iſt. Von der Spitze eines dieſer Berge, der gerade über das Dorf Queentstown hinüber hängt, hat man eine der ſchönſten Ausſichten von der Welt. Man ſieht etwas links von der Straße zwiſchen einer Gruppe großer Eichen, und ſieht

wenn man hinunterblickt, die Dächer der Häuſer zwiſchen den Aeſten der Bäume mit denen der Hügel von oben bis unten bewachſen iſt; die Schiffe, die vor dem Dorfe vor Anker liegen, hat man wenigſtens 200 Fuß unter ſich, und ſieht die Maſten wie dünne Ruthen zwiſchen dem dicken Laubwerk der Bäume hervorragen. Sieht man hinter ſich den Strom hinab, ſo kann man ihn in allen ſeinen Krümmungen bis zum Einfluß in den Ontario verfolgen, und dieſer begrenzt hier die Ausſicht, eine einzige Stelle ausgenommen, wo man am Horizont einen ſchwachen Umriß von den Berggipfeln bei Toronto gewahr wird. Das rechte Ufer iſt noch ganz in ſeinem natürlichen Zuſtande überall mit Wald bedeckt; am linken Ufer aber erblickt man zwiſchen durch bis dicht an den Rand des Waſſers, Aecker und Bauerhäuſer. Jenſeits der Berge iſt das Land weit weniger gelichtet.

Auf den Umſtand, daß ſich in der Nähe von Queenstown ſo plötzlich die Geſtalt des Landes, und zugleich auch die Breite, Tiefe und Strömung des Fluſſes auffallend ändert, hat man die Vermuthung gegründet, daß der große Waſſerfall urſprünglich an der Stelle geweſen ſeyn müſſe, wo der Strom ſo plötzlich zwiſchen den Hügeln eingeengt wird, und dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als man ſehr beſtimmt weiß, daß der Waſſerfall, ſeitdem er zuerſt von Europäern beſucht wurde, um ein beträchtliches zurückgewichen iſt, und noch immer weiter zurückgeht, wie ich bald ausführlicher melden werde.

Es war ſehr früh am Tage als wir in Geſellſchaft des General-Advokaten und eines brittiſchen Ingenieur-Offiziers Niagara oder Newark verließen, um dies große Schauſpiel zu ſehen. Bei jedem Schritte ſtieg unſere Erwartung, unſere Augen waren unverrückt nach der Gegend gerichtet, wo wir die weiße Nebelſäule erwarteten, die über dem Waſſerfall ſchwebt, und hundertmal glaube ich, ließen wir den Wagen hal-

ten, um zu horchen, ob wir nicht den fernen Donner vernähmen: indeß kamen wir bei den Bergen an, ohne etwas zu ſehen oder zu hören, und auch nachdem wir ſie überſtiegen hatten, wurde weder unſern Augen noch Ohren ihr Verlangen gewährt. Dies machte uns mißmüthig, und wir theilten uns unſere Bedenklichkeiten mit, ob nicht die wundervollen Beſchreibungen, die uns von dieſem Waſſerfalle ſo oft gemacht worden waren, vielleicht darauf berechnet wären, in entfernten Weltgegenden leichtgläubigen Menſchen etwas aufzuheften. Dieſer Argwohn wurde beinahe zur Gewißheit, als wir uns dem Ort bis auf eine halbe Meile genähert hatten, und nun nur ſo eben den aufſteigenden Waſſerdunſt erkennen konnten, von dem Geräuſch aber noch immer nichts vernahmen. Dem ohnerachtet iſt es buchſtäblich wahr, daß man das ſchreckliche Getöſe dieſes Katarrakts bisweilen auf 40 Meilen weit ganz deutlich hören kann, und daß die Wolke, die ſich aus dem Staubregen bildet, in noch größerer Entfernung zu ſehen iſt *); aber die Luft muß rein und der Himmel heiter ſeyn, welches auch keinesweges etwas ſeltnes iſt, nur **wir** hatten einen feuchten, trüben Tag getroffen. Die Verbreitung des Schalles hängt ebenfalls vom Zuſtande der Atmoſphä-

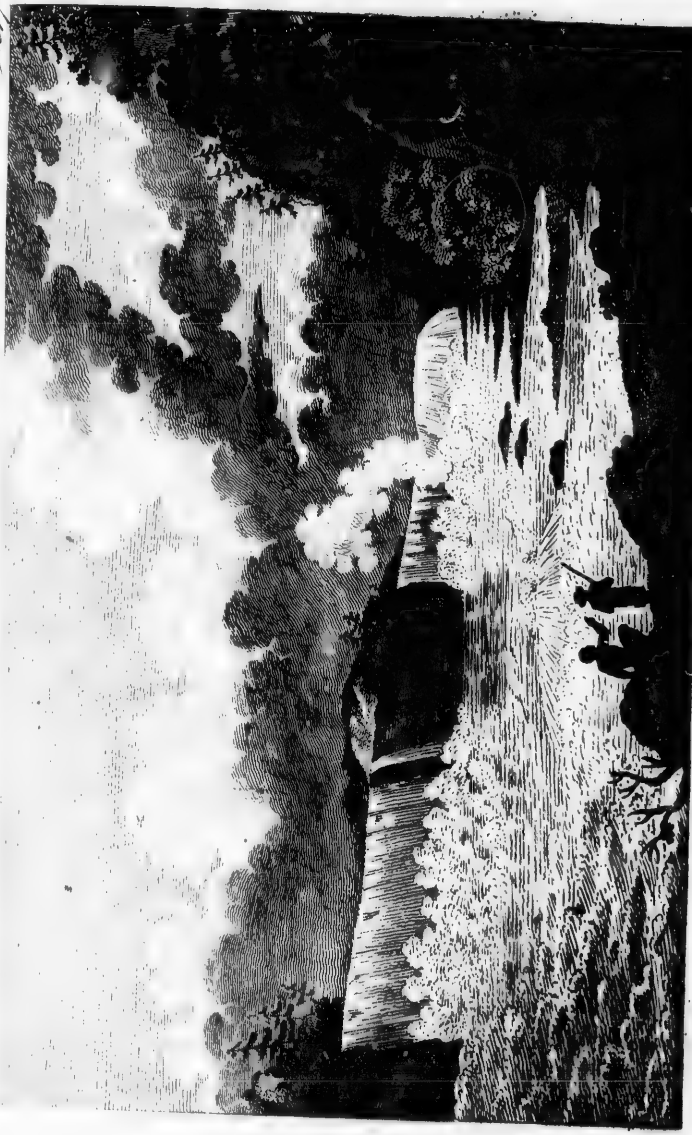
*) Einige Zeit hernach, als wir auf einem königlichen Schiffe den Erie-See befuhren, haben wir ſelbſt die Wolke mit bloßen Augen in einer Entfernung von 54 Meilen geſehen; es war aber ein ſehr reiner und windſtiller Tag. Als der Kapitain zu uns kam, und uns eine kleine weiße Wolke am Horizont, als die über dem Katarrakt hangende Dampfwolke zeigte, hielten wir dies für eine bloße Vermuthung. Bei genauerer Beobachtung aber ſahen wir, wie alle anderen hellen Wolken ſich bald in andere Gegenden des Horizonts zerſtreuten, nur dieſe eine blieb unverrückt auf demſelben Punkt, und als wir ſie durch ein Glas betrachteten, konnten wir deutlich wahrnehmen, wie ſie ihre Geſtalt mit jedem Augenblick veränderte, wodurch denn die Sache außer Zweifel geſetzt ward.

re ab; am weiteſten hört man ihn kurz vor einem heftigen Regen, wenn übrigens der Wind aus der Gegend des Falles herweht. Wir ſtiegen in einem kleinen Dorf von einem halben Dutzend zerſtreuter Häuſer aus, welches an der Straße nach dem Erie liegt, gerade da, wo ſie dem Waſſerfall am nächſten iſt, und nachdem wir, um uns auf die bevorſtehenden Beſchwerden einigermaßen zu ſtärken, eine kleine Mahlzeit zu uns genommen hatten, gingen wir über einige Aecker nach einem tiefen mit hohen Bäumen umgebenen Grunde, aus dem dicke Wolken weißlichen Nebels emporſtiegen, wie Rauch von brennenden Reisbündeln. Als wir an den Rand dieſes Grundes gekommen waren, ſtiegen wir eine ſteile Wand von etwa 150 Fuß hinab, dann gingen wir eine Weile über einen feuchten mit dickem Gebüſch bewachſenen Marſchboden, und kamen an den von ſeiner ebenen Oberfläche ſogenannten Tafelfelſen. Dieſer Felſen liegt ein wenig vor dem großen Fall und iſt etwa 40 Fuß höher als die obere Fläche desſelben. Die Ausſicht von hier iſt in der That erhaben, aber ehe ich Ihnen eine Vorſtellung davon machen kann, muß ich Sie erſt im Allgemeinn mit dem Strom und dem Fall etwas näher bekannt machen.

Der Niagara kommt aus dem öſtlichen Ende des Erie-Sees und ergießt ſich nach einem Laufe von 36 Meilen in den Ontario. Näher nach dem Erie hin iſt er etwa 900 Fuß breit, und tief genug für Schiffe, die 9 bis 10 Fuß unter Waſſer gehen; aber die Strömung iſt reißend und unregelmäßig, und das Fahrwaſſer wegen der vielen großen Felſen ſo ſchwierig, daß nur Bateaux, nicht aber andere Schiffe, ſich hierher wagen. Weiter herab erweitert ſich der Strom, man ſieht keine Felſen mehr, weder an der Seite noch in der Mitte des Fluſſes, und das Waſſer fließt gerade und eben fort, obgleich die Strömung ſehr ſtark iſt. So fließt

der Strom bis Fort Chippeway, ungefähr drei Meilen oberhalb des Falles; aber hier wird das Bett wieder felſig, und das Waſſer, indem es einige Abhänge hinunter rauſcht, geräth ſo gewaltſam in Bewegung, daß wenn ein Boot nur ein weniges über Chippeway, wo ſie gewöhnlich anhalten, hinaus käme, es gewiß, noch lange ehe es bis zum Waſſerfalle hin käme, zertrümmert ſeyn würde. Die Wellen ſchlagen an dieſen Stellen mit ſo erſtaunlichem Ungeſtüm gegen die Felſen, daß man es von der Höhe des Ufers herab nicht ohne Schaudern anſehen kann. Indeſſen iſt das Waſſer nur an beiden Seiten ſo ſehr in Bewegung, in der Mitte iſt der Strom zwar auch außerordentlich reißend, aber die Brandung iſt doch nicht ſo gefährlich, daß nicht ein Boot, wenn es ſehr geſchickt geführt würde, bis zu einer Inſel herabkommen könnte, welche dicht an dem Katarrakt den Fluß in zwei Arme theilt. Um dahin zu kommen, muß man ſich ziemlich weit oberhalb Chippeway einſchiffen, wo der Strom noch gelinder iſt, und dann auf dem ganzen Wege genau die Mitte des Stroms halten; ſobald man auch nur im geringſten zur Rechten oder zur Linken abweicht, wird es gleich unmöglich gegen den Strom zu kämpfen; man würde mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem Falle hingeriſſen werden und unvermeidlich zu Grunde gehn. Noch ſchwieriger und gefährlicher iſt die Rückkehr von dieſer Inſel: dennoch ſind viele Menſchen tollkühn genug die Fahrt zu unternehmen, blos um den Katarrakt von dieſer Seite zu ſehen, oder auch nur um ſich rühmen zu können, dort geweſen zu ſeyn.

Je näher dem Falle deſto ungeſtümer drängt ſich der Strom zwiſchen den Felſen durch, endlich kommt er an den Rand des furchtbaren Abgrundes, und ſtürzt ſenkrecht herunter, ohne irgendwo von Felſen aufgehalten zu werden. Dicht vor dem Falle nimmt der



Central Ansicht des Niagarafalls.

Fluß
ſo da
ſonde
geht.
ein b
dage
unun
größe
len d
laufe
nord
wöhn
eiſe
hoch,
aber
daß
denn
Stro
niedr
weite
ſtürzt
Unge
mal
rade
Aus
les ſ
vor,
Falle
Nach
teſten
niger
nie d
breit
komm
auf d

Fluß eine beträchtliche Beugung nach der rechten Seite, ſo daß die Linie des Falles nicht in der kürzeſten Richtung, ſondern ſchräge von einem Ufer nach dem andern, herübergeht. Das Flußbette des Stroms iſt oben am Fall um ein beträchtliches breiter als unterhalb nach dem Falle; dagegen aber ſtürzt nicht die ganze Waſſermaſſe in Einem ununterbrochenen Strom herab, ſondern die vorerwähnte größere Inſel und noch eine ſehr kleine, weiter rechts, theilen den Katarrakt in drei verſchiedene neben einander laufende Fälle. Der erſtaunenswürdigſte iſt der an der nordweſtlichen, oder brittiſchen Seite des Stromes, gewöhnlich der große, oder von ſeiner Geſtalt der Hufeiſenfall genannt. Er iſt zwar nur 142 Fuß hoch, da die andern eine Höhe von 160 Fuß haben, aber dieſe geringere Höhe iſt wohl eben die Urſache, daß er einen ſo vorzüglich großen Anblick gewährt: denn da der Abgrund, und alſo auch das Bette des Stroms über demſelben, auf dieſer Seite um 18 Fuß niedriger iſt als auf der andern, ſo drängt ſich bei weitem der größte Theil des Waſſers hieher, und ſtürzt, der größern Maſſe wegen, mit viel heftigerem Ungeſtüm herab, als an den beiden andern Fällen, zumal da die reißenden Stellen oberhalb des Falles gerade auch auf dieſer Seite am gewaltigſten ſind. Aus der einwärts gekrümmten Mitte des Hufeiſenfalles ſteigt jene bewunderungswürdige Dampfwolke empor, die man ſo weit ſehen kann. Die Größe dieſes Falles kann man nur nach dem Augenmaaß beſtimmen. Nach der allgemeinen Meinung derer, die ihn am öfteſten geſehen haben, iſt ſeine krumme Linie nicht weniger als 1800 Fuß lang; die Inſel, welche die Linie des Falles unterbricht, ſchätzt man 1050 Fuß breit; der zweite Fall iſt nur 15 Fuß breit; dann kommt die kleine Inſel von etwa 90 Fuß, und hierauf der dritte oder Fort-Shlopers-Fall, der wenig-

ſtens ſo breit als die große Inſel iſt. Die Inſeln mit einbegriffen wäre alſo die ganze Breite des Katarrakts 4000 Fuß. Zu groß iſt dieſe Angabe gewiß nicht; einige halten die Linie für länger als eine engliſche Meile. Die Waſſermaſſe, welche den Fall herabſtürzt, iſt ungeheuer. Sie läßt ſich ſehr einfach aus folgenden Angaben berechnen, welche genau ſind, da ſie von einem ſehr kompetenten und mit dieſen Gewäſſern genau bekannten Manne, dem Kommandeur eines der königlichen Schiffe auf dem See Erie, herrühren. Wo dieſer See an ſeinem öſtlichen Ende drittehalb Meilen breit iſt, iſt das Waſſer ſechs Fuß tief, und die Strömung in der Stunde zwei Meilen; nun nimmt zwiſchen jener Gegend des Erie und dem Katarrakt der Niagara noch verſchiedene breite Bäche auf, folglich muß am Fall die Waſſermaſſe noch größer ſeyn, als weiter oben; wenn wir alſo annehmen, daß in jeder Minute 672,000 Tonnen herabſtürzen, ſo werden wir der Sache nicht zu viel thun.

Jezt führe ich Sie zurück auf den Tafelfelſen an der brittiſchen Seite, dicht am Rande des Hufeiſenfalles. Hier überſieht der Wanderer zuerſt die reißenden Stellen im Strome oberhalb des Falles, dann die mit dichter Waldung bewachſenen Ufer, einige Klafter weit unter ſeinen Füßen den Hufeiſenfall, weit zur Linken in der Ferne Fort-Shlopers-Fall, und endlich auch den ſchrecklichen Abgrund, in welchen er ſenkrecht hinabſehen kann, wenn er das Herz hat ſich dem Rande des Felſens zu nähern. Wie die Größe dieſer verſchiedenen Gegenſtände das Gemüth ergreift, iſt nicht zu beſchreiben, und wer zum erſtenmale hieher kommt, braucht wirklich Zeit, ehe er ſich nur ſo weit ſammelt, daß er ſich von dem gewaltigen erhabenen Schauſpiel einigermaßen eine Vorſtellung machen kann. Das Ganze auf einmal zu umfaſſen iſt dem Auge nicht möglich; erſt nach und nach muß es ſich mit den

einzelnen Theilen bekannt machen, davon ſchon jeder für ſich allein ein bewundernswürdiger Gegenſtand iſt, und ſo viel Großes und Erhabenes in ſich enthält, daß auch diejenigen, die oft und mit Muße das alles haben anſchauen können, doch bei jedem Beſuche neue Schönheiten und neue Wunder entdecken. Nachdem wir hier lange genug verweilt hatten, kehrten wir auf dem Wege, den wir gekommen waren, wieder zurück. Der Ingenieur, der mit allen Theilen des Katarrakts aufs genaueſte bekannt und vielleicht der beſte Wegweiſer iſt, den man finden kann, ſagte uns, man könne zwar vom Tafelfelſen eine ganze Strecke längs dem Rande der Klippen fortgehn, es wäre aber des Dickichts und der Ungleichheit des Bodens wegen höchſt beſchwerlich. Er führte uns alſo auf einem andern Wege zu einer zweiten Anſicht des Falles, gleichfalls von dem Rande einer Felſenklippe aus, wo man den Theil von Fort Shlopers-Fall, der zunächſt an der Inſel liegt, gerade vor ſich hat. Hier hat man die vollſtändigſte Anſicht des ganzen Katarrakts und kann ſich von der Lage des Abgrundes eine genauere Vorſtellung machen, als irgendwo; der Anblick iſt von hier aus ſchöner, aber wohl weniger groß, als an andern Punkten. Unſer Führer war von der Anſicht des Waſſerfalles auf dieſer Stelle ſo hingeriſſen, daß er, um ihn von hieraus mit Genauigkeit zu zeichnen, ſich ein hölzernes Haus hat bauen und durch Ochſen hieher transportiren laſſen: dies hat er ſo lange bewohnt, bis verſchiedene Zeichnungen des Katarrakts beendiget waren. Er zeigte uns eine davon, die ihn mitten im Winter in einem höchſt ſonderbaren Zuſtande vorſtellte. In dieſer Jahreszeit häuft ſich unten am Boden des Katarraktes das Eis und friert in ungeheure Wälle, während am obern Rande des Abgrundes nicht minder ungeheure Eiszapfen, ſo groß als die Säulen eines anſehnlichen Gebäudes, herab hangen, und bei-

nahe den Boden berühren. Von hier aus kehrten wir noch einmal durch das Gehölz, welches den Abgrund bekränzt, aufs freie Feld zurück, und kamen durch einen ſchlängelnden Fußſteig, der beinahe eine Meile lang iſt, an eine Stelle, wo man die Klippen herabſteigen und bis an den Boden des Katarrakts gelangen kann. Unterhalb des Sturzes beſteht das Ufer des Stroms, zu beiden Seiten auf mehrere Meilen [illegible] aus ſchroffen oft ſenkrechten Erd- und Felſenwänden, und ſie herabzuſteigen iſt nur an zwei Stellen möglich, weil nämlich nur dort, und ſonſt nirgends, anſehnliche Erd- und Felſenmaſſen abgebröckelt ſind, ſo daß man von einem ſolchen Abſatz bis zum andern, hat Leitern anlegen können; die nächſt von dieſen Stellen, vom Hufeiſenfalle den Strom hinabwärts gerechnet, heißt die indianiſche Leiter, doch iſt es keine eigentliche Leiter, ſondern nur lange Fichtenbäume, welche die Indianer gelegt und eingekerbt haben, damit man den Fuß feſtſtellen kann; dieſe Bäume haben vom Anfange an nicht recht feſt liegen können, und jetzt ſind ſie es noch weit weniger, ſo daß man dort unmöglich mit Zutrauen hinabſteigen kann. Alſo ſtiegen auch wir nicht hier, ſondern an einer andern Stelle herab, die weiter hinunter liegt, und Miſtreß Simcoes Leiter heißt, weil die Leitern für die Gemahlin des letztern Gouverneurs Simcoe gelegt worden ſind. Dies ſind wirkliche und ſtarke Leitern, ſie liegen feſt, und wegen der vielen Vorſprünge, die der Felſen hier hat, iſt keine dieſer Leitern ſo lang, daß nicht ſelbſt eine Dame ſie ohne Beſorgniß auf und abſteigen könnte. Indeß iſt es immer kein kleines Unternehmen, den ganzen Weg über an rauhen Felſen hinab zu ſteigen, und wenig Frauenzimmer möchten auch körperliche Kräfte genug haben, um es zu beſtehen. Als wir herunter kamen, befanden wir uns zwiſchen hohen Pfeilern von ungeſtalten Felſen und zwiſchen großen

Erd-

Erd- und Felsmaſſen, die aus der Seitenwand hervorragen, und mit Tannen und Zedern bewachſen ſind, die auf uns herab zu ſtürzen drohten. Viele von dieſen großen Bäumen ſtehen nemlich ganz in herabgeſenkter Richtung mit der Krone nach der Erde hin, während an einem viel höhern Punkt die Wurzel ſich zwiſchen die Felſen ſo feſt geklammert hat, daß auch, wenn dort Felſenſtücke abbröckelten, der Stamm doch noch immer nicht fiele. Der Strom iſt hier etwas mehr als eine Viertelmeile breit, und man ſieht den Fort-Shlopers-Fall gegenüber, etwas zur Rechten, ſehr ſchön; auch das, was man vom Hufeiſenfall ſehen kann, zeigt ſich ſehr vortheilhaft, doch verbirgt die hervorragende Felſenwand beinahe die Hälfte deſſelben. Der Fort-Shloper-Fall iſt unten von einem milchweißen Schaum umgeben, der in dichten Maſſen aus dem Felſengrunde heraufſteigt, er erhebt ſich aber nicht, wie es bei dem Hufeiſenfalle geſchieht, als Rauchwolke über den Katarrakt: doch ſtäubt der Dunſt davon weit umher und fällt auf der andern Seite des Stroms bis an Simcoes Lager hin wie Regen herunter. Nachdem wir den Rand des Stroms erreicht hatten, gingen wir längs dem Strande hin nach dem großen Fall. Der Strand beſteht hier größtentheils aus einem horizontalen Lager von Kalkſtein, welches, ausgenommen da, wo große Steinmaßen von der Seitenwand herabgeſtürzt ſind, mit Kies bedeckt iſt. Die Kalkfelſen treten an verſchiedenen Stellen ziemlich weit in den Strom hinein; an dieſen hervorragenden Felſenſpitzen bricht ſich die Strömung, und ſo entſtehen längs der Küſte hie und da ſehr heftige Strudel. Was oberhalb des Katarrakts unglücklicher Weiſe in die Strömung geräth, und ſo in den Abgrund hinunter geſtürzt wird, das wirft der Strom hier wieder aus; daher liegen am Ufer große Bäume und Sägeblöcke, die von den Schneidemühlen oberhalb des

Falles weggeſpült worden ſind, desgleichen große Fiſche, Eichhörnchen, Füchſe und andere Thiere mehr, umher. Das Aas verbreitet einen ſchrecklichen Geſtank und lockt die Raubvögel herbei, die immer ſchaarenweiſe über dieſer Stelle ſchweben.

Von den vielen Anekdoten, die hier auf Rechnung des Katarraktes erzehlt werden, will ich Ihnen nur die tragiſche und unbezweifelt wahre Geſchichte eines armen Indianers mittheilen. Dieſer Unglückliche ſchlief, wahrſcheinlich berauſcht, einige Meilen oberhalb des Katarraktes in ſeinem Kanot, welches am Ufer befeſtigt war; ſeine Gattin ſaß nicht weit davon am Ufer. Zufälligerweiſe kommt des Weges ein Matroſe von einem der Kriegsſchiffe auf den Seen, die Indianerin gefällt ihm, und er glaubt, daß ſie gar nicht Bedenken tragen werde, ſich ihm zu überlaſſen. Weil ſie aber ſtatt deſſen nach dem Kahne läuft, vermuthlich um ihren Gatten zu wecken, ſo ſchneidet der Matroſe, um dies aufs ſicherſte zu vereiteln, den Strick entzwei, an dem das Kanot befeſtigt war. Das Kanot treibt nun mit dem Strome fort, und in wenigen Minuten iſt es mitten in den reißenden Stellen. Mehrere Perſonen, die weiter unten, unfern dem Ufer ſtehen, werden das Kanot gewahr, und wundern ſich, es an jener gefährlichen Stelle zu erblicken. Mittlerweile weckt das gewaltige Stoßen der Wellen den Indianer, er richtet ſich auf, ſtarrt wild umher, und ſobald er die Gefahr inne wird, ergreift er ſein kleines Ruder, und verſucht unter unglaublichen Anſtrengungen das Mögliche, um ſich zu retten. Bald aber ſieht er, daß alles nicht hinreicht den Ungeſtüm des Stromes zu überwältigen, und nun legt er mit großer Mühe ſein Ruder bei Seite, hüllt ſich in ſeine Decke, und ſtreckt ſich ganz reſignirt in ſeinen Kahn hin. In wenigen Sekunden iſt er den Abgrund hinunter, und weder ihn noch ſein Kanot hat

man je wieder geſehen. Der Strom wirft überhaupt kaum den dritten Theil von dem wieder aus, was er herabreißt.

Von Simcoes Leiter an kann man eine ganze Strecke ſehr bequem am Strande entlang gehen, je mehr man ſich aber dem Hufeiſenfalle nähert, deſto unebener wird der Weg. Hie und da, wo das hohe Ufer eingeſtürzt iſt, liegen hohe Erdhaufen, Felſen und Bäume, die bis an den Rand des Waſſers reichen, im Wege, und ohne einen Führer iſt es unmöglich hinüberzukommen; man muß faſt bis an den Gipfel hinanſteigen, und dann durch lange finſtere Klüfte auf Händen und Füßen kriechen, um zwiſchen den herabgeſtürzten Bäumen und Felſenſtücken durchzukommen. Wenn man dieſe ſchwierige Stelle hinter ſich hat, ſo muß man dicht an der Felſenwand von einer Felſenklippe auf die andere klimmen; denn es iſt hier zwiſchen der Wand und dem Strome wenig Raum, und die Klippen, über die man wegklettert, ſind von dem Staubwaſſer, welches beſtändig herabfällt, ſo ſchlüpfrig, daß man ſich äußerſt in Acht nehmen muß nicht zu fallen. Schon eine Viertelmeile weit vom Katarrakt, hatte uns dies Staubwaſſer ſo durchnäßt, als ob wir in den Strom getaucht worden wären. Man wird durch nichts gehindert bis dicht an den Fuß des großen Falls zu gehen, ja man kann ſich ſogar hinter den Strom ſtellen, der vom Gipfel des Abgrundes herabfließt; denn das Waſſer ſtürzt von dem Rande eines vorſpringenden Felſen herunter. Auch hat unten das gewaltige Aufſchlagen des Waſſers große Höhlen in demſelben ausgearbeitet, die ziemlich weit unter das obere Flußbett in den Felſen hineinragen. Ich blieb etwa zwanzig Fuß weit vom Rande des Sturzes ſtehen, nahe genug um in die Höhlen dahinter zu ſehen, aber der heftige Wirbelwind, der immer am Fuß des Katarraktes tobt, und durch das Anprallen dieſer ungeheuern Waſſermaſſe gegen die Felſen verurſacht wird, benahm mir den Athem beinahe.

Ich geſtehe, ich hatte diesmal keine Luſt weiter zu gehen; und auch hernach hat keiner von uns die fürchterliche Einſamkeit dieſer Höhlen erforſcht, wo der Tod jeden zu erwarten ſcheint, der kühn genug iſt, ſich in den drohenden Schlund hineinzuwagen. Worte können von der ſchauerlichen Größe dieſes Schauſpiels keine Vorſtellung geben. Alle Sinne wurden überwältigt, von dem Anblick des ungeheuren Waſſerſtroms, der hier, mir ſo ganz nahe, in den ſchrecklichen Abgrund herabgeſtürzt kam, und von dem donnernden Getöſe der Wogen, die unten an den felſigen Seitenwänden der Höhlen zerſchellen. Von dem ſchlüpfrigen Felſen, auf dem ich ſtand, konnte ein einziger Stoß des Wirbelwindes mich fortreißen und in den Abgrund hinunterſchleudern, aus dem alle menſchliche Macht mich nicht zu retten vermocht hätte! dieſer Gedanke ließ mich die Abhängigkeit des armen hülfloſen Sterblichen tief im Innerſten fühlen, und mit Ehrfurcht an die Macht deſſen gedenken, der dem Waſſer gebietet.

Seitdem die Europäer den Katarrakt zuerſt kennen gelernt haben, hat er ſich beträchtlich zurück, den Strom aufwärts gezogen, weil das Waſſer ſelbſt den Felſen, an welchem es hinunterſtürzt, je länger je mehr zerſtört. Durch das unabläſſige Herabfallen des Waſſers, wird nämlich der Felſen zuerſt unten mürbe gemacht und weggeſpült, und dann bricht der Obertheil, der ſolchergeſtalt untergraben wird, von dem Gewicht des hinüberſtürzenden Waſſers ab. Von den jetzigen Bewohnern der Gegend bezeugen mehrere, daß er ſeit ihren Lebzeiten merklich zurückgegangen iſt. Der ſchon erwähnte Befehlshaber der königlichen Schiffe auf dem Erie-See, der ſeit 30 Jahren dort angeſtellt iſt, erzehlte mir, als er zuerſt hieher gekommen, ſeyen die jungen Leute oft auf die Inſel zwiſchen den Fällen gefahren, und wenn ſie dort geſpeiſt, hätten ſie ſich herausgefordert, in den Strom bis an ge-

wiſſe große Felſen nicht weit vom Rande des Katarrakts zu gehen, und manche haben ſich ſchon über dieſe Felſen hinausgewagt. Jetzt iſt von dieſen Felſen keine Spur mehr übrig, ſondern wer ſich nur 5 Fuß weit von der Inſel in den Strom wagen wollte, würde unvermeidlich von ihm fortgeriſſen werden. Ich habe ſchon weiter oben die Vermuthung geäuſſert, daß der Katarrakt anfänglich bei Queenstown geweſen ſey, und je genauer man den Lauf des Fluſſes von der jetzigen Stelle des Katarraktes an, unterſucht, deſto mehr Spuren findet man, welche dieſe Meinung beſtättigen. Es liegen nemlich vom Falle an bis nahe bei Qeenstown hie und da im Strome große Felſenſtücke, und die Wände des Ufers ſind ausnehmend zackig. Beides beweiſet offenbar, daß längs dieſem Theile des Stromes eine große Zerſtörung vorgegangen ſeyn muß, und welcher Urſach dieſe zugeſchrieben werden müſſe, ſieht man aus den deutlichen Spuren der Wirkung des Waſſers auf die Wände des Ufers in einer ſolchen Höhe, zu der ſich auch bei dem höchſten Waſſerſtande der Strom jetzt nicht mehr erheben kann. Unleugbar muß alſo hier das Bette deſſelben ehedem weit höher geweſen ſeyn als jetzt. Unterhalb Queenstown findet man dergleichen Spuren gar nicht, ſondern unterhalb der Berge bei Queenstown, wird das Strombett immer tiefer und breiter, ein klarer Beweis, daß das Waſſer lange Zeit hindurch von dem Gipfel dieſer Anhöhe heruntergeſtürzt iſt, und daß dadurch ſich das unterhalb dem Dorfe befindliche weite und tiefe Becken gebildet hat. Ein oder 2 Meilen oberhalb Queenstown iſt im Strom ein ſchrecklicher Wirbel, folglich muß dort eine tiefe Höhle in dem Bette deſſelben ſeyn; wahrſcheinlich iſt alſo der Katarrakt eine lange Zeit über an dieſer Stelle geweſen, bis er ſich von den dazwiſchen liegenden Stellen wegen geringerer Feſtigkeit der Felſen ſchneller zurückgezogen hat. Die Tradizion behauptet ferner, daß

der große Fall ehedem anſtatt einem Hufeiſen zu gleichen, die entgegengeſetzte Geſtalt hatte, und in der Mitte vorſprang. Seit einem Jahrhundert ſcheint indeß an ſeiner jetzigen Geſtalt ſich nichts verändert zu haben, und da das Aufbrauſen des Waſſers im Mittelpunkt dieſes Falles um vieles ſtärker iſt, als an allen andern Stellen, und das Waſſer alſo auch hier die Felſen am ſtärkſten aushöhlen muß, ſo wird er dieſe Geſtalt wahrſcheinlich auch noch lange Zeit behalten.

Unten am großen Fall findet man eine dichte weiße Subſtanz, die ganz wie verſteinerter Schaum ausſieht, und die auch an denjenigen Felſen hangend gefunden wird, an welche die Strudel den auf dem Waſſer umhertreibenden Schaum am häufigſten anſchwemmen. Wahrſcheinlicher ſind es indeß die erdigen Theile des Waſſers, welche, ihrer ſpecifiſchen Schwere wegen, ſich an den Felſen anſetzen, und ſo jene Maſſe bilden.

Wir dachten nicht eher daran, das Ufer wieder hinanzuſteigen, bis der Abend ſtark vorgerückt war, und wäre es möglich geweſen, den Weg hinauf im Dunkeln zu finden, ſo würden wir, glaube ich, bis Mitternacht unten geblieben ſeyn. Eben da wir fortgingen, brach die Sonne durch die Wolken, und wir ſahen in dem Staubwaſſer, welches vom Fall aufſteigt, den ſchönſten und vollkommenſten Regenbogen. Nahe beim Fuß der Simcoes-Leiter machten wir Halt, und einer von uns ging, um eine Flaſche Branntwein und ein paar Becher zu holen, die wir unter dem Geſtein am Rande des Stromes hatten ſtehen laſſen. Naß vom Kopf bis zum Fuße und ſehr ermüdet verlangte wohl keiner von uns nach dem Branntwein, um den Schutzgottheiten des Katarraktes eine Libazion zu bringen; unſere Frömmigkeit ward aber auch nicht auf die Probe geſtellt, denn unſer Bote kam mit der traurigen Nachricht zurück, daß Branntwein und Becher geſtohlen wären. Die Diebe durften wir nicht weit ſuchen. Ganz in der Nähe ſaßen auf dem Felſen ein Paar Nympfen des

Fluſſes, ſtämmige, trotzige, alte Hexen, die mit aufgeſchürzten Unterröcken die Klippe heruntergekrochen waren, und angelten. Ihr lautes Geſchnatter zeigte deutlich, daß ſie ſich den Branndtwein hatten wohl ſchmecken laſſen, und daß wir nicht hoffen durften, ihnen den Raub wieder abzujagen. Wir löſchten alſo unſern Durſt mit einem Trunk aus der heilſamen Fluth, und erreichten, ehe es ganz finſter ward, die Häuſer, von denen wir ausgegangen waren. Wir fanden einen wohlbeſetzten Tiſch in der Vorhalle, und nachdem wir unſern Hunger, der nach den Beſchwerlichkeiten des Tages nicht gering war, geſtillt hatten, kehrten unſere Führer beim Mondſchein nach Niagara zurück, nachdem ſie uns zu fernerer Beſuchung und Unterſuchung des Katarraktes alle nöthige Anweiſung gegeben hatten; wir hingegen gingen nach Fort Chippeway, welches wir, ſo lange wir in der Nähe des Katarraktes bleiben wollten, zu unſerm Hauptquartier erwählt hatten, denn hier iſt ein leidliches Wirthshaus, dagegen in dem Dorfe nahe am Fall in allen Häuſern das Fieber war.

Der Zugang zum Katarrakt iſt jetzt weit weniger ſchwierig, als er vor einiger Zeit geweſen ſeyn muß. Charlevoix, der im Jahr 1720 hier war, erzehlt, man könne ihn nur von Einer Stelle aus ſehen, und auch da nur von der Seite. Hätte er an den Boden hinabſteigen können, ſo würde er die Höhlen unter dem Abgrund nicht blos aus dem hohlen Ton des Waſſers vermuthet, ſondern er würde ſie mit Augen geſehen haben; auch hätte er es unmöglich bezweifeln können, daß Fiſche oft nicht im Stande wären, dem Strom oberhalb zu widerſtehen, und daher mit herabſtürzten.

Die günſtigſte Jahreszeit um den Katarrakt zu ſehen iſt jetzt, das heißt in der Mitte des Septembers, wo das Laub der Wälder in dem bunten Farbengemiſch des Herbſtes prangt, und man vom Ungeziefer

nicht gequält wird: denn im Sommer trift man faſt bei jedem Schritt auf Klapperſchlangen, und die Muſkito's ſchwärmen in ſo dichten Haufen in der Luft herum, daß man ſie, wie man ſich hier ausdrückt, mit dem Meſſer ſchneiden kann.

Zwei und dreißigſter Brief.

Fußreiſe nach Fort Erie; Aufenthalt daſelbſt. Reiſe über den Erie-See nach Malden.

Malden, im Oktober.

Fort Chippeway, von wo ich meinen letzten Brief an Sie ſchrieb, iſt ein kleines palliſadirtes Fort, am Ufer eines Bachs, der denſelben Namen führt, etwa 300 Schritt von Niagara. Beſſer würde es an dieſem Strom ſelbſt liegen, aus dem die Garniſon doch täglich ihr Waſſer holen muß, weil das Waſſer des Bachs nicht trinkbar iſt. Das Fort nimmt nur ein Viertheil eines Morgen Landes ein, und beſteht blos aus einem kleinen Blockhaus mit zwölf Fuß hohen Zedernpfoſten palliſadirt, welche die Garniſon nur gegen Musketenfeuer ſchützen können. Um das Fort her ſtehen ſieben oder acht Bauernhäuſer und einige große Magazine, wo die von oberhalb und unterhalb herkommenden Waaren bis zum weitern Transport einſtweilen aufbewahrt werden. Man hält es für thunlich von hier aus einen Kanal nach Queenstown zu ziehen, um ſo das beſchwerliche und koſtſpielige Ausladen der Kähne und den Landtransport der Waaren zu vermeiden. Wahrſcheinlich wird früher oder ſpäter ein ſolcher Kanal unternommen werden; aber wohl eher auf der

Neu-Yorkiſchen Seite als hier, theils weil dort der Boden dazu günſtiger, theils weil Ober-Canada bei weitem nicht ſo volkreich iſt, auch wohl nicht werden wird, als jener Staat, der alſo die großen Koſten einer ſolchen Unternehmung eher tragen kann. Die Garniſon von Chippeway beſteht aus einem Lieutenant und 15 Mann, die größtentheils gebraucht werden, um die Vorräthe für die Truppen nach dem Oberlande, desgleichen die Geſchenke für die Indianer in Kähnen nach Fort Erie zu transportiren.

Nachdem wir dem Katarrakt ſo viel Zeit gewidmet hatten, als uns irgend möglich war, gab uns der kommandirende Offizier, dem wir empfohlen waren, ſehr bereitwillig ein Bateau, um uns nach Fort Erie zu bringen. Meine Gefährten ſchifften ſich mit der Bagage ein; ich aber wollte gern den Katarrakt noch einmal ſehen, und beſchloß ihnen zu Fuß zu folgen. Ich ging alſo nach dem Frühſtück hinunter nach dem Fall, blieb ein Paar Stunden dort, kehrte dann nach dem Fort zurück, ruhte noch eine Weile aus, und machte mich dann, begleitet von meinem treuen Eduard, auf den Weg nach Fort Erie. Der Tag war einer Fußreiſe von 15 Meilen eben nicht günſtig; es war außerordentlich heiß, und wir mußten bald Jacke, Weſte und Halsbinde ablegen, und in einem Bündel auf dem Rücken tragen. Mehrere Indianer, denen ich auf dem Wege nach dem Strom begegnete, gingen ganz nakt.

Die Ufer des Niagara zwiſchen Chippeway und Fort Erie ſind ſehr flach und größtentheils mit Strauchwerk bedeckt, unter deſſen Schatten der Wanderer hier am kiesbedeckten Strande einen Ruheplatz findet. Auf den erſten Meilen von Chippeway aus, ſieht man faſt gar keine Häuſer; aber ungefähr auf der zweiten Hälfte des Weges liegen ſie ziemlich reichlich längs den Ufern hingeſtreut. Die Häuſer ſind ſehr gut gebaut, und ſcheinen auch ſehr reinlich gehalten zu werden, ſie

ſind alle faſt mit Brettern verſchålt, und weiß angeſtrichen. Der Boden iſt reich und gut beſtellt. Der Mais ſtand auf den Feldern, und ſah ſehr üppig aus; auf manchem Acker war kein Halm unter acht Fuß hoch. Zwiſchen die Reihen ſteckt man Kürbiſſe und Melonen, von denen in den bewohnten Gegenden beider Provinzen alle Arten in freier Luft zu großer Vollkommenheit gelangen. Auch Pfirſchen reifen hier im Freien, in Unter-Canada aber iſt der Sommer für ſie zu kurz. Hier, im Ober-Lande, iſt der Winter, ſo lange er währt, ſehr ſtrenge, aber ſelten liegt der Schnee länger als drei Monat. Die Sommer ſind ausnehmend heiß: Das Thermometer ſteigt oft auf 96 und nicht ſelten über 100° Fahrn.

Ich tödtete unterwegs viele große Schlangen von verſchiedener Art, die ſich in der Sonne hingeſtreckt hatten. Klapperſchlangen waren gar nicht darunter, ob dieſe gleich ſehr häufig hier ſind; ja 20 bis 30 Meilen vom Fluß ab ins Land hinein, ſollen ſie ſo zahlreich ſeyn, daß die Landmeſſer ſich bei Aufnahme einer Gegend ganz beſonders davor in Acht nehmen müßen. Es iſt ein weſentlicher Vorzug von Unter-Canada, daß es dort keine Klapperſchlangen giebt; überhaupt findet man ſie ſelten weiter nördlich als 45° N. B.

Fort Erie ſteht am öſtlichen Ende des Sees, und iſt dem Fort Chippeway ſehr ähnlich; und gleich dieſem hat es auch einige Bauernhäuſer und große Magazine in der Nähe. Meine Gefährten fand ich ſehr bald in einem kleinen Blockhauſe einquartiert, welches nur aus einem einzigen Zimmer beſtand; ſie ſaßen bei einem Abendbrod, zu dem ihnen ein Herr vom Indianer-Departement, der ſie aus Chippeway hieher begleitet, verholfen hatte. Das Haus gehörte einer alten Frau, die in ihrer Jugend Marketenderin geweſen war, und jetzt davon lebte, daß ſie die hier durchreiſenden Fremden beherbergte. Aber dieſe Herberge war eine traurige

Wohnung: die knarrige Thür wollte immer aus den Angeln fallen, und in allen drei Fenſtern war nicht Eine Scheibe, weil ein junger Herr aus Detroit, der vor kurzem durch widrige Winde hier zurückgehalten ward, ſich die Zeit damit vertrieben hatte, mit Pfeilen hindurch zu ſchießen. Auch konnte dieſer Schade ſobald nicht reparirt werden; denn näher als Newark (36 Meilen) giebt es keinen Glaſer. Hier breiteten wir zum Nachtlager unſere Häute auf den Fußboden, und hüllten uns in unſere Mäntel: der Regen beträufelte uns nicht ſparſam, und der Wind ſauſte uns um die Ohren. Das war aber noch nicht das Aergſte: am Morgen hielt es hernach ſehr ſchwer etwas für den Hunger zu bekommen; das Mittageſſen war noch ſchwieriger als das Frühſtück, und das Abendbrod ſchwieriger als das Mittageſſen; ja am zweiten Tage ſchienen die Lebensmittel noch ſeltener zu ſeyn als am erſten. Endlich ward uns bange zu verhungern, wenn wir uns noch länger unſerer alten Mutter Palmer überließen, wir gingen alſo lieber an Bord des Kriegsſchiffes, in welchem wir über den See fahren wollten. Hier wurden wir zwar von widrigen Winden tüchtig herumgeworfen, aber wir hatten doch gute Betten und alle Tage reichlich zu eſſen. Die Schiffe liegen bei Fort Erie etwa 300 Fuß von der Küſte und ſind den heftigen Weſtwinden ganz ausgeſetzt, aber der Ankergrund iſt gut und ſicher. Drei Kriegsſchiffe von acht bis zwölf Kanonen und etwa 200 Tonnen Laſt, und zwei oder drei Kauffahrteiſchiffe lagen während unſeres Hierſeyns, des Windes halber, hier vor Anker. Das kleine Fort mit den umſtehenden Häuſern auf der felſigen Küſte, die Schiffe vor Anker davor, die ſchönen Wälder, die fernen Hügel auf der andern Seite des Sees, und der große See ſelbſt, der ſich hinzieht, ſoweit der Horizont nur reicht, das alles machte einen mahleriſchen Anblick.

So lange wir hier liegen bleiben mußten, gingen wir regelmäßig nach dem Frühſtück in den Wald ſpazieren; oft jagten wir Eichhörnchen, die man in der Nähe des Forts unter Sträuchen und jungen Bäumen an den Ufern des Sees zu Tauſenden findet. Durch das Bellen der Hunde aufgeſchreckt ſpringen ſie mit wunderbarer Behendigkeit von einem Baume zum andern, und führen den Jäger oft Viertelmeilen weit und weiter herum. Man muß ſie aber unausgeſetzt verfolgen und durch Schütteln an den Bäumen und Schlagen an die Zweige weiter treiben, früher oder ſpäter machen ſie einen Fehlſprung, fallen auf die Erde und werden von den Hunden, welche genau aufpaſſen, gefaßt; aber bisweilen entſchlüpfen ſie ihnen auch, und klettern, ehe man ſich umſieht, einen andern Baum hinauf: beim Fall beſchädigen ſie ſich ſelten.

Auf dergleichen Spaziergängen ſtießen wir häufig auf Seneka-Indianer, die von der andern Seite des Sees hieher kamen um Eichhörnchen zu ſchießen. Dies thun ſie gemeiniglich mit Bogen und mit Blaſeröhren, durch welche ſie mit dem bloßen Athem kurze dünne Pfeile hindurch treiben. Die Pfeile ſind nicht dicker als eine beſponnene Violin-Saite, am vordern Ende mit einem kleinen dreieckigen zinnernen Stifte verſehen, am hintern Ende mit der wollichten Subſtanz, die ſich an den Diſtelköpfen findet, etwa zwei Zoll breit bewickelt, ſo daß der Pfeil hier ſo dick iſt, daß er kaum in das Rohr geht. Sie ſtecken ihn nun in das Ende des Blaſerohrs hinein, welches ſie an den Mund ſetzen, die Diſtelwolle fängt die Luft auf, und wenn tüchtig geblaſen wird, fliegt der Pfeil gegen 150 Fuß weit. Ich habe junge Seneka-Indianer auf dieſer Jagd Stunden lang begleitet, und ſie in der Entfernung von 30 bis 50 Fuß niemals fehlen ſehen, ob ſie gleich nach den kleinen rothen Eichhörnchen ſchoſſen, die nur halb ſo groß ſind als eine Ratze; und

ſie trieben die Pfeile zu dem ſechs Fuß langen Blaſerohre mit einer ſolchen Gewalt heraus, daß ſie bis an die Diſtelwolle im Kopfe der größten ſchwarzen Eichhörnchen feſt ſteckten. Die Wirkung dieſes Schießgewehrs ſcheint auf den erſten Anblick eine Art Zauber zu ſeyn: das Rohr wird an den Mund geſetzt, und in einem Augenblick liegt das Thier leblos auf der Erde, ohne daß man den geringſten Knall hört und ohne daß man den Pfeil fliegen ſieht, denn er fliegt viel zu ſchnell, ſondern man entdeckt ihn erſt in dem Körper des Thieres. Die Seneka's ſind eine von den ſechs Nazionen, die ehedem den gemeinſchaftlichen Namen der Irokeſen führten. Ihr vornehmſtes Dorf liegt am Buffalo-Creek (Büffelsbach), der ſich am öſtlichen Ende, von der Neu-Yorkiſchen Seite her, in den Erie ergießt. Wir fuhren eines Morgens im Schiffsboot hin um ſie zu beſuchen; aber alle, Männer, Weiber und Kinder, zuſammen 600 Perſonen, waren ſchon ganz in der Frühe nach Fort Niagara gegangen, wo man ihnen ein Feſt gab. Wir gingen in der Gegend umher, verzehrten auf dem Graſe unſere kalte Küche, und kehrten erſt am Abend zurück. Vor dem Büffelsbach iſt eine ſehr gefährliche Sandbank, die bisweilen in keinem andern Fahrzeuge als in einem Bateau zu paſſiren iſt. Schon auf dem Hinwege kamen wir mit dem vierruderigen Langboote des Schiffes mit Mühe hinüber in den Fluß; aber noch weit übler ging es auf dem Rückwege. Der Wind, der von Weſten kam, und alſo das Waſſer des Sees mit Gewalt in die Mündung des Baches hintrieb, hatte ſehr zugenommen, und die Wellen brachen mit ſolcher Wuth gegen die Sandbank, daß wir bei dem Gedanken, hindurch fahren zu müſſen, nicht wenig erſchracken: allein der Kommandeur der königlichen Schiffe auf dem See, der ſelbſt das Steuerruder führte, beſtand darauf, noch die Nacht hinüber zu fahren. Er befahl, daß ſich jedermann am

Bord ganz ſtill verhalten ſollte, damit die Mannſchaft das Kommando hören könne, und ſo fuhren wir kühn mitten in die Brandung hinein. Das Boot ſchwankte auf die fürchterlichſte Weiſe, bald ſtieg es auf dem Rücken der gewaltigen Wellen in die Luft, dann ſtieg es wieder mit der größten Heftigkeit gegen die Sandbank; endlich ſaß es feſt im Sande; weder Ruder noch Steuer waren vom geringſten Nutzen, und einen Augenblick lang hielten wir uns für verlohren; die Wellen, die auf uns zukamen, brachen ſich auf allen Seiten mit einem donnergleichen Getöſe, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß das Boot von einer würde zerſchellt werden, als zum Glück eine große Welle, die ein wenig weiter als die andern rollte, ohne in Schaum zu zerſtieben, uns wieder flott machte; in dem nemlichen Augenblick thaten die Ruderer ihr möglichſtes, und ſo kamen wir wieder ins tiefe Waſſer; doch dauerte es noch einige Minuten, ehe wir vor der fürchterlichen Brandung ganz in Sicherheit waren. Ein zweirudriges Boot, welches gewagt hat, uns zu folgen, war in einem Augenblick von einer Welle, die darüber brach, verſenkt worden; wir durften gar nicht daran denken den Leuten einigen Beiſtand zu leiſten, und mußten den peinlichen Gedanken ertragen, daß ſie vielleicht ein paar Schritte weit von uns mit dem Tode rängen; ehe wir aber die Küſte aus dem Geſicht verloren, ſahen wir ſie alle zu unſerer großen Freude am Ufer ſtehn, wohin ſie ſich durch Schwimmen gerettet hatten.

Nachdem wir ſieben Tage im Fort Erie aufgehalten worden waren, drehte ſich der Wind endlich, das Zeichen ward gegeben, und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang waren wir unter Segel. Es war eben ein ſolcher Abend wie bei unſerer Abreiſe von Kingſton; der große See, nur vom Horizont begrenzt, glänzte, in den reichen glühenden Farben des vom

Abend gerötheten Himmels, die von ſeiner Oberfläche zurückſtrahlten, und die Gipfel der ſchlanken Wälder an den Küſten ſchienen von der untergehenden Sonne wie mit Gold geſäumt. Anfangs hatten wir wenig Wind, hernach erhob ſich aber eine friſche Luft, und am andern Morgen um 10 Uhr hatten wir 40 Meilen zurückgelegt; der gute Wind währte jedoch nicht lange, der Himmel bezog ſich und die Wellen fingen an ſo fürchterlich zu toben, daß der Kapitän rathſam fand, gegen den bevorſtehenden Sturm an der Küſte Schutz zu ſuchen; mit möglichſter Eile machten wir nun den Weg zurück, den wir uns ſo ſehr freuten gemacht zu haben. Wir kehrten aber nicht ganz nach Fort Erie zurück, ſondern gingen 10 Meilen davon in einer kleinen Bay auf derſelben Seite des Sees, die durch Point Abineau beſchützt wird, vor Anker, und ließen uns in dem Langboot ans Land ſetzen, welches etwa zwei Meilen von dem Ankerplatz entfernt war.

Point Abineau iſt eine lange ſchmale Landzunge, die in ſüdlicher Richtung in den See vorſpringt, auf jeder Seite derſelben iſt eine große Bay mit gutem Ankergrund. Das äußerſte Ende der Landzunge beſteht aus einer horizontal liegenden Felſenſchicht, die mit dem Waſſer in gleicher Höhe ſich ziemlich weit in den See hineinzieht, ſo daß nur an wenigen Stellen Boote landen können. An den Küſten hingegen hat die Bay einen ſandigen Strand, doch glaube ich, daß der Sand nur aufgeſchwemmt iſt, und daß man nur wenige Fuß graben dürfte, um dieſelben ſchieferfarbenen mit einem ſchmutzigen gelb durchſtreiften und hie und da lavenartig durchlöcherten Felſen zu finden, aus welchen die Spitze und zum Theil auch die Nord-Küſte des Sees beſteht. Der Strand an der Weſtſeite von Point Abineau gleicht in aller Hinſicht dem Meeresſtrande: es liegen große Muſcheln von verſchiedenen Gattungen darauf umher, Mö-

wen ſchweben darüber hin, und wenn der Wind aus Weſten ſtürmt, bricht ſich die Fluth mit ſo ſchrecklichem Wogengange daran, als an unſerer engliſchen Küſte nur irgendwo. Die Sanddünen auf Point Abineau erregen Erſtaunen. Zunächſt dem See, wo ſie erſt neuerlich angeſpült ſind, iſt von Vegetazion noch keine Spur zu ſehen; eine zweite Reihe aber, die hinter jenen gegen die Mitte der Landzunge liegt, ſcheint mit dem feſten Lande von gleichem Alter zu ſeyn, denn ſie iſt von oben bis unten mit den ſtärkſten Eichen bewachſen. Dieſe Dünen haben größtentheils eine unregelmäßige Geſtalt, aber an einigen und zwar an den höchſten Stellen ſind ſie ſo gerade und eben, daß man ſie für alte Werke einer Feſtung halten könnte. So ziehen ſie ſich, wie ein regelmäßiger Wall, von Norden nach Süden; woraus abzunehmen iſt, daß wie jetzt, ſo auch ſchon in den früheſten Zeiten der Weſtwind hier der herrſchende geweſen ſeyn muß. Einige von dieſen Anhöhen ſchienen mir hundert Fuß über die Fläche des Sees erhaben zu ſeyn. An der Oſtſeite iſt der Boden weder ſo ſandig noch ſo uneben, und hier fanden wir zwei Bauernhäuſer, zu deren jedem etwa dreißig Morgen beſtellten Landes gehörten. Wir kauften ein Paar Schafe, einige Hühner und viele Kartoffeln, um bei der Ausſicht auf eine langwierige Fahrt nicht Mangel zu leiden. Unterdeß die Männer die Kartoffeln herbeiholten, ſetzte uns die alte Frau das Beſte vor was ſie hatte, grobes flaches Brod, geröſtete Kartoffeln und gepökelte Bärenfleiſch; welches letztere wir gar nicht übel fanden. Eine junge Bärenkeule iſt ein ſehr beliebtes Gericht, und wir fanden es im Ober-Lande oft auf guten Tafeln; es iſt ſehr ſaftig und fett, und ſoll dennoch den Magen nicht beſchweren.

Den andern Morgen ging ich ſchon mit Tagesanbruch wieder ans Land, um eine Bärenjagd mitzumachen. Jäger und Hunde erwarteten mich ſchon,

wir luden alſo gleich unſere Gewehre, und machten uns auf den Weg. Die Jagd iſt hier im Oberlande eben ſo bebliebt als in dem Hinterlande der vereinigten Staaten, und dieLeute ſind ſehr geübt darinn. DieJagdgewehre ſind gezogene Büchſen von engliſcher Fabrik, und man hat die am liebſten, die große Kugeln von 30 aufs Pfund ſchießen, weil das Wild ſelten entkommt, wenn es mit einer ſolchen Kugel verwundet wird; in den vereinigten Staaten zieht man kleinere Kugeln vor. Zur Bärenjagd hat man ſehr große Hunde: die beſten ſcheinen eine Mittelgattung zwiſchen Bullenbeißern und Spürhunden zu ſeyn. Sie nehmen die Spur, und dienen dann vorzüglich dazu, den Bären feſtzuhalten, wenn er verwundet iſt, oder ihm zu folgen, wenn er ſich etwa, indeß der Jäger wieder ladet, davon machen will. Der Bär greift ſo lange er entkommen kann, weder Menſchen noch Hunde an; iſt er aber einmal verwundet, oder in die Enge getrieben, ſo wehrt er ſich wüthend. Die Jungen ſuchen gewöhnlich auf einen Baum zu kommen, ſobald ſie einen Hund ſehen; die alten hingegen ſcheinen zu wiſſen, daß ſie es mit einem Hunde wohl aufnehmen können, und daß ſie unvermeidlich verlohren ſind, wenn ſie auf einen Baum klettern; ſie thun dies alſo nur wenn ſie einen Jäger zu Pferde ſehen, wovor ſie gewaltig erſchrecken. Die Indianer gehen gewöhnlich in großer Anzahl zuſammen auf die Bärenjagd; wenn ſie an das Lager der Bären kommen, ſchließen ſie, wie beim Treibjagen, einen weiten Kreis, und ſuchen ſie aufzuſchrecken indem ſie vorrücken. Die Weißen ſind hier zu Lande ſelten zahlreich genug, um nach dieſer Methode Jagd machen zu können; und da dies auch mit uns der Fall war, ſo gingen wir nach Point Abineau, wo drei bis vier Mann hinreichen, einen Bären zwiſchen dem Waſſer und dem feſten Lande einzuſperren. Auf der Land-

ſpitze war dies Jahr ſehr gute Jagd, denn da die Bären ſüdlich wandern, und immer bis an die äußerſte Landſpitze zu gehen pflegen, um die Strecke wo ſie durchſchwimmen wollen, ſo kurz als möglich zu machen, ſo war hier für den Jäger ein vortheilhafter Anſtand, auf welchem faſt jeden Morgen ein paar Bären anzutreffen waren. Ein erfahrner Jäger kann ſogleich die Spur eines Bären, Rothwildes oder andern großen Thieres im Walde unterſcheiden, und mit ziemlicher Genauigkeit angeben, zu welcher Zeit das Thier des Weges gegangen iſt. Als wir in ein langes Thal zwiſchen zwei Sandhügeln kamen, wo die Bären gewöhnlich ihren Weg nach dem Waſſer zu nehmen pflegen, wußten die Jäger, welche ich begleitete, augenblicklich anzugeben, wie viel Bären letzte Nacht aus dem Oberlande heruntergekommen wären, und wie viel Junge ſich darunter befänden. Wer kein Weidmann iſt, für den iſt die Fährte (die Fußſtapfen des Wildes) unter dem Laube ganz unkenntlich. Ich konnte ſie oft ſelbſt, nachdem man ſie mir gezeigt hatte, kaum wahrnehmen. Sobald ein Bär erlegt iſt, iſt das erſte Geſchäft der Jäger ihn abzuziehn; dies iſt in wenig Minuten gethan, weil ſie beſondere Meſſer dazu immer bei ſich führen; dann wird er zerlegt, wobei der Tomahawk ſehr gute Dienſte thut. Die beſten Stücke werden ausgeſucht und mitgenommen, das Uebrige bleibt im Walde liegen. Bei den Indianern gelten die Tatzen für den größten Leckerbiſſen, und werden bei allen großen Feſten aufgetragen. Bei den Landleuten hat die Haut den meiſten Werth, und wird auf ſehr vielerlei Art benutzt. Man breitet ſie über eine Mauer oder zwiſchen zwei Bäumen in der Sonne aus, und ſchabt ſie in dieſer Lage täglich mit einem Meſſer, wodurch eine Menge Fett oder Oel ausſchwitzt. Eben ſo verfährt man mit den Waſchbär- und mit den Hirſchhäuten. Die Indianer haben noch eine beſondere Art

dieſe Häute mit den Haaren zu bereiten, und ſie ſo biegſam wie Zeug zu machen; die Hauptſache dabei iſt, daß ſie im Rauch eines Feuers mit den Händen gerieben werden. Gegen Mittag war die Jagd vorbei, und ich fand in den Häuſern auf der Landzunge meine Gefährten, die eben gelandet waren. Wir machten noch einen Spaziergang und kehrten dann an Bord zurück.

Dieſen ganzen Tag über war der Himmel ſehr finſter geweſen, dies wurde gegen Abend immer ärger, und die Matroſen ſagten vorher, daß wir morgen einen ſchrecklichen Sturm haben würden. Ich, der ich nie ein Freund des naſſen Elements geweſen bin, beſchloß ſogleich die Nacht am Lande zuzubringen, und ließ mich mit meinem Bedienten am Eingang der öſtlichen Bay ausſetzen. Unter dem Schutz eines der ſteilen Sandhügel ſchlugen wir hier, bei Mondſchein unſer Zelt auf, zündeten ein großes Feuer davor an, und wurden durch das hohle Sauſen des Windes, der in dem nahegelegenen Walde die Gipfel der ſchlanken Bäume bewegte, bald in Schlaf gewiegt. Am Morgen beſuchten mich meine Gefährten ſehr zeitig, und bedauerten bitterlich, daß ſie mich nicht begleitet hatten. Sie hatten die ganze Nacht eine ſchreckliche See gehabt, der Wind hatte ſich etwas nach Süden zu gedreht, Point Abineau hatte alſo dem Schiffe wenig Schutz gegeben, und es war jämmerlich herumgeworfen worden. Ueberdies hatte eine von den Stützen vorn am Buge nachgegeben, und dadurch war das Waſſer eingeſtrömt wie durch eine Pumpe, eine ſchreckliche Verwirrung war entſtanden, und die Matroſen hatten die ganze Nacht arbeiten müſſen, um das Lek zu ſtopfen. Das Schiff war alt, gebrechlich, und auf ſeiner letzten Reiſe; man war alſo ernſtlich beſorgt geweſen, daß ſich vor morgens noch etwas ärgeres ereignen möchte, und niemand hatte ſich ruhig gefühlt bis der

Tag anbrach und der Sturm ſich legte. Auf unſerer heutigen Wanderung ſahen wir ſehr viel Möwen und vielerlei Raubvögel, auch große Völker von der ſogenannten Sandlerche, einem Vogel, der an Farbe, Gang und Art dem grauen Kiebitz gleicht, nur daß er nicht viel größer iſt als ein Sperling; auch ſahen wir heute zum erſtenmal ein Volk Rebhüner, oder, wie man ſie hier zu Lande auch nennt, Faſanen. Sie gleichen dem europäiſchen Rebhuhn, ſind aber größer, und ihr Fleiſch iſt an Geſchmack vom Faſan wenig verſchieden. Mit dem Rebhuhn und Faſan in Maryland und den mittlern Staaten ſind ſie nicht zu verwechſeln. Sie ſind ſo zahm oder vielmehr dumm, daß ich, ehe ſie aufflogen, drei Stück einzeln von einem Baum ſchoß, und wenn ich recht gewußt hätte, wie man es anfangen muß, hätte ich ſie alle, eins nach dem andern herunter geſchoſſen. Man muß nur immer den unterſten zuerſt ſchießen, damit die andern nicht aufgeſchreckt werden, wenn der getödtete zwiſchen den Aeſten vor ihnen herunter fällt. Als wir an das Ufer zurück kamen, fanden wir auf einmal den Wind ſehr günſtig, hörten auch bald den Signal-Schuß, und das Boot kam, uns an Bord zu holen. Wir gingen jedoch erſt um Mitternacht unter Segel, weil bis dahin noch immer der See zu hoch war. Des Morgens befanden wir uns an der ſteilen Süd-Küſte des Sees, das Waſſer war ruhig, der Himmel heiter, und an dieſem Tage ſahen wir die Wolke über dem Niagara-Fall in der großen Entfernung von 54 Meilen.

Der Erie-See iſt von ovaler Geſtalt, 300 Meilen lang, und ſeine größte Breite beträgt 90 Meilen. Das Waſſer iſt nicht über 20 Klafter tief, und man kann bei ruhigem Wetter überall ſicher Anker werfen; beim Sturm aber iſt es in den offnen Gegenden des Sees nicht ſicher, weil der Sand auf dem Grunde nicht feſt iſt. Daher wird auch das Waſſer bei einem

Windſtoß gleich trübe; ſonſt aber iſt es klar, und von dunkelgrünlicher Farbe. Die nördliche Küſte iſt ſehr felſig, ſo auch die Inſel-Gruppen am Weſt-Ende, am ſüdlichen Ufer hingegen iſt ein guter Kiesgrund. Die Küſten des Sees ſind von ſehr verſchiedener Höhe, an einigen Orten hebt ſich das Land beinahe unmittelbar vom Waſſer aus in ſteilen Bergen empor; an andern iſt das Ufer ſo flach, daß, wenn ein Windſtoß das Waſſer etwas höher als gewöhnlich hinantreibt, das Land Meilen weit überſchwemmt wird. Nicht lange vor unſerer Anweſenheit, ertrank ein junger Mann, der mit Depeſchen in einem Bateau über den See geſchickt ward, mit vielen von ſeiner Geſellſchaft in einer ſolchen Ueberſchwemmung. Man hält ſich in einem Bateau immer ſo nahe als möglich am Lande, und wenn Gefahr von einem Sturm droht, treibt man das Schiff auf den Strand. Dies geſchah auch damals; aber es muß ein Verſehen dabei vorgegangen ſeyn, denn das Bateau legte ſich auf eine Seite. Die Wellen fingen ſchon an mit ſchrecklichem Ungeſtüm gegen das Ufer zu brechen, jede neue Welle rollte weiter als die vorige; der Geſellſchaft ward bange, und anſtatt das möglichſte zu thun um das Bateau wieder aufzurichten, nahmen ſie nur das Nothwendigſte heraus, und wollten ſich mit der Flucht retten; das Waſſer kam aber, weil der Sturm immer noch zunahm, ſo ſchnell hinter ihnen drein geſchoſſen, daß ſie alle weggeſchwemmt wurden, ehe ſie einen ſichern Platz erreichen konnten; zwei ausgenommen, die Geiſtesgegenwart und Geſchicklichkeit genug hatten, einen hohen Baum hinanzuklimmen. Dieſer großen Ungleichheit der Ufer an beiden Seiten des Sees ſchreibt man es zu, daß hier ſo häufig Stürme herrſchen, und umgekehrt den niedrigen und ebenen Ufern am Ontario, daß die Gewäſſer deſſelben immer ſo ruhig ſind. Dem Erie fehlt es ſehr an guten Häfen. An der Nord-

Seite ſind nur zwei Plätze, welche Schiffen von 7 Fuß Waſſer, Schutz geben können, nämlich Long Point und Point Abineau, und auch hier liegen ſie, wenn der Wind ſich nach Süden dreht, nicht ſicher. An der ſüdlichen Küſte iſt Presqu'isle der nächſte Hafen von Port Erie aus, und etwa 60 Meilen weit davon entlegen; er iſt ſicher, aber der Eingang ſchwierig. Weiter hin giebt es noch zwei Häfen für kleine Schiffe, einen an der Mündung des Cayahela, und einen an der Mündung des Sandusky: brittiſche Schiffe laufen aber dort niemals ein. Ihr Handel geht nur zwiſchen Fort Erie und Detroit, und wenn unterweges widriger Wind einfällt, dem ſie nicht entgegen arbeiten können, ſo kehren ſie, hinwärts nach Detroit, lieber nach Fort Erie zurück, oder gehen, wenn ſie herwärts nach Fort Erie fahren, in einer von den Bayen zwiſchen den Inſel-Gruppen, am weſtlichen Ende des Sees vor Anker. Wenn man den See hinauf fährt, ſo ereignet es ſich nicht ſelten, daß Schiffe, wenn ſie ſchon bis dicht an dieſe Inſeln gekommen ſind, (von denen die nächſte nicht weniger als 240 Meilen entfernt iſt) durch Stürme den ganzen Weg bis zu dieſem Fort zurückgetrieben werden. Eben da wir unter Middle-Island, einer der nächſten, Anker werfen wollten, erhob ſich plötzlich ein Windſtoß, und wir konnten uns nur mit Mühe auf unſerer Stazion erhalten, ja der Kapitän ſagte hernach, er habe eine Weile gefürchtet, daß wir wieder nach Fort Erie würden zurückgetrieben werden. Es war den dritten Tag nach unſerer Abreiſe von Point Abineau, als wir Middle-Island erreichten. Wir blieben vor Anker bis den nächſten Morgen, da der Wind ſich um einige Striche zu unſerm Vortheil drehte, ſo daß wir wenigſtens einige Meilen weiter gehen, und einen ſichern Platz erreichen konnten, wo das Schiff von allen Seiten durch Inſeln gegen den Wind geſchützt war.

Es iſt ein ſeltner Fall daß Schiffe von Fort Erie nach irgend einem Ort am Detroit hingelangen, ohne unterweges bei dieſen Inſeln anlegen zu müſſen; denn mit demſelben Wind, der ſie von Oſten nach Weſten über den See führt, können ſie nicht in den Fluß einlaufen, weil er von Nordoſt nach Südweſt und dermaßen ſtark ſtrömt, daß man nur mit einem ſehr friſchen und faſt vollen Winde aufwärts kommen kann. Wegen dieſer großen Unſicherheit der Schiffahrt auf dem Erie muß man nicht nur doppelt ſo viel für die Ueberfahrt bezahlen als auf dem Ontario, ſondern jeder Kajütenpaſſagier giebt für jeden Tag, da das Schiff des Windes halber vor Anker liegen muß, noch beſonders drei Dollars Ankergeld.

Die Inſeln am weſtlichen Ende des Sees liegen ſehr dicht bei einander, und ſind von ſehr verſchiedener Größe; auch die größte zwar hat nicht über 14 Meilen im Umfang, manche aber möchten nicht halb ſo viel Klaftern meſſen. Alle, auch die kleinſten, ſind mit Holz bewachſen, und die größern tragen ſehr ſchöne Eichen, Wallnußbäume und rothe Zedern; letztere werden hier vorzüglich groß, ſo daß man ſie auf 40 Meilen weit nach den brittiſchen Niederlaſſungen am Detroit holen läßt. Alle dieſe Inſeln ſind ſehr flach, und auf den größern findet man in den innern Gegenden auch große Teiche oder Sümpfe; daß aber dem unerachtet der Boden ungemein fruchtbar ſeyn müſſe, beweiſet das ſchöne Bauholz zur Genüge. In den Wäldern findet man das ganze Jahr über Waſchbären und Eichörnchen in großer Anzahl; im Winter, wenn der See zwiſchen den Inſeln und dem feſten Lande gefroren iſt, auch bisweilen Bären. Von Schlangen werden dieſe Inſeln ſehr heimgeſucht, und auf einigen ſind die Klapperſchlangen ſo zahlreich, daß es im hohen Sommer gefährlich iſt zu landen. Jetzt war es ſchon ſpät im September, und doch waren wir kaum drei Minuten auf Baß-Island geweſen,

als ſchon mehrere unter den Büſchen zum Vorſchein kamen, von denen die Matroſen zwei ſehr große tödteten. Es giebt hier zwei verſchiedene Arten von dieſen Schlangen, die eine iſt dunkelbraun und gelb gefleckt, und ſelten mehr als drittehalb Fuß lang; ſie hält ſich in moraſtigen Gegenden, und auf niedrigen Wieſen, und thut viel Schaden unter dem Vieh, welches ſie wenn es graſet in die Lippen beißt; die andere iſt grünlich gelb und braun gefleckt, und wird wohl noch einmal ſo groß als jene, und ſo dick als das Handgelenk eines ſtarken Mannes. Die Klapperſchlange iſt, nach Verhältniß ihrer Länge, dicker als irgend eine andere Schlange und am dickſten in der Mitte des Leibes, wo ſie beinahe dreieckig ausſieht, indem der Bauch flach iſt, und das Rückenbein höher heraus ſteht. Die Klapper iſt am Ende des Schwanzes und gewöhnlich einen Viertelzoll dick, einen halben Zoll breit, und jedes Glied eben ſo lang. Jedes Glied beſteht aus mehreren ſehr loſe in einander gefügten kleinen Scheiden von einer trocknen hornartigen Subſtanz, und das Geräuſch entſteht daraus, daß dieſe trocknen und harten Häute gegen einander ſchlagen: nicht nur die äußerſte Scheide jedes Gliedes iſt mit der äußerſten des nächſten, ſondern jede einzelne, auch die allerkleinſte innerhalb, iſt mit der ihr entſprechenden des nächſten Gliedes verbunden. Ich zweifle daran, daß, wie man wohl ſagt, die Schlange jedes Jahr ein neues Glied der Klapper anſetze, denn bei denen die ich ſah, ſtand die Anzahl der Glieder niemals mit der Größe des Thieres in demſelben Verhältniſſe. Die Haut der Klapperſchlange nimmt, wenn das Thier verwundet oder ſonſt gereizt iſt, eine Mannigfaltigkeit ſchöner Farben an, die man ſonſt nicht an ihr ſieht. Ihren Feind verwundet ſie nicht mit den Zähnen, deren ſie ſich gewöhnlich bedient, ſondern mit zwei langen einwärts gekrümmten Fangezäh-

nen oder Hauern, die in der obern Kinnlade ſitzen. Um ſich derſelben zu bedienen, muß ſich das Thier ſo hoch als möglich aufrichten, den Kopf rückwärts werfen und die untere Kinnlade abwärts biegen. Wenn ſie ſich heben will, rollt ſie ſich erſt in einer Spirallinie auf, in deren Mittelpunkt ſich der Kopf befindet, klammert ſich gleichſam mit dem Schwanz in die Erde, ſtreckt ſo den ganzen Obertheil des Körpers in die Höhe und haut mit den Fangzähnen nach dem, den ſie verwunden will; ſpringen kann ſie nicht weiter, als die Hälfte ihrer eigenen Länge. Ihr Fleiſch iſt ſo weiß, als der zarteſte Fiſch, und wird von denen, die das Vorurtheil überwunden haben, als ſehr wohlſchmeckend gerühmt; auch die Brühe davon ſoll von ſehr gutem Geſchmack und ſehr nahrhaft ſeyn. Auf meinen Spaziergängen auf den Inſeln fand ich häufig die Bälge dieſer Schlangen; die Landleute hier in Ober-Canada halten ſie für ein kräftiges Mittel gegen Rheumatismen, wenn man ſie auf den leidenden Theil feſtbindet. Gegen eben dieſe Krankheit nehmen ſie auch wohl ein Stück von der Schlange ſelbſt, über dem Feuer zu Kohle gebrannt, und dann zu Pulver zerſtoßen, dreimal des Tages in einem Spitzglas voll Branndtwein ein. Am erſten Tage wirkt das Mittel nur wie bloßer Branndtwein; am Ende des zweiten Tages aber verfällt der Kranke in einen kalten Schweiß, alle Gelenke ſchmerzen ihm und er wird ſo matt, daß er kaum auf den Füßen ſtehen kann; dies wird ein oder zwei Tage lang immer ärger; bei fortgeſetztem Gebrauche aber verliert er nach wenigen Tagen alle Schmerzen, und erlangt ſeine vorigen Kräfte wieder. Es giebt auf dieſen Inſeln mehrere Arten von Schlangen; ich tödtete viele, die ich zuvor noch nirgends geſehen hatte, und von einer darunter ſagte man mir, daß ſie im höchſten Grade giftig wäre; ſie war etwas mehr als drei Fuß lang, auf dem Rücken ganz ſchwarz,

am Bauch orangegelb. Ich fand ſie unter den Felſen von Middle-Island, und da ſie in den Schwanz verwundet war, drehte ſie ſich mit unbeſchreiblicher Wuth hin und her, um ſich zu vertheidigen. Herr Carver erwähnt in ſeinen Reiſen mehrere Schlangen, die auf dieſen Inſeln einheimiſch ſeyn ſollen, unter andern einer, die er die ziſchende Schlange nennt; er behauptet, daß der Athem, den ſie beim Ziſchen ausſtößt, vergiften ſoll. Ich habe mich bei Einheimiſchen und bei Fremden, die ſich lange hier aufgehalten haben, nach dieſer Schlange genau erkundigt, aber Niemand wollte das mindeſte davon gehört haben. Vermuthlich alſo iſt das eins von den tauſend und einem Mährchen, die man hier zu Lande von Schlangen erzehlt, z. B. von Schlangen, die mit ihrem Schwanze das Vieh auf der Weide wie mit einer Peitſche ſchlagen, und, nebenher laufend, zu ſchlagen immer fortfahren, bis es vor Mattigkeit hinfällt, und ſo der Schlange zur Beute wird. Item, von Schlangen, die den Schwanz ins Maul nehmen und ſo aufgerollt wie ein Rad ihren Feind verfolgen! Auf den Teichen und Sümpfen in dieſen Inſeln, giebt es Enten und anderes wildes Geflügel in großer Menge, und in den Waldungen halten ſich allerhand kleine Vögel auf, die ſich jedoch weder durch Geſang noch Gefieder auszeichnen.

Am letzten September mit Sonnenuntergang verließen wir die Inſeln und kamen am nächſten Morgen in den Detroit. Dieſer Fluß iſt an der Mündung und ziemlich weit oberhalb derſelben 5 Meilen breit. Die Küſten ſind mäßig hoch und dick bewaldet, die Ausſicht hat aber bis auf 4 oder 5 Meilen von dem neuen brittiſchen Poſten nichts beſonders intereſſantes. Hier machten die Läger und Dörfer der Indianer und dahinter die brittiſche Niederlaſſung eine ſehr gute Wirkung. Der Fluß war voll Bateaux und indianiſcher

Kanots, und einige Kaufleute und Offiziere von der Garniſon waren in ihren Gondeln unſerm Schiffe entgegen gefahren, und kreuzten auf und ab. Am Eingang in den Fluß holten uns auch die beiden andern Kriegsſchiffe und die Kauffahrteiſchiffe, die wir bei Fort Erie zurückgelaſſen hatten, wieder ein, und wir fuhren alle zuſammen mit aufgeſpannten Segeln den Strom hinauf. Die andern Schiffe fuhren nach dem brittiſchen Poſten hinauf, das unſrige aber, welches die Geſchenke für die Indianer geladen hatte, ging dies-ſeits bei der Wohnung eines Herrn vom Indianer-Departement, die noch in dem Diſtrikt Malden liegt, vor Anker. Er bot uns während unſers Hierſeyns ſein Haus zur Wohnung an; dies nahmen wir mit Dank an, und gingen mit ihm ans Land.

Drei und dreißigſter Brief.

Malden. — Blockhäuſer. — Beſchreibung von Detroit und der Gegend umher.

Malden, im Oktober.

Malden iſt ein anſehnlicher Diſtrikt auf der öſtlichen Seite des Detroit-Stromes, etwa 18 Meilen unterhalb der Stadt dieſes Namens. In dem untern Theile dieſes Diſtrikts giebt es nur wenig Häuſer, und ſie ſtehen ſehr weit auseinander; höher hinauf aber am Fluß, zunächſt dem brittiſchen Poſten, der ſeit der Räumung von Detroit angelegt iſt, bildet ſich eine kleine Stadt, die ſchon jetzt mehr als 20 Häuſer enthält und ſehr ſchnell zunimmt, weil mehrere von den ehemals in Detroit wohnhaften Kaufleuten ſich hierher begeben haben. Weder die Stadt noch der Poſten ſelbſt

hat bis jeẓt einen beſondern Namen; man nennt ſie nur den neuen Poſten und die Stadt bei Bois Blanc; dies iſt eine zwei Meilen lange Inſel im Strome, Malden gegenüber.

Sobald von der Räumung von Detroit die Rede war, dachte man darauf, auf dieſer Inſel, die dazu ſehr vortheilhaft gelegen iſt, einen neuen Poſten anzulegen, und es ward Befehl ertheilt, ſie von den Indianern zu kaufen und im Namen des Königs von Großbrittannien Beſitz davon zu nehmen. Zu dem Ende ward von Detroit aus ein Kommando hieher geſchickt, welches am nördlichen Ende der Inſel ein kleines Blockhaus errichtete, und eine Wache zur Vertheidigung deſſelben zurückließ. Bald nachher wurden Anſtalten gemacht hier ein förmliches Fort zu erbauen: hiergegen aber proteſtirte die Regierung der vereinigten Staaten, und behauptete, daß die Inſel nicht innerhalb des brittiſchen Gebiets läge. Da man nun fand, daß an der Sache etwas Streitiges war, was nicht ſo bald beigelegt werden würde, ſo verſchob man vor der Hand die Ausführung des Plans, ein Fort anzulegen. Das Blockhaus auf der Inſel aber iſt noch immer beſetzt, und wird wohl ſo lange im Beſitz der Engländer bleiben, bis, zufolge des letzten Traktats, durch eine dazu ernannte Kommiſſion die Grenzen der brittiſchen Beſitzungen in dieſem Theile von Amerika genau ausgemittelt ſeyn werden, da ſie in dem Definitiv-Traktat zwiſchen den vereinigten Staaten und Großbrittanien nicht deutlich genug beſtimmt ſind. Der ganze Streit entſteht hier aus der verſchiedenen Deutung gewiſſer Worte in dem Traktat. Sie heißen: die Grenzlinie ſoll mitten durch den Erie-See laufen, bis zur Kommunikazion deſſelben mit dem Huron-See, und von da längs der Mitte dieſer genannten Waſſerkommunikazion. Die vereinigten Staaten nun verſtehen hierunter die Mitte des beſten und befahrenſten Fahrwaſſers im Fluß. Wir, im Gegentheil, verſtehen darunter die wahre Mitte des

Fluſſes, vorausgeſetzt, daß zu beiden Seiten derſelben ein gutes Fahrwaſſer iſt. Nun liegt die Inſel Bois Blanc ganz beſtimmt zwiſchen dieſer Mitte des Fluſſes und dem brittiſchen Ufer; aber das tiefſte und beſte Fahrwaſſer für Laſtſchiffe geht ebenfalls zwiſchen der Inſel und dem brittiſchen Ufer. Wie alſo England die Worte deutet, ſo gehört die Inſel ohne allem Zweifel ihm; nach der Deutung der vereinigten Staaten hingegen gehört ſie dieſen. Mir ſcheint es allerdings, als hätte England in dieſem Falle das Recht auf ſeiner Seite, denn obſchon das beſte und bequemſte Fahrwaſſer auf der engliſchen Seite geht, ſo iſt doch auch das auf der entgegengeſetzten Seite der Inſel ſo tief, daß die größten Schiffe, welche jetzt die Seen befahren, und die größte die man je zu dieſer Schifffahrt wird brauchen können, ſich deſſen mit vollkommener Sicherheit bedienen können.

Es ſind bereits Zeichnungen zu einem Fort auf dem feſten Lande und zu einem auf der Inſel angefertigt; da aber nur das eine angelegt werden ſoll, ſo iſt der Bau verſchoben bis ausgemacht ſeyn wird, wem die Inſel gehört; im Fall ſie England behält, wird das Fort auf der Inſel ſelbſt erbaut werden, weil ſie eine vortheilhaftere Lage dazu hat, als das feſte Land darbietet. Vor der Hand iſt indeß auf dem feſten Lande ein Blockhaus errichtet, das mehr als 100 Mann recht bequem faſſen kann, und 4 daneben liegende Morgen Landes ſind der Krone vorbehalten, im Fall das Fort nicht auf der Inſel erbaut werden ſollte.

Die Wänder ſolcher militäriſchen Blockhäuſer beſtehn aus ſtarken viereckigen Balken; gewöhnlich ſind ſie zwei Stock hoch; in ſolchem Fall ſteht das obere Stockwerk zwei bis drei Fuß über das untere hervor, und im Fußboden dieſes Vorſprunges ſind Schießlöcher eingeſchnitten, um, im Fall das Haus geſtürmt werden ſollte, den Angreifenden ſenkrecht auf den Kopf ſchießen zu

können. Auch in den Seitenwänden ſind dergleichen Schießlöcher, und zum Theil von ſo weiter Oeffnung, daß zum Beiſpiel hier in dem neuen Blockhauſe zu Malden, eine kleine Kanone dadurch abgefeuert werden kann; im Winter, wenn kein Ueberfall zu befürchten iſt, werden dieſe Schießlöcher mit großen hölzernen Stöpſeln oder Keilen zugemacht, und die Fugen, wie beim Schiffbau geſchieht, dicht kalfatert. Nach der neueſten vortheilhafteſten Bauart muß ein ſolches Blockhaus ſo angelegt ſeyn, daß, wenn auch die eine Hälfte ganz weggeſchoſſen iſt, die andere noch immer feſt ſteht. Zu dem Ende muß jeder Balken, ſowohl in den Wänden als im Dach, dergeſtalt verbunden werden, daß er von dem nächſten völlig unabhängig iſt; eben ſo muß auch jede Wand unabhängig von der andern und größtentheils auch das Dach von den Wänden iſolirt ſeyn, ſo daß wenn eine Bombe darauf geworfen wird, ſie nur das eine Stück Holz mit fortreiſſen kann, welches ſie unmittelbar trift. Gegen das ſtärkſte Musketenfeuer ſind alle Blockhäuſer feſt. Da nun überall Holz im Ueberfluß vorhanden iſt, und dieſe Häuſer ſehr ſchnell gebaut werden können, ſo findet man deren faſt auf jedem Vorpoſten in Nordamerika, ja faſt in jeder Feſtung im Lande. In Quebek giebt es deren mehrere.

Im untern Theil des Maldenſchen Diſtrikts, giebt es unter den zerſtreut umher liegenden Häuſen einige ſehr anſehnliche, und die dazu gehörigen Meiereien ſind beträchtlich; unter andern beſteht die, welche unſerm Freunde dem Kapitän E . . . gehört, unter deſſen Dache wir jetzt hauſen, aus nicht weniger als zweitauſend Morgen Landes. Ein großer Theil davon iſt gelichtet und vorzüglich gut angebauet. Sein Haus, das beßte im ganzen Diſtrikt, hat eine gar angenehme Lage, ungefähr 300 Schritte weit vom Fluß. Aus den Fenſtern des Salons hat man eine angenehme

Ausſicht auf den Fluß, auf welchem indianiſche Kanots beſtändig hin und her fahren, und auf die Inſel Bois-Blanc. Vor dem Hauſe iſt ein kleiner niedlicher eingezäunter Raſenplatz mit Gruppen von Bäumen verziert, an deſſen Grenze nach dem Fluß hin ein großes indianiſches Wigwam (Hütte) ſteht, welches man das Rathhaus nennt, weil dort die Indianer ihre Verſammlung halten, wenn zwiſchen ihnen und den Herren vom Indianer-Departement Geſchäfte von einigem Belang abzumachen ſind. Auf der Inſel Bois-Blanc wohnen gegen 500 Indianer-Familien, von denen täglich mehrere zum Beſuch zu uns herüber kommen, ſo wie auch gegenſeitig wir oft nach der Inſel gehen, um ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Unſer Freund hat ihnen geſagt, daß wir über den großen See (Weltmeer) gekommen wären, um ſie zu ſehen; das hat ihnen denn eine ſehr gute Meinung von uns beigebracht; ſie billigten das Unternehmen, und meinten wir hätten unſere Zeit gut angewandt. Kein Volk auf Erden hat wohl eine größere Meinung von ſich als dieſe Menſchen; ſie glauben ſich wirklich über alle Andere erhaben.

Wir blieben nur kurze Zeit in Malden, und gingen dann in einem kleinen Luſtſchiff, das uns ein Kaufmann aus Gefälligkeit lieh, nach Detroit. Die Breite des Fluſſes wechſelt zwiſchen beiden Orten von zwei Meilen zu einer halben ab. Die Ufer ſind meiſtentheils ſehr flach, aber reich mit ſchönen Holzarten bewachſen; an einigen Stellen ſind ſumpfige Niederungen, die ſich tief ins Land hineinſtrecken. An dieſen Stellen wo die Bäume nicht ganz ſo dicht ſtehen, aber dafür ſich deſto mahleriſcher ausbreiten können, iſt die Waldgegend ſehr ſchön: zwiſchen jenen Niederungen macht der Fluß einige beträchtliche Beugungen, und mehrere große Inſeln in demſelben geben der Ausſicht hier eine reizende Mannigfaltigkeit.

Ueber Malden hinaus iſt zu beiden Seiten des Fluſſes kein von Weißen bewohntes Haus, ſondern nur armſelige Indianer-Dörfer zu ſehen. Erſt vier Meilen vor Detroit trift man zu beiden Seiten wieder, vorzüglich aber auf der engliſchen, viele Pflanzungen an. Dieſe Gegend iſt ſehr reich an Baumgärten, wo Pfirſichen, Aepfel und Kirſchen ſehr reichlich zutragen. Als wir hier waren, hingen namentlich die Zweige der Aepfelbäume mit den ſchönſten Früchten belaſtet faſt bis in den Fluß hinab. Man hat hier verſchiedene Arten vortreflicher Aepfel; der vorzüglichſte aber iſt der ſogenannte Pomme-Caille. Er iſt außerordentlich groß und durch und durch dunkelroth. Ich erinnere mich nicht dieſen Apfel ſonſt irgendwo geſehn zu haben, und dennoch iſt er gewiß dieſer Gegend nicht eigenthümlich. Wir konnten der Verſuchung nicht widerſtehen, an dem erſten dieſer Obſtgärten anzuhalten, und für wenige Pence erlaubte man uns ſo viel Obſt zu pflücken, als wir nur immer in unſerm Boote fortbringen konnten. Die Pfirſchen-Zeit war zwar faſt vorbei, die wenigen aber die ich koſtete, waren von ſehr guter Art, wohlſchmeckender, größer und ſaftiger als man ſie in den mittlern Staaten gewöhnlich findet.

Die Häuſer in dieſer Gegend ſind alle gerade von derſelben Bauart als in Unter-Canada, auch die Eintheilung und Bearbeitung des Ackers, und die Sitten der Einwohner ſind ſich in beiden Provinzen gänzlich gleich. Franzöſiſch iſt die herrſchende Sprache, und der Reiſende kann ſich auf einen Augenblick einbilden, daß er durch einen Zauber plötzlich wieder in die Gegend von Montreal oder Trois-Rivieres verſetzt worden ſey. Alle Hauptpoſten in der weſtlichen Gegend, längs den Seen am Ohio, Illinois u. ſ. w. ſind zwar auch von den Franzoſen angelegt; ſie haben ſich aber, nur Detroit und die nächſt umliegende Gegend

aus-

ausgenommen, mit der ungleich größern Anzahl der Anſiedler, welche engliſch ſprechen, dermaßen vermiſcht, daß ihre Sprache überall, nur allein in Detroit nicht, ausgeſtorben iſt.

Detroit enthält ungefähr 300 Häuſer, und iſt die größte Stadt in der weſtlichen Gegend. Es liegt nahe am Fluß oben auf dem Ufer, das hier über 20 Fuß hoch iſt. Unterhalb ſind, zur Bequemlichkeit der Schifffahrt, große hölzerne Anfuhrten, faſt wie in den Seehäfen am atlantiſchen Meer. Die Stadt beſteht aus mehrern Straßen, die mit dem Fluß in gleicher Richtung laufen, und von andern in rechten Winkeln durchſchnitten werden; ſie ſind eng, ſchlecht gepflaſtert, und wenn es geregnet hat, äußerſt ſchmutzig. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger ſind jedoch in den meiſten Fußſteige von viereckigen Klötzern gemacht. Die Stadt iſt mit ſtarken Palliſaden umgeben, und hat vier Thore; zwei gehen nach den Anfuhrten, und die zwei andern ſind an der Nord- und an der Südſeite der Stadt. An den Thoren ſind ſtarke Blockhäuſer, und auf der Weſtſeite der Stadt ein kleines viereckiges Fort, mit Baſtionen an den Ecken. In jeder Baſtion iſt ein kleines Feldſtück aufgepflanzt, und dies iſt alles Geſchütz, das ſich gegenwärtig hier befindet. Die Engländer hatten ſonſt eine große Menge Artillerie hier, aber gegen einen regelmäßigen Angriff hätte ſich der Ort nie lange halten können, und die Werke ſcheinen wohl nur zur Vertheidigung gegen die Indianer angelegt zu ſeyn.

Detroit iſt jetzt das Hauptquartier der weſtlichen Armee der vereinigten Staaten; die Garniſon beſteht aus 300 Mann, die in Kaſernen einquartiert ſind. Die Offiziere achten ſo wenig auf den kleinen Dienſt, daß die Mannſchaft, ſo gut ſie ſich auch im Kriege benommen, auf der Parade doch ſehr armſelig ausſieht. Die Damen in der Stadt ſind noch immer

auſſer ſich, über den Abzug der brittiſchen Truppen, obſchon 3 Monat ſeitdem verfloſſen ſind, und ungeachtet die amerikanichen Offiziere ſie immer verſichern, daß ſie ſie, bei näherer Bekanntſchaft, liebenswürdiger und angenehmer finden würden als die Engländer. Dies iſt eine ſonderbare Art ſich einzuführen, die aber den amerikaniſchen Offizieren ganz ähnlich ſieht. Von ihrer Rohheit, Ungeſchliffenheit und Unverträglichkeit können Sie ſchon aus dem einzigen Umſt. de urtheilen, daß nicht einmal ſo viel Uebereinſtimmung unter ihnen herrſcht, um gemeinſchaftlich zu ſpeiſen. Bei ihrer Ankunft in Detroit iſt eine ſolche Anſtalt eingerichtet worden, ihre beſtändigen Zänkereien aber haben derſelben bald ein Ende gemacht. Während ſie in Grenville in Kantonirung lagen, fielen ſo viel Duelle vor, daß damals ein Renommiſt und ein Offizier von der amerikaniſchen Weſt-Armee ganz gleichbedeutende Worte waren.

Der dritte Theil der Einwohner von Detroit, und der größte Theil derer, welche ſich ober- und unterhalb der Stadt längs dem Fluſſe angebaut haben, ſind von franzöſiſcher Abkunft. Die erſten treiben größtentheils Handel, und ſcheinen alle in ziemlich gleichen Vermögensumſtänden zu ſeyn.

Detroit iſt ein anſehnlicher Handelsplatz, der nicht weniger als 12 eigene Kauffahrteiſchiffe hat, welches Zweimaſter, Brigs, Schaluppen und Schooner von 50 bis 100 Tonnen Laſt ſind. Die Schifffahrt nach dem Hinterlande iſt von hieraus ſehr ausgedehnt, denn auf der einen Seite kann man den Erie-See, der 300 Meilen lang iſt, und auf der andern den Michigan- und den Huron-See befahren, von denen der erſte 200 Meilen lang und 60 breit iſt, der andere an 1000 Meilen im Umkreis hat, hiezu kommt ferner noch der St. Clair-See und der Detroit-Fluß, welche die zuerſtgenannten Seen mit einander verbin-

den, desgleichen viele andere große Flüſſe, welche ſich in jene ergießen.

Die hieſigen Waarenlager und Magazine ſind ſehr wohl verſehen, und feines Tuch, Leinwand und alle Artikel die man zur Kleidung gebraucht, ſind hier eben ſo gut und beinahe um eben den Preis wie in New-York und in Philadelphia zu bekommen.

Die Fiſche, die in den benachbarten Seen und Flüſſen gefangen werden, ſind vorzüglich wohlſchmeckend; unter andern eine ſehr köſtliche Art großer Forellen, die der Michillimakinakiſche Weißfiſch genannt wird, weil er meiſtentheils in jener Straße gefangen wird. An Salz leiden die Einwohner oft großen Mangel, und es iſt noch nicht lange her, daß ſie kein anderes hatten, als was ihnen aus Europa zugeführt wurde, jetzt ſind aber an verſchiedenen Orten im Lande Salzquellen entdeckt worden, und man fängt an dieſen Artikel ſelbſt zu gewinnen. Die beſten und ergiebigſten Quellen ſind in den Händen der Regierung, und der Gewinn vom Salzverkauf wird in den Schatz der Provinz abgeliefert. Die ganze weſtliche Gegend der vereinigten Staaten erhält ihren Bedarf an Salz aus Quellen, von denen einige ſo ergiebig ſind, daß ſie in Zeit von einer Woche viele 100 Scheffel liefern. Auf der einen Seite der Stadt iſt eine große katholiſche Kirche, auf der andern die ſogenannte Huronen-Kirche, die wirklich für dieſe Indianer beſtimmt iſt. Die Straßen ſind gewöhnlich voll Indianer von verſchiedenen Stämmen, und unter ihnen eine große Menge alter Squaws, die ihre Töchter umherführen, immer bereit ſie auf eine Zeitlang dem Meiſtbietenden zu überlaſſen. Des Nachts werden alle Indianer, diejenigen ausgenommen, welche einer oder der andern von den Einwohnern bei ſich aufnimmt, zur Stadt hinaus gebracht und die Thore hinter ihnen verſchloſſen.

Die amerikaniſchen Offiziere hier thun ihr möglichſtes, um den Indianern ihre Vorzüge vor den Engländern einleuchtend zu machen, da ſie aber eben nicht ſehr freigebig mit G[illegible] ſind, ſo achten dieſe nicht auf das, was ſie [illegible]. Den General Wayne, der ihnen beſtändig Geſchenke verſprach, und es immer aufſchob, ſie ihnen zu geben, wenn ſie ihn darum mahnten, nannten ſie General Wabang (morgen).

Das Land um Detroit ſelbſt, und eine ziemliche Strecke oberhalb der Stadt, iſt ſehr gelichtet, und eben ſo auch das auf der engliſchen Seite des Fluſſes. Die Pflanzungen reichen faſt bis an den Huron-See; aber jenſeits des la Trenche, der ſich in den St. Claire ergießt, liegen ſie nur ſehr einzeln. Die Bevölkerung an den Ufern des la Trenche, oder der Themſe, wie dieſer Fluß jetzt genannt wird, nimmt durch die Auswanderungen aus der Gegend von Niagara und aus Detroit, ſeitdem die Engländer es geräumt haben, ſehr ſchnell zu. Wir machten einen Morgen eine Ausflucht in einem kleinen Boot bis zum St. Clair-See, es ſtieß uns aber, weder die Einwohner noch das Land ſelbſt betreffend, etwas merkwürdiges auf. Die Gegend um Detroit iſt ungemein flach, und von allen hier vorhandenen Flüſſen hat nicht ein einziger ſo viel Gefäll als nöthig iſt um eine Mühle zu treiben. In Detroit iſt der Strom noch am ſtärkſten, und ein Franzoſe befeſtigte eine Schiffsmühle von ſeiner Erfindung, mit Ketten mitten im Fluſſe, wo er glaubte, daß die Strömung ſtark genug ſeyn würde, um das Rad zu treiben, der Verſuch entſprach aber der Erwartung nicht, ungeachtet er den Einwohnern vieles Geld gekoſtet hatte. Sie mahlen ihr Korn in Windmühlen, die ich in keiner andern Gegend von Nord-Amerika geſehen zu haben mich erinnere.

Der Boden am Detroit-Fluſſe iſt gut, obſchon nicht fett, und giebt reichliche Mais- und Weizenerndten. Das Klima iſt viel geſunder als in der Gegend des Niagara; doch ſind auch hier intermittirende Fieber nicht ungewöhnlich. Die Hitze iſt außerordentlich, das Thermometer ſteigt oft bis 100° Fahrn.; ſelten aber vergeht ein Winter, wo der Schnee nicht 2 bis 3 Monate lang liegen bleibt.

Während wir in Detroit waren, mußten wir uns beſtimmen, was wir für einen Rückweg nach dem Ozean nehmen wollten. Wieder über den See nach Fort Erie zu gehn, dazu hatte keiner von uns Luſt; dieſer Vorſchlag ward alſo gleich verworfen. Nun waren noch zwei andere Wege, die in Betrachtung kommen konnten, der Eine zu Lande von Detroit durch das weſtliche Gebiet der vereinigten Staaten bis an die obern ſchiffbaren Stellen irgend eines von den Flüſſen, welche ſich in den Ohio ergießen, und auf dieſen dann auf- oder abwärts, nachdem es uns thunlich ſcheinen würde. Der Andere zu Waſſer bis Presqu-Isle auf der Südſeite des Erie, dann den French Creek und den Alleghany hinunter bis Pittsburgh am Ohio; dort hätten wir dann wieder die Wahl, ob wir den Ohio und den Miſſiſippi hinunter, oder durch Pennſylvanien, nach Philadelphia gehn wollten. Wir hatten am meiſten Luſt zu dem erſtern, mußten aber bald alle Gedanken daran fahren laſſen, denn wir hätten zu Pferde abreiſen, uns Mundvorrath auf eine 200 Meilen lange Reiſe durch die Wälder mitnehmen, und unſere Pferde hätten unterwegs mit bloßem Graſe ſich begnügen müſſen. Miethspferde waren in Detroit nicht zu haben, und hätten wir auch welche kaufen wollen, was nur zu einem ſehr hohen Preiſe möglich war, ſo hätten wir doch nicht gewußt, wie wir ſie am Ende unſerer Landreiſe wieder los werden ſollten, wenn wir ſie nicht geradezu in die Wälder hineinjagen wollten, was ſich mit un-

ſern Finanzen nicht gut vertragen hätte. Dies alles aber abgerechnet, war die größte Schwierigkeit die, einen Führer zu bekommen. Die Indianer waren eben im Begriff ihre Jagdreiſen anzutreten, und man ſagte uns, daß wenn wir uns auch wirklich einen Trupp zur Eskorte geſchafft hätten, wir doch Gefahr liefen, noch vor Erreichung unſers Ziels von ihnen verlaſſen zu werden. Wenn ſie zum Beiſpiel auf einen Trupp ſtießen, der glücklich auf der Jagd geweſen wäre, oder wenn ſie an einen Ort kämen, wo ſich viel Wildpret ſehen ließe, oder wir uns vielleicht nicht ganz nach ihren Einfällen richten wollten; ſo könnte es leicht kommen, daß ſie, ohne ſich um den bedungenen Lohn zu kümmern, in einer Anwandlung von Laune uns unſerm Schickſal überlieſſen. Wir hatten eben keine Luſt uns dieſer Gefahr auszuſetzen, und beſchloſſen daher über Presqu-Isle zu gehn. Wie nun aber dahin kommen? Es ereignete ſich eben der ſeltne Fall, daß gerade ein kleines Schiff dahin abſegeln wollte, es war aber ſchon ſo voll von Paſſagieren, daß wir gar keinen Platz mehr bekommen konnten; und überdem wollten wir dieſen Diſtrikt auch nicht ſo ſchnell verlaſſen. Einer der größten Kaufleute in Detroit, an den wir Empfehlungsſchreiben hatten, fand zu unſer aller Befriedigung einen Ausweg; er verſprach, dem Steuermann eines von den Schiffen auf dem See, wovon er zum Theil Eigenthümer war, Ordre zu geben, daß er uns bei Presqu-Isle ausſetzen ſolle. In 14 Tagen ſollte das Schiff von hier abſegeln, und uns in Malden abholen; hieher machten wir uns nun mit unſerem Schifflein wieder auf den Weg, und kamen in wenigen Stunden an.

Vier und dreißigſter Brief.

Geſchenke der brittiſchen Regierung an die Indianer. — Kurze Nachricht vom Kriege der Amerikaner mit den Indianern. — Friede. — Zeremonien bei einem Friedensſchluß mit den Indianern.

Malden im Oktober.

Hart an das Haus unſeres Freundes hier ſtößt eine Reihe von Magazinen, worin die Geſchenke aufbewahrt werden, welche die Regierung alljährlich unter die Indianer in dieſem Diſtrikt austheilen läßt. Zu Beſorgung dieſes Geſchäfts reſidiren hier beſtändig einige Kommiſſarien. Wir waren noch nicht lange hier, als ſich ſchon Gelegenheit fand, eine ſolche Geſchenksvertheilung zu ſehen.

Die Verhandlung hob damit an, daß die Häupter der verſchiedenen Stämmen bei ihrer Ankunft in Malden ſich bei unſerm Freunde, der in dieſem Diſtrikt der Erſte im Indianer-Departement iſt, meldeten, und jeder ihm ein Bündel kleiner Stäbchen von Zederholz einhändigte. Dieſe Stäbchen von verſchiedener Länge und von der Dicke einer gewöhnlichen Bleifeder, zeigten die Anzahl der Individuen in jedem Stamme an, welche Theil an der Güte ihres großen Vaters — wie ſie den König von England nennen — zu haben hofften. Die längſten Stäbchen bezeichneten die Anzahl der Krieger in jedem Stamme, die kürzern die Frauen, und die kürzeſten die Kinder. Unſer Freund übergab hierauf die Stäbchen den Unterbedienten des Departements, um die Anzahl derſelben und die Ueberbringer zu notiren, und die nöthigen Geſchenke in Bereitſchaft zu ſetzen.

Die Vertheilung derſelben geſchah unter freiem Himmel, an einem ſchönen heitern Tage, auf folgende Weiſe. Auf einem Raſenplatz wurden an verſchiedenen Stellen große Pfähle aufgeſtellt, an denen die Namen der Stämme, und die Anzahl ihrer Individuen verzeichnet waren. Dann brachte man aus den Magazinen große Ballen von Decken, blau, roth und braunes Tuch, groben bunten Kattun, Taback in Rollen, Flinten, Pulver, Kugeln, Schrot, Meſſer, Kämme von Elfenbein und von Horn, Spiegel, Beile, Scheeren, Nadeln, rothe Farbe in Säcken, kupferne und eiſerne Töpfe und Keſſel; das Ganze ungefähr 500 Pfund Sterling an Werth. Hierauf wurden die Ballen geöffnet, die Zeuge in Stücken geſchnitten, jedes aber groß genug um einen Mantel, ein Hemd, Beinkleider oder ſonſt ein Kleidungsſtück daraus zu machen; die Geſchenke für jeden Stamm wurden alsdann auf einen Haufen an den mit ſeinem Namen bezeichneten Pfahl gelegt. Dies Geſchäft erforderte mehrere Stunden, da nicht weniger als 400 Indianer zu beſchenken waren. Liqueur oder ſilberner Schmuck wird den Indianern nie gegeben, ſo ſehr ſie beides auch lieben; doch pflegt man es den angeſehenſten von ihren Anführern und die gut gegen uns geſinnt ſind, insgeheim zuzuſtecken. Den Indianern die Geſchenke der Regierung abzukaufen, oder gegen Rum abzutauſchen, iſt den Kaufleuten bei harter Strafe verboten.

Als zur Austheilung alles bereitet war, ſagte man den Anführern der Stämme, daß ſie nun ihre Krieger, welche auſſerhalb des Raſenplatzes neugierig umher ſchlichen, herbeirufen ſollten. In wenigen Minuten waren ſie alle verſammelt, ſtellten ſich in einen Kreis, und mein Freund hielt, indem er ihnen die Geſchenke übergab, eine kleine Rede, ohne welche nach Sitte der Indianer kein Geſchäft verhandelt werden kann. Er ſagte ihnen: daß ihr großer und guter Vater, der jenſeits des großen Sees

wohne, ſehr aufmerkſam auf das Glück ſeines treuen Volkes ſey, und daß er ihnen, ſeinen guten indianiſchen Kindern, dieſe Geſchenke, die hier vor ihnen lägen geſchickt habe. Die Flinten, Ammunizion und Beile, habe er den jungen Leuten, das Zeug zu den Kleidern den Greiſen, Frauen und Kindern beſtimmt. Er hoffe, daß die jungen Leute ihre Waffen nur zur Jagd gebrauchen, und nicht Gelegenheit haben würden ſie gegen einen Feind anzuwenden. Sie ſollten die Alten ehren, und freundlich mit ihnen theilen, was ſie bei der Jagd aufbringen. Er hege das Zutrauen zu dem großen Geiſte, daß er ihnen helle Sonne, klaren Himmel und günſtiges Wetter zur Jagd verleihen werde, und wenn ſie im nächſten Jahre ſo gute Kinder blieben, würde er gewiß ſeine Wohlthaten erneuern und ihnen noch mehr Geſchenke über den großen See ſchicken.

Dieſe kleine Rede ward in engliſcher Sprache gehalten, die anweſenden Dollmetſcher aber überſetzten ſie jedem Stamme in ſeine eigenthümliche Sprache, Periode vor Periode, und die Indianer bezeugten am Ende einer jeden ihre Zufriedenheit durch ein ſtarkes lautes Hoah! Hoah! Nach Beendigung der Rede wurden die Anführer hervorgerufen, die Geſchenke wurden ihnen angewieſen und übergeben. Sie empfingen ſie mit Dank, winkten einigen von ihren Kriegern, und in weniger als drei Minuten war der Raſenplatz leer und alles an Bord der Kanois gebracht, die es nach der Inſel und den anliegenden Dörfern brachten. Die Indianer beobachteten bei dieſer Gelegenheit den größten Anſtand und Ordnung; kein Streit entſtand, kein Stamm ſchien über das, was der andere empfangen hatte, im geringſten neidiſch zu ſeyn, jeder nahm den Haufen der ihm gehörte, und zog ſtillſchweigend ab.

Nächſt den eben erwähnten Geſchenken wurde dieſesmal auch unter einige Indianer-Stämme, welche mit den vereinigten Staaten Krieg geführt hatten,

und auf Bois Blanc kampirten, Proviſion ausgetheilt. Ihre Dörfer, Kornfelder und Vorräthe waren während des Krieges vom General Wayne völlig zerſtört worden; ſie konnten ſich nun nicht mehr erhalten, und kamen gleich nach dem Frieden zu ihren guten Freunden, den Engländern, und baten um Unterſtützung an Lebensmitteln. „Unſere Feinde, ſagten ſie, haben unſere Dörfer und Vorrathshäuſer zerſtört, unſere Frauen und Kinder haben nichts zu eſſen; ihr nennt euch unſere Freunde, zeigt es uns nun, daß ihr es wirklich ſeyd, und ſpeiſet uns ſo lange, bis unſer Korn reif und das Wetter zur Jagd günſtig iſt.“ Dies ward ihnen ſogleich zugeſtanden, die Regierung ließ auf der Inſel augenblicklich ein Proviantmagazin errichten, aus welchem ihnen zwei Tage in der Woche, jedesmal drei Tonnen Pöckelfleiſch, eben ſo viel Mehl, Bohnen oder Erbſen, Mais und zwei Stück geſchlachtete Ochſen gereicht wurden. Für eine Unterſtützung dieſer Art ſind die Indianer weit weniger dankbar als für die andern Geſchenke; ſie halten es nemlich für bloße Schuldigkeit, daß eine Nazion einer andern, mit der ſie in Frieden lebt, in der Noth beiſtehen müſſe; und in der That würden auch ſie mit ihren weißen Brüdern, den Engländern, gern ihren letzten Vorrath theilen, wenn dieſe je in ähnliche Umſtände kommen ſollten.

Die Geſchenke, welche den Indianern gegeben werden, und die Gehalte für das Indianer-Departement, koſten der Krone, wie ich ſchon oben geſagt, an 100,000 Pfund Sterling jährlich. Als wir Canada in Beſitz nahmen, betrugen die Geſchenke noch weit mehr als jetzt; denn erſtlich war die Anzahl der Indianer um vieles größer, und dann mußte man jedem Einzelnen mehr geben, um ihnen die üble Meinung zu benehmen, welche ihnen die Franzoſen von uns beigebracht hatten. Da jene Vorurtheile jetzt glücklich gehoben ſind, und die vollkommenſte Harmonie zwiſchen

ihnen und unſerer Nazion Statt findet, ſo würden zur Erhaltung des guten Vernehmens vielleicht noch geringere Geſchenke hinreichen; da es aber doch möglich wäre, daß die Verminderung unſerer Freigebigkeit auch ihre Zuneigung gegen uns verminderte, ſo würde die Sparſamkeit hier ſehr übel angebracht ſeyn. Und in der That, wenn man bedenkt, welch ein äußerſt zahlreiches und glückliches Volk die Indianer waren, ehe die Europäer ſich in das Gebiet eindrängten, das von der Natur ihnen zugetheilt war; wenn man bedenkt, wie viele Tauſende von ihnen in den Kriegen umgekommen ſind, die unſer Durſt nach Land und Herrſchaft angezettelt hat, und wie viel mehr noch durch das verderbliche Getränk weggeraft worden ſind, das wir ihnen zugeführt haben; wenn man bedenkt, wie viel erkünſtelte Bedürfniſſe die wenigen noch übrigen Stämme durch uns kennen gelernt haben, und wie verderbt ſie durch den Umgang mit uns geworden ſind; wenn man endlich bedenkt, daß auf dem ganzen ausgebreiteten Gebiet zwiſchen dem Miſſiſippi und dem Ozean in funfzig Jahren vielleicht keine Spur mehr vor jenem tugendhaften, liebenswürdigen Volke zu finden ſeyn wird: ſo ſollte man wohl eher darauf bedacht ſeyn, noch mehr zu ihrer Zufriedenheit und zu ihrem Glück beizutragen, als ihnen etwas an den Kleinigkeiten zu ſchmälern, die ihnen in ihrer jetzigen Lage einige Freude gewähren. Durch Geſchenke kann man allerdings die Zuneigung unkultivirter Nazionen gewinnen, und ſie ſind daher auch auf die Gemüther der Indianer von großem Einfluß; aber dennoch iſt dadurch allein ihre herzliche Zuneigung nicht zu erlangen: man muß zeigen, daß man an allem Theil nimmt, was ſie angeht; man muß ſich mit ihnen verbinden, ſie wie ſeinesgleichen behandeln, und einigermaßen ihre Sitten annehmen. Durch ein ſolches Benehmen iſt es den Franzoſen gelungen, als ſie Canada im Beſitz hatten

ſich die Gunſt der Indianer in vorzüglichem Grade zu erwerben und ſehr großen Einfluß über ſie zu gewinnen. Die alten Indianer ſagen noch immer, daß ſie nie glücklicher waren als unter der Herrſchaft der Franzoſen; und dieſe alte Vorliebe äußert ſich noch jetzt auf eine ſehr bemerkenswerthe Art; wenn einem Indianer irgend etwas zuſtößt, um deſſen willen er bei einem Weißen Hilfe ſuchen muß, z. B. wenn er krank wird, wenn zufällig ſein Mundvorrath ausgegangen iſt, oder wenn er bei Sturm und Regen ein Obdach ſucht, ſo wird er in allen dieſen Fällen ſich allemal lieber an die alten franzöſiſchen Koloniſten wenden, als an die engliſchen Einwohner. Dieſe ſehn wohl ein, wie nöthig es iſt, die Indianer mit Achtung und Freundlichkeit zu behandeln, ſie können aber nicht ſo wie die Franzoſen, den Gedanken gänzlich fahren laſſen, daß die Indianer doch immer nur eine untergeordnete Menſchenraçe ſeyen; dies fühlen die Indianer allerdings, und darum iſt ihnen der Franzoſe lieber als der Engländer; dennoch leben ſie auch mit dieſen auf einem freundſchaftlichen Fuße, und viele Engländer, welche an den Grenzen wohnen, haben mich verſichert, daß, wenn ſie unter ſich nur halb ſo ehrlich und gut mit einander umgiengen, als die Indianer mit ihnen, ihr geſelliges Leben alsdann wirklich beneidenswerth ſeyn würde.

Von Seiten der vereinigten Staaten hat ſich die Regierung bis jetzt um die Zuneigung der Indianer eben noch nicht beworben, und die Grenzbewohner ſelbſt ſcheinen gar keinen Werth darauf zu ſetzen; ja ſie haben oft, ſtatt die Indianer als eine benachbarte unabhängige Nazion zu behandeln, ſich unerhörte Eingriffe in die Rechte derſelben erlaubt; dafür aber auch alles von ihnen erdulden müſſen, was ein rachſüchtiger grauſamer Feind nur thun kann, nächtlichen Ueberfall, Räubereien und Mordbrennerei. Oft haben die Grenzbe-

wohner ſich aus ihren Wohnungen nicht heraus wagen dürfen, und ſind genöthigt geweſen, zur Nachtzeit bewaffnete Wachen auszuſtellen. Unbewaffnet hat ſelbſt am Tage Niemand ſeinen nächſten Nachbarn beſuchen, geſchweige denn noch ſo eine kleine Reiſe machen dürfen. Barbareien dieſer Art, welche die Indianer verübt haben, machen in den amerikaniſchen Zeitungen gleichſam einen ſtehenden Artikel aus, und ganze Bände würden nicht hinreichen die ſchrecklichen Erzehlungen alle zu faſſen.

In den vereinigten Staaten giebt man den Engländern Schuld, daß ſie es ſind, welche die Indianer zu dieſen Feindſeligkeiten aufhetzen, und ſchmält auf unſere Regierung, daß ſie ihnen Flinten, Tomahawks und andere Waffen zukommen läßt. Während des Krieges haben wir freilich durch Geſchenke und andere Mittel die Indianer vermocht, gegen die Koloniſten zu fechten; daß wir dies aber jetzt nach geſchloſſenem Frieden noch thun ſollten, iſt ein eben ſo ungegründetes als boshaftes Vorgeben. Das Volk in den vereinigten Staaten hat es ſich lediglich allein zuzuſchreiben, daß nach Unterzeichnung des Definitivfriedenstraktats die Feindſeligkeiten der Indianer noch immer fortdauern. Statt die Gelegenheit wahrzunehmen, dieſe durch Geſchenke und gütliche Begegnung zu gewinnen, behandeln die Amerikaner ſie immer noch als wilde Thiere, die ausgerottet werden müſſen. Unerſättlicher Geiz, ewige Unzufriedenheit und Unruhe des Gemüths verleiten die Bürger der vereinigten Staaten oft zu Gränzbeeinträchtigungen, und ſie bauen ſich ohne Bewilligung der Eigenthümer auf dem Gebiete der Indianer an, indeß in den vereinigten Staaten ſelbſt noch Millionen Morgen Landes ungenutzt da liegen, die man aber freilich nicht unentgeltlich bekommen kann. Die Indianer, die ſtrenger als vielleicht irgend ein Volk auf Erden, das im Verhältniß mit ſeiner Anzahl ein

ſo ſehr ausgebreitetes Gebiet beſitzt, auf ihr Grenzrecht halten, machen ſich eben kein Gewiſſen daraus, dieſe ungebetenen Gäſte anzufallen, zu plündern und ſelbſt todt zu ſchlagen, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit darbietet. Die Weißen wehren ſich nach Möglichkeit, ſie ſchieſſen jene wie Bären und Wölfe nieder, und treiben ſie oft mit großem Verluſte zurück; allein ein ſolcher mißlungener Angriff verdoppelt nur ihre Wuth, und bei ihrer rachſüchtigen Gemüthsart, die für vergoſſenes Blut immer wieder Blut fordert, begnügen ſie ſich oft nicht damit, die ganze Familie deſſen, der einen von ihren Anführern oder Kriegern getödtet hat, zu morden, ſondern ſie fallen in das Gebiet des Feindes ein, und richten, um die Manen ihrer Gefährten zu beſänftigen, unter den friedlichen Landbewohnern die ſchrecklichſten Verheerungen an, gleichviel ob dieſe an jenen erſten Feindſeligkeiten Theil genommen haben oder nicht. Werden ſie auch hier zurückgetrieben, oder verlieren ſie bei dieſem Angriff einen von den ihrigen, ſo ſinnen ſie von neuem auf Rache, und ſo geht die Fehde, und das Morden gleichſam ins Unendliche. Dieſe traurige Lage der Grenzbewohner erregte endlich die Aufmerkſamkeit der Regierung, und das Reſultat war, daß der Kongreß verordnete, es ſolle auf Unkoſten der vereinigten Staaten eine Armee errichtet werden, um den Feind abzuhalten.

Dies geſchah ungefähr ums Jahr 1790 und das Kommando derſelben ward dem General St. Clair anvertraut. Sie beſtand aus 1500 Mann; dieſe Leute waren aber nicht gewohnt gegen Indianer zu fechten, und was Viele vorausſahen, und der Erfolg bewies, auch der General war nicht dazu gemacht, in einem Feldzuge dieſer Art zu kommandiren, obſchon er ein erfahrner Offizier war, und gegen reguläre Truppen recht gut gefochten haben würde.

St. Clair [illegible] mit ſeiner Armee ins indianiſche Gebiet, es [illegible] gelegentlich keine Scharmützel, die Indianer aber w[illegible] immer vor ih[illegible] zur[illegible] als ob ſie einer ſo überlegenen [illegible] gar nicht [illegible] wagten. Ohne zu bedenken, daß er es mit [illegible] Feinde zu thun hatte, verfolgte er ihn kühn, [illegible] er zuletzt, tief genug ins feindliche Gebiet hineingelockt, an einem gelegenen Orte von allen [illegible] von den Indianern umringt ward. Seine Armee kam in Verwirrung, vergeblich bemühete er ſich ſie wieder in Ordnung zu bringen. Die Indianer wurden nun dreiſt, ſtürzten mit ihren Tamahawks und Skalpiermeſſ[illegible]n in die Lücken, und es erfolgte eine ſchreckliche Niederlage. Der größte Theil der Armee blieb auf dem Schlachtfelde, und die dem Tode entrannen, wurden meiſtens zu Gefangenen gemacht. Alle Kanonen, Ammunizion, Bagage und Pferde fielen den Indianern in die Hände.

Eine große Menge junger Canadier, vorzüglich viele, deren Mütter Indianerinnen waren, fochten bei dieſer Gelegenheit auf indianiſcher Seite; ein Umſtand, der die Bewohner der vereinigten Staaten noch mehr in der vorſchnell gefaßten Meinung beſtärkte, als wären die Indianer von den Engländern aufgehetzt. Ich habe aber mit mehreren von jenen jungen Leuten, die gegen St. Clair fochten, geſprochen, und kann ihrer eigenen Ausſage nach verſichern, daß ſie ohne Vorwiſſen der Regierung und blos deshalb mit den Indianern gemeinſchaftliche Sache gemacht haben, weil ſie glaubten, daß dieſe das Recht auf ihrer Seite hätten, und weil ſie gegen die Amerikaner, ſeit der Rebellion her, einen unauslöſchlichen Haß haben.

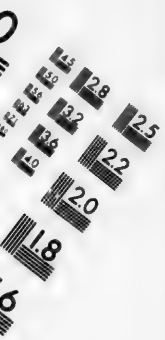
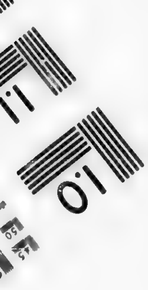
Da die Niederlage des General St. Clair für die Indianer eine vollkommene Genugthuung war, ſo hätte man jetzt wahrſcheinlich unter ſehr billigen Bedingungen Friede machen können; und hätten die Republikaner die

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

alsdann feſtgeſetzte Grenzlinie unverbrüchlich reſpektirt, ſo würde der Friede auch dauerhaft geweſen ſeyn. Die allgemeine Meinung aber war, daß zu einem guten Frieden zuerſt ein Sieg über die Indianer erfordert würde, und deshalb beſchloß man eine andere zahlreichere Armee zu errichten: der Kongreß bewilligte zu dieſem Behuf große Summen und bald waren 3000 Mann auf den Beinen.

Man ſuchte vorzüglich Leute aus Kentucki und aus andern Gegenden von der Grenze anzuwerben, weil dieſe mit der Kriegsart der Indianer bekannt ſind. Aus dieſen Leuten ward ein zahlreiches Regiment Scharfſchützen errichtet, und das Kommando der Armee dem jezt verſtorbenen General Wayne übertragen. Dieſer führte zuerſt eine ſtrenge Mannszucht unter ſeinen Truppen ein, hielt ſie dann an den Grenzen beſtändig in Bewegung, machte aber keinen Verſuch weit ins indianiſche Gebiet einzudringen, und nahm überhaupt fürs erſte gar keine offenſive Maaßregel gegen den Feind. Durch dieſen Aufſchub hoffte er den doppelten Vortheil zu erlangen, daß nemlich der Eindruck, den die Niederlage der vorigen Armee gemacht hatte, unterdeß allmählich verlöſchen, und daß ſein Korps nach und nach mit der indianiſchen Art Krieg zu führen bekannter werden würde, denn er ſah wohl, daß ſich mit den Indianern nicht anders als auf ihre eigene Weiſe fechten laſſe.

Als die Armee geübt genug war, rückte der General mit äußerſter Vorſicht und nur Schritt vor Schritt vorwärts. Selten machte er an einem Tage mehr als zwölf Meilen; um Mittag wurde Halt gemacht, und der Nachmittag dazu angewandt, ſtarke Verſchanzungen ums Lager zu machen, damit die Armee ſtets vor einem Ueberfall geſichert ſey. Dergleichen Verſchanzungen wurden dann nicht eher wieder verlaſſen, als bis die nächſte Lagerſtelle wiederum befeſtigt war; eben ſo wurden auch in einem Umkreiſe von 40 Meilen

ſtarke Poſten ausgeſetzt, um nöthigenfalls den Rückzug der Armee zu decken. Während des ganzen Marſches ſchickte der General Detaſchemente aus, die alle in der Nachbarſchaft belegenen Indianer-Dörfer in Brand ſtecken mußten, und bei Expedizionen dieſer Art blieb keine Kriegsliſt unbenuzt. Zuweilen mußte die Mannſchaft ſich nackt auskleiden, und den Körper bunt bemahlen, ſo daß ſie völlig den Indianern glichen; ſie näherten ſich den Dörfern dann als Freunde, und richteten ſchreckliche Niederlagen an. Oft fielen während des Marſches Scharmützel vor, der Sieg war bald auf der einen bald auf der andern, mehrentheils aber doch auf der Amerikaner Seite, weil ſie die Kenntniß und Disciplin von regulären Truppen mit der Liſt ihrer Gegner zu verbinden wußten.

Dieſe ganze Zeit hindurch zogen ſich die Indianer, wie ſie es vorher mit St. Clair gemacht, immer weiter zurück, und ohne daß Wayne im Stande geweſen wäre, es zu einem entſcheidenden Treffen zu bringen, drang er vor bis zum M i a m i v o n d e n S e e n, ein Fluß der ſo genannt wird, um ihn von einem andern Miami, der ſich in den Ohio ergießt, zu unterſcheiden. Hier entſtand die bekannte Unterhandlung wegen des Forts Miami, die der Hauptſache nach faſt in allen engliſchen und amerikaniſchen Blättern eingerückt ward, und um derentwillen General Wayne von vielen ſeiner eigenen Landsleute getadelt ward; General Campbell hingegen, der damals noch als Oberſt, in dieſem Fort kommandirte, eine öffentliche Dankſagung von der Londner Kaufmannſchaft erhielt. Fort Miami wurde im Jahre 1793 am Fluß gleiches Namens von den Engländern errichtet. Man hatte zu der Zeit allerdings Grund zu glauben, daß der Streit zwiſchen Großbrittannien und den vereinigten Staaten nicht ganz ſo freundſchaftlich beigelegt werden würde, als es nachher geſchah, und daß die brittiſche Regierung eben derſelben Meinung war, ſieht

man daraus, daß auf ihre Ordre das Fort innerhalb der Grenzlinie der vereinigten Staaten erbauet ward, worüber die Amerikaner ungehalten zu ſeyn allerdings Urſach hatten.

General Wayne hatte allem Anſcheine nach keine beſtimmte Ordre von ſeiner Regierung ſich des Forts zu bemeiſtern; er dachte aber, daß wenn er ſich deſſen durch einen coup de main, ohne viel zu wagen, bemächtigen könnte, es ihm als ein ſehr weſentlicher Dienſt angerechnet und allgemein gebilligt werden würde. Seine Eitelkeit verleitete ihn alſo alles zu verſuchen, um Herr des Forts zu werden. Oberſt Campbell aber bewies dem amerikaniſchen General durch ſeine muthige und männliche Antwort auf die Aufforderung das Fort zu übergeben, weil es innerhalb der Grenzen der vereinigten Staaten läge, daß ſo wenig ſeine Vorſtellungen als ſeine Drohungen etwas über ihn vermöchten, und daß ſeine 200 Mann, woraus die Garniſon beſtand, Muth genug hätten, dem Angriffe ſeiner geſammten Armee zu widerſtehen, wenn er allenfalls Gewalt brauchen ſollte. Das Hauptkorps der Armee ſtand zu der Zeit vier Meilen weit vom Fort, ein kleines Detaſchement aber lag unweit deſſelben in den Wäldern verſteckt, um auf den erſten Wink des Generals bei der Hand zu ſeyn. Er ſetzte nemlich die Würde eines Soldaten, und den Rang eines Generals ſo ſehr aus den Augen, daß er nach dem Fort ritt, und ſich gegen die dienſtthuenden Soldaten die gröbſten Schimpfreden erlaubte. Wahrſcheinlich wollte er dadurch die Garniſon reizen auf ihn zu feuern, um einen Vorwand zu haben Sturm zu laufen.

Da aber glücklicherweiſe Campbell ſeinen Soldaten und Offizieren die ſtrengſten Befehle gegeben hatte, auf keine etwa erfolgende Anreizung im mindeſten zu antworten, ſondern nur dann erſt zu feuern, wenn der Ort thätlich angegriffen würde; ſo ward

Waynes Plan vereitelt, viel Blutvergießen geſpart, und wahrſcheinlich ein zweiter Krieg zwiſchen England und Amerika abgewandt.

Durch dies Betragen gewann nun freilich General Wayne für ſeine Perſon eben nicht viel Ehre; doch gereichte die Mäßigung, welche der Oberſt Campbell bei dieſer Gelegenheit bewies, dem General Wayne auf einer andern Seite zum Vortheil. Die jungen Canadier nemlich, die bei den Indianern waren, hatten dieſen verſichert, daß wenn die amerikaniſche Armee ſich vor dem Fort würde ſehen laſſen, unfehlbar auf ſie gefeuert werden würde; denn dieſe jungen Leute konnten nicht anders vermuthen, als daß die Amerikaner ſich mit offenſiver Abſicht dem Fort nähern, und daß dieſes dann unfehlbar Widerſtand leiſten würde. Als nun aber die Indianer ſahen, daß vom Fort aus nicht auf General Wayne gefeuert wurde, beſchwerten ſie ſich bitterlich, daß ſie betrogen worden wären, und waren ſehr niedergeſchlagen, daß ſie keinen Beiſtand von den Engländern zu hoffen hatten; dennoch ließen ſie den Muth nicht ſinken, ſondern machten ſchnell Halt, und erwarteten nun, an einer wohlgewählten Stelle die Ankunft des General Wayne, der ihnen ziemlich nahe folgte.

Den Tag vor einer großen Schlacht faſten die Indianer ſehr ſtrenge, und die Enthaltung von aller Nahrung mindert ihre Kräfte im Schlachtfelde nicht; denn von ihrer frühen Jugend an, gewöhnen ſie ſich an lange periodiſche Faſten. Am Vorabend des Tages, an welchem ſie den Angriff des Generals Wayne erwarteten, faſteten ſie alſo auch jetzt, und legten ſich dann im Walde in Hinterhalt. Der Angriff erfolgte aber nicht an dieſem Tage, wie ſie nach den Nachrichten ihrer Spione erwartet hatten; er ſey, hieß es, auf den folgenden Tag verſchoben; alſo rührten ſie ſich nicht aus dem Hinterhalt hervor. Auch der

zweite Tag verſtrich; nun meinten ſie, daß er am dritten unfehlbar vor ſich gehen würde, und wichen deshalb nicht von der Stelle. Der dritte Tag war regnicht und ſtürmiſch, die ausgeſchickten Kundſchafter verſicherten, daß, nach der Bewegung des General Wayne keine Wahrſcheinlichkeit wäre, daß es heute zum Treffen kommen würde; nun verließen endlich die Indianer, des dreitägigen Faſtens müde, ihren Hinterhalt, ahneten keinen Ueberfall und ſetzten ſich ruhig zu ihrer Mahlzeit.

Sie hatten ſich vorher in drei Diviſionen getheilt, um nach einer andern Gegend zu marſchieren, wo ſie die Armee der vereinigten Staaten zu überfallen gedachten; ſtatt deſſen aber wurden ſie ſelbſt vom General Wayne bei der Mahlzeit überfallen. Er hatte von ſeinen Spionen, die jetzt ſchon eben ſo liſtig als die Indianer waren, genaue Kundſchaft von ihrem Plan erhalten; er machte daher einige Bewegungen als ob er nach einer ganz entgegengeſetzten Gegend marſchieren wolle, wendete ſich aber ſchnell und ließ ſeine leichte Kavallerie über ſie herfallen als ſie ſich deſſen am wenigſten verſahen. Die Indianer geriethen in große Verwirrung, ein Umſtand, der die Niederlage nur noch vergrößerte; ſie leiſteten nur ſchwachen Widerſtand und ergriffen bald die Flucht.

Ich ward dem General Wayne bei ſeiner Ankunft in Philadelphia im Jahr 1796 vorgeſtellt, und hatte Gelegenheit die Plane von allen ſeinen Campagnen gegen die Indianer zu ſehen. So wie die Sache auf dieſen Planen vorgeſtellt war, und die Erzehlung davon lautete, ſo verdient ſie allerdings auch bei erfahrenen Offizieren Bewunderung. Es hieß nemlich die Indianer hätten drei Reihen formirt, eine hinter der andern, und nachdem ſie den erſten Schock der amerikaniſchen Armee mit Standhaftigkeit ausgehalten und mit Kunſt und Geſchicklichkeit verſucht hät-

ten ihr in die Flanke zu fallen, wären ſie von den kentuckiſchen Scharfſchützen und der leichten Kavallerie überflügelt und ſo in die Flucht gejagt worden. Man ſchloß aus der Regelmäßigkeit, mit welcher die indianiſchen Truppen bei dieſer Gelegenheit gefochten haben, daß ſie von geſchickten und erfahrenen engliſchen Offizieren wären angeführt worden. Indeß iſt das eine Unwahrheit, die ſich aus der eigenen Ausſage des General Wayne und ſeiner Adjutanten hinlänglich widerlegt; ſie haben es nemlich gar keinen Hehl, daß die amerikaniſche Armee während der ganzen Akzion nicht 50 Indianer auf einem Fleck zu ſehen bekommen hat. Auch weiß jeder, der nur das geringſte über die Indianer geleſen hat, daß ſie nie in Reihe und Glied fechten, ſondern wie ein Jäger auf dem Anſtand ſich allemal hinter Bäumen und Gebüſch verſteckt poſtiren; ſo viel Mühe ſich auch die Franzoſen und Engländer gegeben haben, ihnen eine andere Art von Kriegskunſt beizubringen. Bei dieſer Gelegenheit hatten ſie denn eben auf dieſe Weiſe gefochten, wie mir mehrere erzehlt haben, die dabei zugegen geweſen, und nur dadurch, daß General Wayne ebenfalls kleine Trupps Kavallerie in den Wald ſchickte, um ſie aus ihrem Hinterhalt zu treiben, bezwang er ſie. Hätte er die Armee in der regelmäßigen Ordnung gegen die Indianer vorrücken laſſen, wie ſie im Plan beſchrieben iſt, ſo hätte ſie gewiß das nemliche Schickſal gehabt, was St. Clair und vor ihm General Bradok erfahren haben.

Dreißig bis vierzig Indianer, die, während ſie von einem Baum zum andern liefen, erſchoſſen oder erſtochen worden waren, fand die amerikaniſche Armee todt auf dem Schlachtfelde; wahrſcheinlich ſind wohl mehr geblieben, die Indianer haben aber über dieſen Punkt ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtet, daß man nichts genaueres davon erfahren hat; was liegt auch

daran, genug daß dieſer Vorfall die Indianer bald dahin brachte um Frieden zu bitten. Es wurden von Seiten der Regierung der vereinigten Staaten Deputirte abgeſchickt, um mit den Anführern der Indianer zu verhandeln; die Präliminarien waren bald in Ordnung gebracht, und es kam ein Traktat zu Stande, vermittelſt deſſen die Indianer einen anſehnlichen Theil ihres Gebiets, der an die vereinigten Staaten grenzte, abtraten.

Die letzte und wichtigſte Ceremonie, welche die Indianer bei einem Friedensſchluß beobachten, iſt: das Vergraben des Beils. Als dieſe Ceremonie Statt haben ſollte, trat einer von den Anführern aus dem Haufen hervor, und beklagte, daß der letzte Friede zwiſchen ihnen und den vereinigten Staaten von ſo kurzer Dauer geweſen wäre, er hoffe und wünſche, der gegenwärtige möge dauerhafter ſeyn, und ſchlage deshalb vor, eine große Eiche, die nicht weit davon ſtand, mit der Wurzel aufzuheben, um das Beil darunter zu vergraben, wo es dann auf ewig ruhen müſſe. Hierauf ſagte ein anderer: der Baum könne vom Sturm ausgeriſſen werden, oder würde früher oder ſpäter gewiß abſterben, und da ſie alle einen daurenden Frieden wünſchten, ſollte man das Beil lieber unter dem großen Berge hinter dem Walde vergraben. Ein dritter wandte ſich hierauf mit folgenden Worten an die Verſammlung: „Ich bin nur ein Menſch und kann nicht, wie der große Geiſt, Bäume mit ſammt der Wurzel aus dem Boden heben oder Berge aus ihrer Stelle bewegen; alſo ſchlage ich vor, daß man ſtatt deſſen das Beil lieber in den tiefen See verſenke, wo kein Sterblicher es je finden, und es auf immer vergraben bleiben wird.“ Dieſer Vorſchlag wurde von der ganzen Verſammlung mit Freuden angenommen, und das Beil mit vieler Feierlichkeit ins Waſſer geworfen. Jetzt ſagen die Indianer in ihrer bildlichen

Sprache, es müße nun Friede auf ewig ſeyn; „denn, ſo drücken ſie ſich aus, wenn ehedem das Beil vergraben wurde, ſo ward es nur mit ein wenig Erde und einigen Blättern bedeckt, und da es ein unruhiges verderbliches Weſen iſt, wußte es bald wieder zum Vorſchein zu kommen, wo es dann immer zwiſchen uns und unſern weißen Brüdern große Verwirrung anrichtete, und manchen guten Menſchen auf den Kopf ſchlug; jetzt aber, da es tief in dem See verſenkt iſt, wird es nie wieder Unheil anrichten, indem es weder von ſelbſt wieder heraufkommen, noch jemand es aus ſeiner Tiefe hervorholen kann.“ Ich zweifle keinen Augenblick, daß es ein dauernder Friede ſeyn wird, wenn nemlich die vereinigten Staaten die Friedensartikel eben ſo unverbrüchlich halten als die Indianer; es bedarf aber eben nicht viel Scharfſinn um vorher zu ſehen, daß das nicht der Fall ſeyn, ſondern daß das Beil wieder hervorgeholt werden wird. Kurz vorher ehe wir nach Malden kamen, waren wirklich von den ſüdlichen Indianern ſchon Abgeordnete da, um zu erforſchen, ob die nahe am See wohnenden wohl geneigt ſeyn möchten ſich in einen neuen Krieg einzulaſſen? Die Veranlaſſung dazu konnte man ſich aus dem Bericht der Kommiſſarien erklären, die von der Regierung nach dem neuen Staate Teneſſi geſchickt worden waren, um dort die Grenze dem Friedensſchluſſe gemäß zu reguliren. Dieſe meldeten nemlich, daß an 5000 Perſonen, ganz gegen den mit den Indianern kürzlich geſchloſſenen Traktat, ſich eines Theils des indiſchen Gebiets bemächtigt, und ſich dort niedergelaſſen hätten; daß man ſie auf keine Weiſe bewegen könne, wieder zurückzugehn, und daß dieß auch mit Gewalt nicht füglich würde durchgeſetzt werden können.

Die Koloniſten an der weſtlichen Grenze der vereinigten Staaten ſind, wie mir durchgehends verſichert worden iſt, gröſtentheils viel wilder als die In-

dianer ſelbſt. Unter andern ſoll es gar nichts ungewöhnliches bei ihnen ſeyn, über dem Kamin oder an der Hausthür die Schedeln von Indianern, die ſie umgebracht haben, angenagelt zu finden, ſo wie der Jäger die Raubvögel die er erlegt hat, an den Thorweg ſeines Gehäftes anzunageln pflegt: und wie oft habe ich nicht in Amerika in öffentlichen Zeitungen geleſen, daß die Koloniſten an der Grenze Indianer geſchunden und die Haut wie das Fell eines wilden Thieres gebraucht hatten. Sie ſehen die Indianer durchaus wie wilde Thiere ohne Vernunft und Seele an, die man niederſchießen könne, wo ſie ſich blicken ließen; und ſelbſt die beſſern Bewohner der weſtlichen Gegenden hegen die gröbſten Vorurtheile gegen dieſe unglücklichen Menſchen, und behaupten freilich mit eben ſo unſtatthaften als liebloſen Gründen, daß man ſie unbedenklich von ihren Wohnſitzen vertreiben, und wenn ſie Widerſtand leiſten, gar ausrotten dürfe. Der Indianer, ſagen ſie, hat oder will keinen Begriff vom Ackerbau haben, er braucht zum Unterhalt ſeiner Familie 1000 Morgen Landes, jedem von uns gnügen 100 Morgen, wozu ſollten nun dieſe Heiden, die keine Idee von Künſten und Manufakturen haben, nichts von Wiſſenſchaften kennen, und nie etwas zum Nutzen der Menſchen erfunden haben, wozu ſollten dieſe auf Erden leben? Imlay ſagt, indem er von dem wahrſcheinlichen Schickſal der ſüdweſtlichen Indianer ſpricht: „Die Niederlaſſungen im obern Theil von Georgia, in dem ſchönen Lande am Okkonek und Okemulchee werden ihnen Trotz bieten, die Niederlaſſungen von French Broad, durch Holſton unterſtützt, haben nichts von ihnen zu befürchten, und Cumberland iſt zu mächtig, als daß es in Gefahr gerathen ſollte. Die Spanier ſind im Beſitz der Floridas (wie lange noch, das wird freilich von ihrer Mäßigung und klugen Benehmen abhangen) und ihre Nie-

derlaſſungen am Nachez und oberhalb deſſelben erſtrecken ſich bald bis an die Grenzen von Cumberland; auf dieſe Weiſe werden die Indianer in wenigen Jahren ganz umringt ſeyn, und ſolchergeſtalt von den Spaniern und den vereinigten Staaten auf drei Seiten gedrängt, entweder ein häusliches Leben gleich dem unſeren zu führen, oder auf die andere Seite des Miſſiſippi zu flüchten genöthigt ſeyn".

Man muß das Betragen der Bewohner der vereinigten Staaten gegen die Indianer um deſto unbilliger und tadelswerther finden, wenn man bedenkt wie ſchnell ihre Anzahl von ſelbſt abnimmt, und daß nach dem natürlichen Lauf der Dinge, zu der Zeit wann einſt die Anzahl der weißen Einwohner dieſer Gegend ſo hoch geſtiegen ſeyn wird, als jetzt zehn Meilen um Philadelphia und Neu-York, alsdann in den weſtlichen Gegenden, wahrſcheinlich nicht ein einziger indianiſcher Stamm mehr vorhanden ſeyn wird. Selbſt in Canada, wo die Indianer viel menſchlicher behandelt werden, nimmt ihre Anzahl gewaltig ab, und es iſt ſehr zu vermuthen, daß man nach Verlauf von 50 Jahren zwiſchen Quebek und Detroit nicht Einen Indianer mehr ſehen wird, einige wenige vielleicht ausgenommen, die ſich zu einem ſteten häuslichen Leben bequemt haben, wie man deren ſchon jetzt eine geringe Anzahl im Dorfe Lorette, nahe bei Quebek, und an einigen Orten in Untercanada findet.

Es iſt bekannt, daß, auch ehe die Europäer feſten Fuß in Nordamerika faßten, die Eingebohrnen ſich nicht ſchnell vermehrten, und daß dies noch jetzt auch bei denen der Fall iſt, die mit den Weißen in gar keiner Verbindung ſtehn. Man hat mehrere Urſachen davon angegeben, und unter andern behauptet, daß die Indianer erſtlich viel kältern Temperaments als die Weißen, und daß zweitens ihre Geſchlechtstheile nicht gut or-

ganiſirt wären. Zum Theil mögen dieſe Behauptungen wohl gegründet ſeyn, denn die Indianer werden wirklich wegen ihrer Keuſchheit zum Sprichwort, wenn ſie nach Philadelphia oder ſonſt einer großen Stadt kommen, obſchon ſie die weißen Frauen lieben, und hier ihre Neigung ſehr bequem befriedigen könnten. Auch habe ich nie gehört, daß ſie gegen Frauen, die ſie im Kriege von den Niederlaſſungen an der Grenze oft als Gefangene mit ſich fortſchleppen, je Gewalt gebraucht hätten. Daß ſie aber mit dem Vermögen ſich fortzupflanzen nur kärglich ausgeſtattet ſeyen, wäre allem entgegen, was wir in der Thier- und Pflanzenwelt bis jetzt geſehen haben. Die mindere Fruchtbarkeit der Indianerinnen liegt meines Erachtens nicht ſowohl in ihrer Organiſazion als in ihrer Lebensweiſe. Durch den unerhört früh eintretenden vertraulichen Umgang beider Geſchlechter werden die Säfte vergeudet und verdorben; dazu kommt noch, daß ſie die wenigen Kinder, die ſie bekommen, mehrere Jahre lang ſäugen, (bei den meiſten Stämmen wenigſtens); während dieſer Zeit enthalten ſie ſich des Umgangs mit ihren Männern, und da ſie es überdies ſehr beſchwerlich finden, während ihrer Schwangerſchaft den Männern in der Jagdzeit von einem Lager zum andern zu folgen, ſo beſchuldigt man ſie, daß ſie ſich gewiſſer ihnen wohlbekannter Kräuter bedienen, um zu abortiren.

Wenn eine oder mehrere von den eben angeführten Urſachen der wirkliche Grund der geringen Bevölkerung und Abnahme der Indianer war, ehe die Europäer nach Amerika kamen, ſo ſind doch die durch ſie eingeführten ſtarken Getränke, welche Männer und Frauen bis zur Ausſchweifung lieben, gewiß ein neuer Grund dazu. Ob an den intermittirenden Fiebern und anderen Krankheiten, welche in den letzten Jahren viel von

ihnen weggerafft haben, jene Getränke oder das Ausroden der Wälder, (welches das Klima allerdings verändert) Schuld ſeyn mögen, laſſe ich unentſchieden. Es wäre ſehr unnütz, Ihnen alle die Urſachen herzuzählen, die man für ihre Abnahme angiebt; ſo viel iſt aber unleugbar, daß ſie ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in dem Maaße abnahmen, als die Weißen ſich vermehren, und da ſie zu feſt an alten Gewohnheiten hangen, als daß ſie je in einem weſentlichen Punkt davon abweichen ſollten, ſo iſt ihre immer größere Abnahme unvermeidlich.

In meinem nächſten Briefe will ich Ihnen einige Beobachtungen über Charakter, Sitten, Gebräuche und Geſtalt der Indianer mittheilen; zwar iſt ſo viel über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden, daß ich mit Recht fürchte Ihnen nichts ſagen zu können, was ſie nicht ſchon wüßten; ich denke aber, daß es Ihnen vielleicht nicht unlieb ſeyn wird, das was Sie anders woher wiſſen von mir beſtätigt zu hören, und ſtoßen Sie hie und da doch auf etwas Neues, nun ſo hat es dieſen Reiz noch obenein. Es wäre ſehr anmaßend von mir, mich in ein Detail über die Indianer einzulaſſen, da ich nur wenige Wochen unter ihnen gelebt habe; wenn Sie etwas Ausführliches darüber leſen wollen, ſo verweiſe ich Sie auf den Pater Charlevoix, Pater Hennipin, auf Le Hontan, Carwer und andere, die jeder ganze Bände davon haben drucken laſſen.

Fünf und dreißigſter Brief.

Kurze Nachrichten von den Sitten, Gebräuchen, Charaktern, Körper- und Geiſteskräften der Indianer — Anekdoten. —

Malden.

Das Erſte was uns bei den Indianern auffällt, iſt ihre Farbe, die den weſentlichen körperlichen Unterſchied zwiſchen ihnen und uns ausmacht. Im Allgemeinen ſind ſie kupferfarbig, aber doch von ſo verſchiedenen Nüancen, daß einige, in deren Adern gewiß rein indianiſches Blut fließt, nicht eben dunkler ſind, als die Bewohner des ſüdlichen Frankreichs oder Spaniens, indeß andere beinahe ſo ſchwarz wie Neger ſind. Viele Leute, und beſonders ſehr ſchätzbare franzöſiſche Miſſionarien, deren langer Aufenthalt unter den Indianern ſie allerdings zu kompetenten Richtern gemacht haben kann, behaupteten, daß ihre natürliche Farbe von der unſern nicht verſchieden ſey, ſondern nur dadurch dunkel würde, daß ſie ſich die Haut mit verſchiedenen fettigen Subſtanzen einſchmieren, und dann ſich dem Feuer und den brennenden Sonnenſtrahlen ausſetzen. Es iſt wohl wahr, daß ſie die ſchwarze Farbe für ſchön halten, und ſich von früher Jugend an viel Mühe geben eine ſchwärzere Haut zu bekommen, welches ihnen oft recht gut gelingt; auch iſt es gewiß, daß bei der Geburt ihre Farbe wenig von der unſern verſchieden iſt; allein es ſcheint mir dennoch ausgemacht, daß die meiſten von ihnen die Farbe ihrer Haut der Natur verdanken. Ich ſchließe dies daraus, weil Kinder, die

von ſchwärzeren Eltern gebohren ſind, völlig die nemliche Farbe wie dieſe zu haben pflegen. Nekig, oder die kleine Otter, ein angeſehenes Oberhaupt der Ottoways, deſſen Dorf am Detroit-Fluſſe liegt, und mit dem wir ſehr gut bekannt waren, hat faſt die Farbe eines Negers; ſeine kleinen Söhne, ganz das Ebenbild des Vaters, ſind eben ſo ſchwarz als er; und wenn die Indianer-Kinder wirklich bei ihrer Geburt weiß ſind, ſo folgt daraus noch nicht, daß ſie es bleiben würden, wenn ihre Mütter ſie auch nicht mit Fett und Kräutern beſchmierten. Es iſt ja bekannt, daß auch die Negerkinder nicht völlig ſchwarz geboren werden, und erſt nach mehreren Monaten, wenn ſie der Luft und Sonne ausgeſetzt werden, ganz allmählich ihre ſchwarze Farbe bekommen; gerade ſo wie im Pflanzenreich der zarte Keim, wenn er aus dem Boden kommt vom weißlich blauen Grün allmählich dunkler wird.

Obgleich ich in einem meiner vorigen Briefe bemerkt habe, daß die Miſſiſſaguis, die in der Gegend des Ontario-Sees wohnen, von viel dunklerer Farbe ſind, als andere Indianer-Stämme, die ich geſehen habe, ſo glaube ich dennoch, daß die Nüancen in der Farbe, mehr einzelnen Familien als ganzen Stämmen eigenthümlich ſind; denn ſelbſt unter den Miſſiſſaguis ſah ich Leute, die verhältnißmäßig von ſehr heller Farbe waren. Nach den Creeks, Cherokees und andern ſüdlichen Indianern zu urtheilen, die ich in Philadelphia und in andern Städten in den vereinigten Staaten geſehen habe, ſchienen mir die aus den ſüdlichen Gegenden eine röthliche Nüance, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein wärmeres Kolorit zu haben, als die Indianer aus der Gegend der Seen (im Weſten und Nordweſten): auch ſcheint mir unter den letztern nicht eine ſo große Verſchiedenheit der Farbe Statt zu finden, als unter den erſteren.

Unter den Frauen iſt dieſer Unterſchied weit geringer als unter den Männern; ich erinnere mich nicht eine einzige geſehen zu haben, die dunkler geweſen wäre als was man ſchmuzig kupferfarben nennt.

Die Indianer haben durchgängig langes, ſchlichtes, ſchwarzes, grobes Haar, und kleine ſchwarze Augen, gewöhnlich hervorſtehende Backenknochen, kleine ſpitzige Habichtsnaſen, gute Zähne und reinen Athem; die Männer ſind meiſtentheils gut gebaut, und es iſt etwas ſehr ſeltenes einen verwachſenen Menſchen unter ihnen zu ſehen; ſie ſind ſehr gerade, haben eine gewölbte Bruſt, einen feſten ungezwungenen Gang, und einen wirklich edlen Anſtand. Wenige ſind unter der mittleren Größe, und keiner wird fett: man findet wohl hie und da einen robuſten Menſchen von gedrängtem Wuchs, im Ganzen aber ſind ſie alle ſchlank. Ihre Arme, Hände und Füße ſind außerordentlich ſchön geſtaltet, und viele von ihnen würden in der ganzen Welt für ſchöne Männer gelten.

Die Frauen hingegen ſind meiſtens unter mittlerer Größe, ſie haben hervorſtehendere Backenknochen, und rundere Geſichter als die Männer, ſehr ungraziöſe Manieren, einen wackelnden Gang mit den Füßen einwärts gekehrt, und werden je älter je dicker.

Ich habe niemals eine Indianerin von 30 Jahren geſehen, die nicht eingefallene Augen, eine runzlichte Stirn und welke Haut gehabt hätte, und deren ganze Perſon überhaupt nicht höchſt widrig geweſen wäre; dennoch haben ſie angenehme, ja oft reizende Geſichter, wenn ſie jung ſind. Es iſt kaum glaublich, daß wenige Jahre die Geſtalt eines Menſchen ſo durchaus verändern können, als dies bei den Indianerinnen der Fall iſt; und dieſes kann von nichts anderem herrühren, als von der ſchweren Arbeit, welche ihnen, wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben, die Männer auflegen, imgleichen von dem Einfluß der Son-

nenhitze, dem Rauche, in welchem ſie beſtändig ſitzen, und der durchgängig eingeführten allzufrühen Vermiſchung mit dem andern Geſchlecht.

Obſchon die Indianer ſtarkes Haupthaar haben, ſo iſt doch auf dem ganzen übrigen Körper keine Spur davon, bei alten Männern ausgenommen, wo man zuweilen einige am Kinn ſtehen ſieht. Einige haben behauptet, daß dieſer Mangel natürlich ſey; Andere im Gegentheil ſagen, daß die Natur eben ſo freigebig gegen ſie, als gegen uns geweſen, daß ſie das Haar aber mit der Wurzel ausriſſen, ſo bald es hervorkeimte. Ich bin für die letztere Meinung, denn es iſt ausgemacht, daß ſie einen großen Widerwillen gegen Haar haben; ja die Elégants unter ihnen treiben es ſo weit, daß ſie ſich ſogar die Augenbraunen, die Augenwimpern und das Haupthaar ausrupfen, bis auf eine kleine Stelle am Hinterhaupt, wo ſie eine lange Locke ſtehen laſſen. Bei alten Männern findet man zwar hin und wieder im Geſicht einzelne Haare, doch iſt das wohl mehr der dem Alter eigenthümlichen Nachläſſigkeit beizumeſſen, als für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel anzuſehen.

Die Indianer, welche mit Kaufleuten in Verbindung ſtehen, bedienen ſich zum Haarausrupfen eines ſpiralförmig gewundenen platten Eiſendrates; dieſes Inſtrument wird an der Stelle angelegt, wo das Haar fortgenommen werden ſoll, dann wird es zwiſchen den Fingern zuſammendrückt; ſehr viele Haare werden auf einmal zwiſchen den Windungen des Drates gefaßt, und durch eine einzige drehende Bewegung mit Einem Zuge herausgeriſſen. Eine alte Indianern würde Ihnen in wenigen Minuten Ihren ganzen Bart auf dieſe Weiſe ausreißen, und wenn Sie ſich dies binnen einem Jahre vielleicht zwei oder dreimal wollten gefallen laſſen, ſo würden Sie alsdann Ihr ganzes Leben lang alles Raſirens überhoben ſeyn. In der Ge-

gend von Malden und Detroit haben mehrere Weiße dieſe Operazion mit ſich vornehmen laſſen, und ich wundre mich in der That, daß ſie nicht allgemeiner angewandt wird, da ſie zwar ſchmerzhaft iſt, aber doch nicht lange währt und vieler Unbequemlichkeit überhebt.

Aus der langen Haarlocke oben am Scheitel und der Haut, woran ſie feſt ſitzt, beſteht der ſogenannte Skalp; wenn ein geübter Krieger ein Haupt voller Haare ſkalpirt, ſo wird er gewiß nie mehr Haut mit wegnehmen, als etwa eine Krone groß, und gerade von dem Theil des Scheitels, wo dieſe Locke gewöhnlich ſtehen bleibt. Sie ſchmücken dieſe einzelne Locke mit Korallen, ſilbernen Zierrathen und an feſtlichen Tagen, mit Federn. Die Frauen reißen ſich das Haupthaar nicht aus, ſondern ſie hegen und pflegen es, und ſind ſtolz darauf es ſo lang als möglich zu haben. Sie ſchlagen es hinten auf eine eigene hübſche Art auf, und auf der Stirn ſcheiteln ſie es. Wenn ſie ſich mehr als gewöhnlich putzen, ſo mahlen ſie den ſchmalen Streifen Haut, den man zwiſchen den geſcheitelten Haaren ſieht, roth, und wenn dies gut gemacht iſt, giebt es einen angenehmen Kontraſt mit dem ſchwarzen glänzenden Haar.

Alle Indianer, welche mit engliſchen oder amerikaniſchen Kaufleuten zu thun haben, das heißt, alle diejenigen, welche öſtlich vom Miſſiſippi und nordweſtwärts von den Seen wohnen, gebrauchen weder Pelze noch Felle zu ihrer Bekleidung, ausgenommen zu Schuhen oder Mokkaſins, und bisweilen auch zu Beinkleidern, weil ſie das Pelzwerk ſehr vortheilhaft gegen Decken, wollene Zeuge und dergleichen vertauſchen können, die ſie bequemer finden und lieber tragen. Die Mokkaſins ſind von Elends-Hirſch- oder Büffelleder gemacht, das im Rauch dunkelbraun gefärbt wird. Sie beſtehen aus einem einzigen Stück Leder; eine Nath geht von der Spitze des Fußes

nach

nach dem Spann, und die andere iſt, wie bei unſern Schuhen, hinten; ſie werden mit einem Riemen um den Spann unter dem Knöchel feſtgebunden, und ſchließen ſehr genau an; über dieſen Riemen hängt eine ſchmale Klappe ein oder zwei Zoll breit herunter, und dieſe iſt, ſo wie die Näthe, geſchmackvoll mit Stacheln vom Stachelſchwein und mit Korallen oder mit Bändern verziert. Dieſe zierlichen Mokkaſins werden blos bei feſtlichen Gelegenheiten getragen, weil die Verzierungen koſtbar ſind, und das Leder nicht dauerhaft iſt; zum gewöhnlichen Gebrauch hat man ſie ganz einfach. Viele Weiße, die an den Grenzen wohnen, bedienen ſich ſolcher Schuhe; man muß aber ſehr daran gewöhnt ſeyn, um auf unebenem Boden damit fortzukommen, weil das Leder ſo weich und nachgebend iſt, daß man jeden Tritt fühlt; im Zimmer iſt es dagegen eine ſehr angenehme Tracht. Die Indianer tragen ſie allgemein.

Von den Mokkaſins aufwärts tragen ſie eine Art von Beinkleider, die vom Schuh an bis auf die Mitte des Schenkels reichen: ſie ſind gewöhnlich von blauem oder rothem Tuche, und ſchließen feſt an. Das Zeug wird an der Nath nicht eingeſchlagen, ſondern das Ende, welches *wir* einſchlagen, ſteht nach außen zu gekehrt heraus und wird, wenn ſie ſich putzen, mit Korallen, Bändern und dergleichen verziert. Viele der jungen Krieger laſſen ſich die Beinkleider, damit ſie ihnen recht eng ſitzen, von den Squaws, welche hier die Schneider ſind — und zwar recht gute — am Leibe nähen, ſo daß ſie ſie gar nicht ausziehen können und ſie tragen müſſen bis ſie zu Lumpen zerriſſen ſind. Damit die Beinkleider nicht herabfallen, werden ſie an der Außenſeite jeder Lende durch eine ſenkrecht heraufgehende Schnur an eine dritte Schnur befeſtigt, die wie ein Gürtel um den Bauch gebunden iſt.

An einer zweiten Schnur, die ebenfalls um den Leib gebunden iſt, hangen zwei kleine Schürzen, etwa über einen Fuß ins Gevierte, eine hinten, die andere vorn, und ein Stück Tuch geht von einer zur andern dicht am Leibe zwiſchen den Beinen durch; es iſt an beiden Schürzen befeſtiget, und heißt, ſammt den Schürzen, das Hoſentuch. Die Squaws wenden alle ihre Kunſt an, um dieſe Schürzen recht geſchmackvoll mit Bändern und Korallen zu verzieren.

Wenn ſie zu Felde ziehn, ſo beſteht ihr ganzer Anzug blos aus den Mokkaſins, den Beinkleidern und dem Hoſentuch; doch legen ſie auch noch eine Art von Gürtel um, woran der Tabaksbeutel, das Skalpiermeſſer und dergleichen kleine Bedürfniſſe hangen. Wenn es warm iſt, tragen ſie außer dieſen kein anderes Kleidungsſtück, iſt es aber kalt oder machen ſie einen Beſuch, ſo werfen ſie ſich ein kurzes Hemde mit weiten Ermeln über, was gewöhnlich aus grobem Kattun oder Zitz gemacht iſt, von ſo grell bunten und altmodigen Muſtern, wie man ſie in den gemeinen Wirthshäuſern an Fenſter = und Bettvorhängen findet. Ueber dieſes Hemde tragen ſie eine Decke oder ein großes breites Stück Tuch, oder auch eine Art von weitem Ueberrock, doch die Decken am häufigſten. Das eine Ende derſelben befeſtigen ſie vermittelſt eines Gürtels um den Leib, das andere ziehen ſie über die Schultern und machen es mit einem kleinen hölzernen Pflöckchen vorn auf der Bruſt zu, oder halten auch die Zipfel mit der linken Hand; ſo unbequem dies letztere ſcheinen mag, da es ihnen faſt immer den Gebrauch der einen Hand raubt, ſo thun ſie es doch gewöhnlich, und ſelbſt auf der Jagd; wenn ſie aber eine Flinte bei ſich führen, ſo machen ſie ſich den rechten Arm völlig frei und ziehn die Decke über die linke Schulter.

Der Frauenanzug iſt faſt wie der Männeranzug, auch ſie tragen Mokkaſins, Beinkleider, ein kurzes

Hemde, und ſchlagen eine Decke, noch gewöhnlicher aber ein Stück Tuch, um, und zwar binden ſie es nicht, wie die Männer, um den Leib, ſondern ſie laſſen es bis über die Beine herab hangen; anſtatt des Hoſentuches tragen ſie ein dicht gefaltetes Stück Tuch um die Mitte des Leibes, welches bis auf die Knie reicht. Dunkelblaues oder grünes Tuch ziehen beide Geſchlechter jedem andern vor; nur ſelten ſieht man einen Mann der Scharlach trägt.

Im Sommer tragen die Frauen nichts über die kurzen Hemden, nur daß ſie ſie oben am Halſe mit einem Stiftchen zumachen; zum Putz ſind dieſe Hemden mit ſilbernen Stiftchen, die gleich einem Nagel einen flachen Kopf von der Größe eines Groſchens haben, beſetzt, und das Haar, das oft bis auf die Ferſen hängt, ſchmücken ſie mit buntfarbigen Bändern. Ich ſah eine allgemein beliebte junge Squaw, die beim Tanz wohl für fünf Guineen Bänder ins Haar geflochten hatte.

Die Frauen tragen ſilberne Armbänder, wenn ſie ſie haben können, kleine ſilberne Ohrringe, und zwar nicht Ein Paar, ſondern mehrere; zu dieſem Behuf durchſtechen ſie den ganzen Saum des Ohrs. Auch die Männer tragen Ohrringe, aber von einer ganz andern Form; ſie beſtehen nemlich meiſtens aus einem platten, dreieckigen oder auch runden Stück Silber, von der Größe eines Dollars, das nach verſchiedenen Muſtern durchlöchert iſt. Einige Stämme binden ſich an Ein Muſter und tragen kein anderes. Statt den Rand des Ohrs mit kleinen Löchern zu durchbohren, machen die Männer einen langen Schnitt in demſelben, und wenn er geheilt iſt, hängen ſie ſchwere Gewichte hinein, um ihn ſo lang als möglich hinunter zu ziehen; Einigen gelingt dieſe Operazion ſo gut, daß ihnen das Ohr oft bis auf die Schulter hängt und die großen Ohrringe auf der Bruſt liegen. Um

das Durchreißen des Ohrs zu verhindern binden ſie es mit Kupferdrath; es hilft aber nicht viel, die leiſeſte Berührung zerreißt die dünne Haut, und es wäre zu verwundern, wenn ſie ſie ganz erhielten, da ſie in der Trunkenheit ſo häufig in Streit gerathen, und ſich auf der Jagd oft im Dickicht verwickeln.

Einige Männer, jedoch nur wenige, tragen auch Naſenringe. Die Oberhäupter, und vorzüglich tapfere Krieger tragen ein Schild vor der Bruſt, das aus großen Stücken Silber oder aus Muſcheln gemacht iſt. Silberne Ringkragen, dergleichen die Offiziere tragen, gefallen ihnen außerordentlich, und es werden den vorzüglich angeſehenen und gegen uns vorzüglich gutgeſinnten Oberhäuptern zuweilen von Seiten der Regierung ſolche Ringkragen zum Geſchenk gemacht. Ein anderer ſehr beliebter Schmuck iſt eine Schnalle oder Armband von Silber, woran ein Büſchel roth gefärbter Haare, gewöhnlich vom Knie eines Büffels, befeſtigt wird; dies tragen ſie über dem Ellbogengelenk; auch wird es als ein Ehrenzeichen angeſehen, denn keiner trägt es als wer ſich im Kriege ausgezeichnet hat. Silber ziehn ſie jedem andern Metall vor.

Nicht nur im Kriege, wie bekannt, bemahlen ſie ſich, ſondern auch wenn ſie ſich putzen. Schwarz und roth ſind ihre Lieblingsfarben, mit denen ſie ſich oft auf die wunderlichſte Weiſe beſchmieren. Ich habe welche geſehen, die ſich das ganze Geſicht ſchwarz gemacht hatten, und nur der kleine Fleck zwiſchen Naſe und Lippe war roth bemahlt; andere wieder hatten auch ein ganz ſchwarzes Geſicht, aber einen großen rothen Fleck an jedem Ohr; oder ein rothes und ein ſchwarzes Auge, und andere ſolcher Variazionen mehr. Die gewöhnlichſte Art aber ſich zu mahlen iſt die, ſich das Geſicht mit Holzkohle ſchwarz zu machen, und mit den Nägeln gleichlaufende Wellenlinien auf den Wan-

gen zu ziehn. Sie tragen meiſtens kleine Spiegel bei ſich, um dieſen Putz recht ſtudiert mit aller möglichen Akkurateſſe einrichten zu können. Wenn ſie zu Felde ziehn, reiben ſie ſich die Farben mit Fett ein, und ſind auch viel ſonderbarer in ihrem Anzuge, weil ſie alsdann recht darauf ausgehen ſich ein ſchreckliches Anſehn zu geben. Sie bemahlen ſich dann den ganzen Körper mit Roth, Weiß und Schwarz, und in einem ſolchen Aufzuge könnte man ſie wirklich eher für Teufel als für Menſchen halten. Jeder Stamm hat ſeine eigene Art ſich zu bemahlen.

Obgleich die Indianer ſehr viel Zeit auf ihren körperlichen Putz verwenden, ſo geben ſie ſich doch nicht die geringste Mühe ihre Wohnungen ein wenig zu verzieren, ſondern dieſe ſind größtentheils höchſt elend. Einige ſind aus Balken zuſammengeſchlagen, wie die ſchlechteren Häuſer in den vereinigten Staaten, die meiſten aber ſind transportabel, und blos von Baumrinde gemacht. Am liebſten bedienen ſie ſich der Birkenrinde dazu, und in ſolchen Gegenden des Landes, wo dieſe nicht wächſt, nehmen ſie die Rinde der Rüſter. Sie beſitzen eine eigenthümliche Geſchicklichkeit die Bäume zu ſchälen, und ziehen die Rinde oft in einem Stück ab. Dieſe Baumrinde wird mit Streifen von junger Baumrinde an dünne Pfähle gebunden, welche das Gerippe der Hütte ausmachen; doch ſind dergleichen Hütten nicht alle auf einerlei Art gebaut. Einige haben auf allen Seiten Wände, Thüren, und mitten zum Dache herausgehenden Schornſtein; andere ſind von kegelförmiger Geſtalt, wieder andere ſind auf Einer Seite offen und nicht beſſer als Schoppen. Von der letzten Art werden gewöhnlich vier ſo zuſammengeſtellt, daß ſie ein Viereck bilden, die offenen Seiten ſind dann nach innen gewandt, und in der Mitte wird ein gemeinſchaftliches Feuer angezündet. Im Sommer ſind dieſe Wohnungen g gut,

im Winter aber muß es darin kaum auszuhalten ſeyn. Carwer erzehlt, daß die Nadoweſſier beſtändig unter Zelten von Häuten wohnen, und ich ſelbſt habe ganze Familien, die auf Bois-Blanc kampirten, unter leinenen Zelten, die ſie von St. Clairs Armee erbeutet hatten, wohnen ſehen.

Von den Indianer-Stämmen führen viele ein nomadiſches (herumziehendes) Leben, und zur Jagdzeit — die im Herbſt anfängt und bis der Schnee ſchmilzt fortdauert — verlegen ſie ihre Lager ſehr oft, ihre beweglichen Hütten oder Zelte ſind aber ſo ſchlecht, daß ſie darinn kaum vor Regen und Schnee, geſchweige denn vor noch ärgerer Witterung gehörig geſchützt ſind.

Tief im Winter, wenn der Schnee feſt gefroren iſt, ſuchen ſie unterm Schnee ſelbſt Schutz; zu dem Ende ſtützen ſie durch ein Flechtwerk von Baumzweigen den Schnee, der alsdann ein Dach über ihnen bildet. Dieſe Schneewohnungen ſind die behaglichſten, die ſie ſich im Winter verſchaffen können; ſie ſchützen ſehr gut gegen den kalten Wind, und unter einem Bette von Schnee befindet man ſich gar nicht übel. Um die Truppen an eine ſolche Art zu kampiren zu gewöhnen, im Fall ſie einmal eine Winterkampagne machen müßten, pflegte der letzte Gouverneur von Quebek jährlich im Februar ein Kommando unter der Aufſicht einiger jungen Offiziere in den Wald zu ſchicken, um den ganzen Monat dort zuzubringen. Man gab ihnen natürlich immer einige erfahrne Leute mit, um ihnen zu zeigen, wie ſie ſich die Hütten bauen müſſen, ſonſt hätten ſie leicht dabei umkommen können. In dieſen Lägern ſchlafen ſie, die Füße nach dem Feuer zugewandt, eben wie es die Indianer im kalten Wetter immer thun; im Sommer hingegen ſchlafen viele in den Hütten auf zwei bis vier Fuß hohen Bänken von Rinde. Die Geräthſchaften in einer Indianer-Hütte

beſtehen nur aus ein Paar kupfernen oder eiſernen Keſſeln, oder bei denen, welche zu weit von unſern Kaufleuten entfernt ſind, aus einigen ſteinernen Töpfen nebſt wenigen hölzernen Löffeln und Tellern, die ſie ſelbſt verfertigen. In den hintern Gegenden von Nordamerika giebt es einen ſehr weichen Stein, den man dort Seifenſtein nennt, und der gerade von der Art iſt, daß der Indianer ihn leicht bearbeiten kann. Er iſt ſo glatt und weich anzufühlen und auch wirklich ſo leicht zu zerſchneiden, wie Seife, dabei aber ſo feuerfeſt als Eiſen. In Virginien pulveriſirt man ihn, und gebraucht ihn ſtatt Fetts zu Wagenſchmier. Der Seifenſtein iſt von einer röthlich grauen Farbe; es giebt auch andere Steine von rother und ſchwarzer Farbe, die faſt dieſelben Eigenſchaften beſitzen, und aus denen die Indianer gewöhnlich ihre Pfeifenköpfe machen.

Die Kanots der Indianer in dieſer Gegend ſind zwar auch von Baumrinde gemacht, aber bei weitem nicht ſo nett als die in der Gegend des St. Lorenz und nordwärts von dieſem Strom. Hier beſtehen ſie gewöhnlich aus einem einzigen Stück Baumrinde, das auf Rippen von dünnen zähen Zweigen feſt gebunden iſt, und zwar nur in der Mitte, wo man auch allein ſitzen kann, indem nur dieſer Theil das Waſſer berührt, die Enden des Fahrzeuges aber hinten und vorn ragen einige Fuß hoch über dem Waſſer empor. Dieſe aufwärts gekrümmte Form geben ſie den Kanots vermittelſt eines tiefen Einſchnittes, den ſie vorn und hinten der Länge nach, faſt bis in die Mitte hin machen, und dann die getrennten Enden über einander biegen.

Auf den erſten Anblick ſollte man denken, daß nicht eine Perſon in einem ſolchen Rindenkahn ohne Gefahr über das ruhigſte Waſſer fahren könne, und dennoch iſt es ein ſehr ſicheres Fahrzeug, dem ſich die Indianer im rauheſten Wetter anvertrauen. Es iſt ſo leicht, daß es über jede Welle fortgleitet, und man

bedarf keiner andern Vorſicht als feſt und ruhig darin zu ſitzen. Ich habe 12 Perſonen ohne allen Unfall in einem Kanot fahren ſehen, das ein einziger robuſter Menſch hätte tragen können. Wenn ein Indianer mit ſeiner Familie eine einigermaßen bedeutende Fahrt in einem ſolchen Kanot unternimmt; ſo müſſen Weiber und Kinder tüchtig rudern, er ſelbſt lenkt nur das Steuer.

Die Indianer, welche mit Kaufleuten in Verbindung ſtehn, bedienen ſich der Armbruſt faſt gar nicht mehr, höchſtens ein Paar Stunden, wenn Pulver und Schrot verſchoſſen iſt, doch mehr zum Zeitvertreib als wirklich zur Jagd. Unter den Knaben hingegen iſt ſie ganz allgemein, und viele ſchießen damit mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit. Ich ſah den zehnjährigen Sohn eines Anführers von den Schaneſe-Indianern ein Eichhörnchen auf dem Gipfel eines ſehr hohen Baums mit 3 Pfeilen durchbohren; ich begleitete ihn wohl zwei Stunden lang im Walde, und dieſe ganze Zeit über hat er gewiß nicht mehr als ſechsmal fehl geſchoſſen. Es iſt zum Erſtaunen, mit welcher Beſtimmtheit und Fertigkeit ſie den Ort wiſſen, wo ein abgeſchoſſener Pfeil niederfallen muß. Sie ſchießen oft 12 Pfeile nach verſchiedenen Richtungen ab, und ſcheinen gar nicht darauf zu achten wohin ſie fliegen, nachher aber finden ſie jeden im Augenblick auf. Die ſüdlichen Indianer ſind noch geſchicktere Bogenſchützen als die an den Seen, weil ſie ſich dieſes Gewehres häufiger bedienen. Mit der Flinte hingegen ſind die Indianer bei weitem nicht ſo gute Schützen als wir. Ich habe ſelbſt oft mit ihnen in Geſellſchaft geſchoſſen, aber immer gefunden, daß ſie ſich aufs Zielen nicht ſonderlich verſtehen, und wenn ſie auch ein Objekt, das in Ruhe war, trafen, ſo gelang es ihnen doch ſelten mit einem Vogel im Fluge, oder einem Eichhörnchen das auf den Bäumen herumſprang.

Die Geſchicklichkeit der Indianer das Tomahawk (die Streitaxt) zu werfen, iſt bekannt; ſie treffen mit der Schärfe deſſelben ihren Gegenſtand auf 30 Fuß weit faſt unfehlbar. Im Gefecht ſollen ſie es jedoch nicht gern aus der Hand laſſen, und es nur dann ſchleudern, wenn ſie auf dem Punkt ſind einen fliehenden Feind einzuholen, oder ſonſt ſicher es wieder zu bekommen. Einige befeſtigen an dem Griff des Tomahawks eine mehrere Fuß lange Schnur, ſchleudern es ſo mit großer Geſchicklichkeit und ziehen es dann wieder zurück; eben ſo geſchickt pariren ſie den Hieb oder Stich eines Degens damit.

Das gewöhnliche Tomahawk iſt nur ein leichtes Beil, aber die beliebteſte Art ſind die, bei welchen an der Rückſeite, aus einem Stück mit dem Beile ſelbſt, ein Pfeifenkopf angebracht iſt, ſo daß, wenn der Griff ausgehöhlet iſt, es zugleich als Tabakspfeife gebraucht werden kann, und die Indianer rauchen viel lieber daraus als aus einer gewöhnlichen Pfeife. Die Tomahawks, welche die Indianer ſonſt von den franzöſiſchen Kaufleuten bekamen, hatten ſtatt der Pfeife auf der Rückſeite eine lange Spitze, man findet dieſe Art nur noch ſehr ſelten, ich habe nur ein einziges geſehen. Für die wichtigſten Anführer werden ſehr elegante mit Silber ausgelegte Pfeifentomahawks von den Waffenſchmieden des Indianer-Departements verfertigt. Dieſe Leute werden hier auf Unkoſten der Regierung gehalten, um den Indianern die Waffen zu repariren, die ſehr oft ſchadhaft werden. Kapitän C... hatte mir ein ſolches Pfeifentomahawk geſchenkt, das er für ſich ſelbſt hatte machen laſſen, und wenn die Indianer es bei mir ſahen, baten ſie mich, wie Kinder um ein Spielzeug bitten, ich möchte es ihnen doch nur auf eine Stunde leihen, um daraus zu rauchen, ſie gaben es mir aber immer pünktlich wieder.

Sobald ein Indianer-Kind zur Welt kommt, wird es in Tücher oder Häute gewickelt und auf ein dickes Brett, das etwas breiter und länger als das Kind ſelbſt und mit weichem Mooſe bedeckt iſt, feſtgebunden. Ueber dem Geſicht des Kindes werden, um es zu beſchützen, kleine reifenförmig gebogene Hölzer an das Brett befeſtigt, ſo daß das Kind ſchwerlich zu Schaden kommen kann, wenn auch die Maſchine einmal fällt. So auf ein Brett gebunden tragen die Frauen, wenn ſie ausgehn, das Kind auf dem Rücken, indem das Brett an einem breiten Bande, das ſie ſich um die Stirne binden, herabhängt. Wenn ſie häusliche Geſchäfte haben, hängen ſie es an den erſten beſten Baum, wenn einer in der Nähe iſt, und laſſen es hin und her ſchwingen, wie einen Pendul. Oft binden ſie auch das Kind los, legen es in eine Art von Hangematte, befeſtigen ſie zwiſchen zwei Bäumen und ſchaukeln es. Sobald das Kind Kräfte genug hat, um auf allen Vieren zu kriechen, bekommt es ſeine völlige Freiheit und darf, wie ein junger Hund, ganz nakt überall herumkriechen, im Schnee, im Koth, im Waſſer, kurz wo es ihm beliebt. Daher bekommen ſie die ſehr robuſte Leibesbeſchaffenheit, die ſie in den Stand ſetzt die größten Fatiguen zu ertragen und gegen jede Witterung ſo gleichgültig zu ſeyn, als es die Thiere nur immer ſeyn können. Die Mädchen werden, wenn ſie fünf Jahr alt ſind, mit einem loſen Gewand bedeckt, die Knaben gehen viel länger nakt.

Die Indianer ſind, wie ich ſchon geſagt habe, ſehr ſchlank, und man ſollte ihnen, nach ihrem Ausſehn zu urtheilen, mehr Gewandtheit und Schnelligkeit als eigentliche Stärke zutrauen; auch ſind die meiſten, welche über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, dieſer Meinung. Eigene Beobachtung aber und mehrere eingezogene Nachrichten beſtimmen mich zu

glauben, daß ſie ſich weit mehr durch ihre Muskelkraft auszeichnen als durch ihre Gewandtheit. Auf verſchiedenen militäriſchen Grenzſtädten, wo darüber geſtritten ward, hat man oft zum Verſuch Wettrennen zwiſchen den dortigen Soldaten und den Indianern angeſtellt, und bei einer kurzen Bahn ſiegten gewöhnlich die Erſten, in einer größeren Entfernung aber, wo es auf die Kräfte ankommt, allemal die Letztern. Auch im Springen thaten es ihnen Soldaten von ſehr mittelmäßiger Gelenkigkeit zuvor; die Hauptſtärke der Indianer aber beſteht im Tragen großer Laſten. Es iſt ihnen gar nichts, mit einer Laſt von acht Stein auf dem Rücken, mehrere Tage hintereinander 30 Meilen täglich zu gehen; und ſo gehen ſie ohne den ganzen Tag hindurch irgend etwas zu ſich zu nehmen. Sie bedienen ſich dabei eines Geſtelles, ungefähr von der Art wie das, worin bei uns der Glaſer die Glasſcheiben trägt, wenn er auſſer ſeiner Wohnung auf Arbeit geht. Dieſes Geſtell wird mit Stricken, Riemen oder Streifen von zäher Baumrinde um die Schultern gehängt, die Laſt auf den breiten Leiſten am Boden des Geſtells befeſtigt, und dann um das Ganze noch zwei andere Bänder gezogen, davon eins über die Stirne, das andere über die Bruſt geht: und ſo iſt die Laſt unterſtützt. Wie weit aber ein Indianer unbeladen in einem Tage gehen kann iſt unglaublich. Ein junger Wiandot, der, als der Friede zwiſchen den Indianern und dem General Weyne verhandelt ward, als Bote von jenen nach dem amerikaniſchen Lager geſchickt war, machte in einem Tage nicht viel weniger als achtzig Meilen, und einer der Adjutanten verſicherte mich, daß er bei der Ankunft nicht einmal ermüdet geſchienen habe.

Der Pater Charlevoix giebt den Indianern in Rückſicht vieler körperlichen Eigenſchaften den Vorzug vor uns, und findet beſonders ihre Sinnwerkzeuge viel ſchärfer als die unſrigen. In der That haben

ſie ein ſehr ſchnelles und ſcharfes Geſicht, welches ſie nur in ſehr hohem Alter verlieren, ohngeachtet ſie die Wintermonate hindurch dem blendenden Schnee und dem ſcharfen beiſſenden Rauch ausgeſetzt ſind. Von Augenkrankheiten wiſſen ſie nichts, auch findet man nie den kleinſten Fehler an ihren Augen, er müßte dann von einem äuſſern Zufall herrühren. Sie haben ein ſehr ſcharfes Gehör, und ihr Geruch iſt ſo äuſſerſt fein, daß ſie ein Feuer lange vorher riechen können, ehe ſie es ſehen.

Sie haben ein vorzüglich gutes Gedächtniß. Einen Ort durch den ſie Einmal gegangen, ein Geſicht das ſie nur wenige Sekunden aufmerkſam betrachtet, vergeſſen ſie in ihrem Leben nicht, und nach vielen Jahren wiederholen ſie Ihnen noch jede Sentenz aus den verſchiedenen Reden, die in öffentlichen Verſammlungen gehalten werden. Iſt in einer ſolchen Rathsverſammlug irgend einmal eine vorzüglich merkwürdige Rede gehalten worden; ſo überliefert ſie eine Generazion der andern mit der größten Genauigkeit, ob ſie gleich von Hieroglyphen oder von Buchſtabenſchrift nicht das Geringſte wiſſen. Das einzige Hilfsmittel für ihr Gedächtniß ſind bei geringfügigen Dingen kleine Stäbchen von der Art wie ſie, bei Vertheilung der Geſchenke (Seite 359), dem Kapitän C... brachten; bei wichtigern und feierlichen Gelegenheiten aber Gürtel aus Schnüren von Wampum.

Wenn eine Konferenz, oder, wie ſie es nennen, ein Sprechen mit einem benachbarten Stamm angeſetzt iſt, oder wenn irgend eine allgemeine Verhandlung oder Vertrag geſchloſſen werden ſoll, wird ſogleich eine ſolche Schnur, die von jeder bereits vorhandenen in etwas verſchieden ſeyn muß, verfertigt. Ein jeder in der Verſammlung hält dieſe Schnur, während er redet, in der Hand, und wenn er geendigt hat, überreicht er ſie dem, der, um zu reden, auf=

ſtehet. Durch dieſe Zeremonie wird jeder erinnert bedachtſam in ſeiner Rede zu ſeyn, weil ſie durch den Wampum treulich aufbewahrt wird. Wenn die Verſammlung auseinander geht, wird die Schnur dem vornehmſten Oberhaupt übergeben.

Bei der Ratifikazion eines Traktats beſchenken ſich die kontrahirenden Partheien gegenſeitig mit breiten prächtigen Schnüren dieſer Art, die dann bei den übrigen, der Nazion zugehörigen, aufbewahrt werden. Zu gewiſſen beſtimmten Zeiten werden ſie der Nazion vorgelegt und die Veranlaſſung in Erinnerung gebracht, bei welcher ſie gemacht worden. War es ein Sprechen, ſo wiederholt einer der Anführer das Weſentliche aus den damals geſprochenen Reden, war es ein Traktat, ſo rekapitulirt er die Artikel. Gewiſſen Squaws werden auch die Schnüre anvertraut, und es iſt ihre Pflicht die Geſchichte eines jeden den jüngern Zweigen des Stammes zu erzehlen, was ſie denn auch mit großer Pünktlichkeit thun, und ſo wird das Andenken jeder merkwürdigen Verhandlung erhalten.

Die Wampum werden von der innern Seite der Clam Shell *) gemacht, einer großen Seemuſchel, die einige Aehnlichkeit von der Kamm-oder Jakobsmuſchel hat, und an den Küſten von Neu-England und Virginien gefunden wird. Sie wird im rohen Zuſtand nach England geſchickt, und dort in kleine Stücke, in Geſtalt und Größe der gewöhnlichen Glaskorallen geſchnitten, und dies ſind die Wampum; es giebt deren zweierlei, weiße und rothe, die letzten ſchätzen die Indianer am höchſten, und ſie ſtehen mit dem Silber in gleichem Preiſe. Dieſe Wampum werden auf dünne lederne Riemen gezogen und eine Schnur beſteht dann aus zehn bis zwölf auch mehrern Reihen, je

*) Venus mercenaria.

nachdem die Gelegenheit feierlich iſt, bei der ſie gemacht worden, zuweilen nähen ſie ſie auch in verſchiedenen Muſtern auf breite lederne Riemen.

Der Gebrauch des Wampum ſcheint jetzt unter den Indianern ganz allgemein zu ſeyn, die Geſchichte deſſelben iſt aber ſehr dunkel: denn da dieſes Volk bekanntlich ſehr an alten Gewohnheiten hängt, kann man nicht glauben, daß es ſich gerade bei großen und feierlichen Gelegenheiten einer Sache bedienen ſollte, die ihnen urſprünglich von Fremden zugeführt worden, und vorher gar nicht bekannt geweſen wäre. Dennoch ſcheint es auf der andern Seite unmöglich, daß ſie je im Stande geweſen ſeyn ſollten ſich Wampum aus der Clam Shell ſelbſt zu verfertigen, weil man zu Bearbeitung dieſer ſehr harten Muſchel vorzüglich gute Inſtrumente braucht, und die Indianer nichts als ihre gewöhnlichen Meſſer haben, womit ſie freilich aus dem weichen Seifenſtein ihre Pfeifenköpfe künſtlich und nett genug ſchnitzen. Wahrſcheinlich haben ſie ſchon vor der Bekanntſchaft mit den Europäern mit ihren ſchlechten Werkzeugen die Wampums ſo gut gemacht als es eben ging; hernach aber, als ſie von uns viel beſſere und künſtlichere erhielten, die ihrigen bei Seite gelegt, und ſich dieſer bedient. Carver ſagt, daß er die tief im Lande wohnenden Indianer, die gewiß nie ſelbſt an der Seeküſte waren, Muſcheln hätte tragen ſehen, die ſie ſich mit Mühe und Unkoſten von andern Nazionen müßten verſchafft haben.

Die Indianer ſind ſehr aufmerkſam auf alles was ſie umgiebt, und erwerben ſich dadurch Fertigkeiten, die uns völlig fremd ſind. So gehen ſie ohne ſich zu verirren durch einen unwegſamen Wald von mehrern hundert Meilen, und erreichen unfehlbar den Ort ihrer Beſtimmung; mit eben der Geſchicklichkeit befahren ſie in ihren Kanots die größten Seen, und landen, wenn ſie ſchon Tagelang die Ufer aus dem Geſicht verloren,

doch immer da, wo ſie landen wollten. Einige von den franzöſiſchen Miſſionären haben den Indianern einen beſondern Inſtinkt beigelegt, und behauptet, daß die Kinder ſich ſchon eben ſo gut als die Erwachſenen durch die Wälder zurecht fänden. Wie abgeſchmackt dieſe Behauptung iſt, leuchtet von ſelbſt ein.

Unſtreitig iſt es ihre Aufmerkſamkeit auf den Wuchs der Bäume und den Lauf der Sonne, was ſie ſo richtig führt; daß die Nordſeite der Bäume mehr mit Moos bewachſen iſt als die andern, daß die Rinde hier etwas eigenthümliches und die Zweige, welche nach Süden gewandt ſind, einen üppigern Wuchs haben, und andere kleine dem Anſcheine nach unbedeutende Umſtände, die dem gemeinen Beobachter entgehn, bemerkt der Indianer, der von zarter Kindheit an zur Aufmerkſamkeit gewöhnt iſt. Eben ſo genau machen ſie ſich von Jugend an den ſcheinbaren Lauf der Sonne bekannt, und ein Indianer kann Ihnen zu jeder Zeit am Tage, wenn auch die Luft nebelig, und der Himmel mit Wolken bedeckt iſt, genau die Stelle anzeigen, wo die Sonne in dieſem Augenblicke ſtehn muß.

Als ich in Staunton in Virginien war, ereignete ſich eben ein merkwürdiges Beiſpiel von ihrer Geſchicklichkeit, ſelbſt in einem ihnen unbekannten Lande ihren Weg nicht zu verfehlen.

Eine Geſellſchaft von der Nazion der Creeks war auf ihrem Wege nach Philadelphia, wohin ſie wichtiger Geſchäfte halber ging, in Staunton angekommen und blieb daſelbſt über Nacht. Den andern Morgen brach, ich weiß nicht warum, ein Theil von ihnen einige Stunden früher auf als der andere, und mehre Leute aus der Stadt begleiteten die ſpäter fortgehenden ein Stück Weges zu Pferde. Einige Meilen weit gingen ſie auf der Landſtraße fort, plötzlich aber wandten ſie ſich ſeitwärts in den Wald hinein, ohne einen Fußſteig vor

ſich zu haben. Ihre Begleiter wunderten ſich über den ſonderbaren Einfall ins Dickicht hinein zu gehen; man ſagte ihnen, daß ſie die Straße nach Philadelphia verließen, und äußerte Beſorgniß, daß ſie ihre Gefährten verfehlen würden. Sie antworteten aber, daß ſie das beſſer wüßten, daß dieſer Weg durch den Wald der kürzeſte nach Philadelphia wäre, und daß gewiß auch ihre Gefährten gerade hier in den Wald hinein gegangen wären. Einige von den Reutern trieb die Neugier an, ihnen zu folgen, und ſie waren nicht wenig erſtaunt, als ſie die andern Indianer mitten im dickſten Walde einholten; am allerſonderbarſten aber iſt, daß, als man auf der Karte die Richtung, die ſie nahmen, verfolgte, dies wirklich die geradeſte Linie nach Philadelphia war, ſo genau als ob ſie ſie vermittelſt des Kompaſſes gefunden hätten. Wahrſcheinlich haben ſie ſich von andern ihrer Nazion, die ehedem in Philadelphia geweſen waren, genau die Richtung beſchreiben laſſen, in der dieſe Stadt von ihrem Dorfe aus liegt, und dieſe nie aus den Augen verloren, obſchon ſie bereits 300 Meilen durch die Wälder gereiſet waren, und noch 40 Meilen zu machen hatten, ehe ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreichen konnten.

Wo ich nicht irre, ſteht in Jeffersons Nachrichten von den indianiſchen Gräbern in Virginien ein merkwürdiges Beiſpiel, wie richtig die Indianer einen Ort auffinden, der ihnen von ihren Landsleuten bezeichnet worden iſt. Dieſe Gräber ſind nichts als große Erddämme im Walde, in denen man aufrecht ſtehende Skelette findet: doch die Art, wie die Indianer ihre Todten begraben, iſt zu oft beſchrieben, als daß ſie Ihnen unbekannt ſeyn könnte; zu meiner Geſchichte alſo. Eine Geſellſchaft von Indianern, die in Geſchäften nach irgend einem Hafen am atlantiſchen Meer zogen, verließ plötzlich die Landſtraße, ſtreifte durch den Wald

und

und gieng in gerader Linie auf ein ſolches Grab zu, das mehrere Meilen von der Landſtraße entfernt lag. Dieſe Menſchen waren nie zuvor in dieſer Gegend geweſen, und mehr als ein Jahrhundert war verfloſſen, ſeitdem dieſer Theil von Virginien nicht mehr von Indianern bewohnt worden; ſie konnten den Weg alſo nur vermittelſt einer Bezeichnung finden, die ihnen durch Tradition überliefert worden war.

Die Indianer ſind meiſtens mit der Geographie ihres Landes ſehr wohl bekannt. Fragen Sie ſie über die Lage eines einzelnen Orts, und ſie zeichnen Ihnen ſogleich, wenn es ſich thun läßt, mit einem Stöckchen eine Karte von dem Ort nebſt der umligenden Gegend und dem Lauf der Flüſſe; dabei zeigen ſie auf die Sonne und bezeichnen dadurch die Lage der Oerter nach den Himmelsgegenden. Als ich an dem weſtlichen Ufer des Erie-Sees von widrigen Winden aufgehalten wurde, ſaß ich einſt in einem Hauſe, und hatte eine Karte von Neu-York vor mir, als ein junger Seneka Krieger hereintrat. Die Karte zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, er ſchien ſehr bald zu begreifen was eigentlich damit gemeint ſey, nur wußte er nicht welchen Theil des Landes ſie vorſtellen ſollte. Ich gab ihm aber ſehr bald den Schlüſſel zu allem, indem ich mit meinem Finger auf den Ort hinwies, wo wir in dieſem Augenblicke waren, und ihm den Buffalo Creek, woran ſein Dorf lag, zeigte. Er überſah hierauf ſchnell die Karte und zeigte und benannte mir mit der größten Genauigkeit alle Seen und Flüſſe, die an 200 Meilen von ſeinem Dorfe entfernt lagen, und da in dieſen Gegenden die Indianiſchen Namen auch unter den Europäern noch die gewöhnlichſten ſind, hätte ich ihn auf jeder falſchen Angabe unfehlbar ertappen müſſen. Er hatte eine ſo herzliche Freude über dieſe genaue Karte von ſeinem Lande, daß er ſeine Gefährten, die vor der Thür lagen, herein rief, um ſie ihnen zu zei-

gen. Sie gaben mir durch Zeichen zu verſtehen, daß ich ihnen die Karte doch leihen möchte; ich that es gern, ſie legten ſie auf den Tiſch und betrachteten ſie wohl eine halbe Stunde. Die Jüngern äußerten ihre Freude darüber, daß gewiſſe ihnen bekannte Orte ſo genau aufgezeichnet wären, indeß die Aelteren, wie es ſchien, Abentheuer erzählten, die ihnen in entfernten Gegenden zugeſtoßen waren, und die ſie jetzt vermittelſt der Karte erläuterten.

Wenn die Regierung ein Stück Land von den Indianern kaufen will — und Privatleuten iſt dies durch ein Provinzialgeſetz verboten — ſo wird eine genaue Karte von der Gegend aufgenommen, und das Stück, um welches gehandelt wird, beſonders bezeichnet. Haben dieſe Karten einen Fehler, ſo finden ihn die Indianer ſogleich aus, und wenn der Handel geſchloſſen iſt, bezeichnen ſie genau nach der Karte die Grenze des von ihnen abgetretenen Stück Landes, indem ſie entweder Bäume einkerben, wenn gerade welche da ſind, oder Pfähle oder Steine längs der Grenzlinien hinſetzen. Bei ſolchem Kauf werden förmliche Kaufbriefe, an denen die genaue Karte der Gegend befeſtiget iſt, ausgefertigt, und von beiden Theilen unterzeichnet. Unſer Freund, der Kapitain E.. zeigte mir mehrere dergleichen, und die indianiſchen Unterzeichnungen ſehen ſonderbar genug aus. Die meiſten von ihnen geben ſich nemlich den Namen eines Thiers, als: die blaue Schlange, der kleine türkiſche Hahn, der große Bär, der tolle Hund u. ſ. w. und ihre Unterſchrift beſteht aus den mit der Feder gezogenen Contours desjenigen Thiers, deſſen Namen ſie angenommen haben. Einige ſind ſogar ganz artig ausgeführt und ſtellen die Thiere recht lebendig dar.

Die Indianer ſind im allgemeinen ſehr geſchickt in Handarbeiten. Ihr hölzernes Hausgeräth, ihre Bogen, Pfeile, andere Waffen u. dergl. ſind gewöhnlich

recht ſauber gearbeitet, und an den Griffen ihrer Tomahawks, auf ihren Pulverhörnern und Pfeifenköpfen findet man oft ſehr richtig gezeichnete Figuren ungemein künſtlich ausgeſchnitzt, was um ſo mehr zu bewundern iſt, da ſie kein anderes Werkzeug als ihre Meſſer und Tomahawks haben. Die Stickereien auf den Mokkaſins und auf den andern Kleidern beweiſen, daß die Frauen in ihrer Art eben ſo geſchickt ſind als die Männer. Die Arbeit, welche ſie von Stacheln vom Stachelſchwein machen, würde in Europa überall Bewunderung erregen. Sie färben dieſe Stacheln mit den ſchönſten glänzenden Farben. Mehrere ihrer Farben ſind bereits entdeckt, viele aber noch eben ſo unbekannt als ihre Arzneien, mit denen ſie oft erſtaunenswürdige Kuren machen. Beide ſind aus dem Pflanzenreiche genommen.

Ohnerachtet des Kunſtſinns, der aus den Arbeiten der Indianer hervorleuchtet, gefällt ihnen doch ſelten etwas, wie ſchön und künſtlich es auch gearbeitet ſey, was mit ihren Sachen keine Aehnlichkeit hat, und von ihrem eigenthümlichen Geſchmack, von dem ſie auch ſeit dem Umgange mit den Europäern nicht im geringſten abgegangen ſind, völlig abweicht. Auch bewundern ſie kein mechaniſches Kunſtwerk, deſſen Nutzen ſie nicht einſehen. So zog unter allem, was ich bei mir hatte, nichts ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, als eine leichte doppelläufige Flinte, die ich gewöhnlich mitnahm, wenn ich ihre Läger durchſtreifte; das war ſo recht etwas für ſie! Der Vortheil, der dem Jäger daraus entſtehen mußte, war ihnen einleuchtend, und die Erfindung gefiel ihnen gar ſehr. Auch ließen ſie das vorzüglich gute Schloß nicht unbemerkt.

Nicht alles Neue erregt daher ihre Verwunderung, wie man glauben ſollte. So erzählt ein franzöſiſcher Schriftſteller, ich weiß nicht welcher, von einigen Irokeſen, die durch die ſchönſten und lebhafteſten Stra-

ßen von Paris gingen, daß ſie vor allem, was ſie ſa- hen, kalt vorüber gingen, bis ſie zu einer Kochbude kamen; dabei wurden ſie warm. Ein Ort, wo man alles bekommen kann um den Hunger zu ſtillen, ohne die Mühe und Arbeit des Jagens und Fiſchens zu ha- ben, erregte ihre höchſte Bewunderung; hätte man ih- nen aber geſagt, daß man für das, was man ißt, be- zahlen muß, ſo hätte es vielleicht ihren Unwillen in eben dem Maaße erregt; denn ſie haben keinen Begriff davon, wie man Jemand, der als Freund kommt, Speiſe abſchlagen könne, wenn er ſie verlangt.

Die Indianer, welche Neugier oder Geſchäfte nach Philadelphia oder ſonſt einer Stadt in den vereinigten Staaten führt, finden auch, wie jene Irokeſen, nichts eben Merkwürdiges darin, und auch nicht einer würde das prächtige Gebäude das er ſieht ſeiner Wigwam vorziehen. Aber die Schiffahrt in Philadelphia oder den andern See- häfen zieht ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, weil ſie den Vor- zug der großen Schiffe vor ihren Canots einſehn. Der junge Wiandot, deſſen ich oben erwähnte, war gerade in Philadelphia als ich dort war, und hatte ſeine größte Freu- de an dem mit Schiffen aller Art bedeckten Fluß; vor- züglich merkwürdig aber war ihm die Fluth. Als er zum erſtenmal an den Strom kam, ſah er nach der Sonne, um ſich die Richtung deſſelben und die Lage des Orts überhaupt genau zu merken, wie es denn die Indianer immer an einem neuen merkwürdigen Ort zu thun pflegen. Als er das zweitemal hinkam, fand er zu ſeinem Erſtaunen, daß der Fluß in einer entge- gengeſetzten Richtung ſtrömte, als den Tag zuvor. Im erſten Augenblick glaubte er, er ſtünde auf einer andern Seite, er orientirte ſich aber bald, und konnte jetzt, da er gewiß war ſich auf dem nemlichen Fleck zu befinden, die Sache gar nicht begreifen. Er lief ſogleich zu einem Adjutanten des General Wayne, der

ihn mitgebracht hatte, und bat um Belehrung wegen dieſer ſonderbaren Erſcheinung. Dieſer gab ihm aber eine noch geheimnißvollere Erklärung derſelben, indem er ihm ſagte, daß der große Geiſt zur Bequemlichkeit der Weißen, die ſeine beſondere Lieblinge wären, die Flüße in ihrem Lande nach zwei Richtungen ſtrömen ließe. Der gute Wiandot glaubte es und antwortete: Lieber Freund, wenn der große Geiſt um unſerthalben auch den Ohio nach zwei Richtungen ſtrömen ließe, ſo würden wir Euch oft in Pittsburgh beſuchen: dieſe Stadt liegt nämlich hart an der Quelle des Ohio.

Unter den öffentlichen Vergnügungen in Philadelphia gefällt ihnen nichts ſo ſehr, als die Reitkünſtler und andere Gaukler. Sie haben eine ſo hohe Meinung von denen, die ſich durch Gelenkigkeit und Geſchicklichkeit auszeichnen, daß ſie ſie unter die fähigſten Leute der Nazion zählen. Wirklich macht den Indianern nichts ſo viel Freude, als wenn ſie einen Menſchen von außerordentlicher körperlicher Stärke ſehen, und wenn man ihnen von Jemand erzählt, der ſich durch ſeine Stärke, oder als ein großer Läufer, oder vorzüglicher Schütze ausgezeichnet hat, oder beſonders kühn und muthig im Felde war, ſo hören ſie mit innigem Vergnügen zu, und ſtimmen gern in das Lob des Helden mit ein.

Beim erſten Anblick ſcheinen die Indianer kalt und phlegmatiſch, und man muß ſie länger kennen, um vom Gegentheil überzeugt zu werden. Zeigt man ihnen irgend etwas das ihnen gefällt, ſo ſagen ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit: das iſt hübſch, das gefällt uns, das iſt eine gute Erfindung; und ſelbſt bei Dingen die ſie mehr afficiren — als zum Beiſpiel ein überraſchendes Schauſpiel, oder die Erzehlung eines klugausgeführten Streiches — äußern ſie ihre Zufriedenheit eben auch nicht ſtärker. So können die oben

erwähnten Reiterkünſte, die wirklich das höchſte Intereſſe für ſie haben, ihnen doch nur höchſtens ein Lächeln ablocken, das von einer Bemerkung, die dem nahe ſitzenden Freund mitgetheilt wird, begleitet iſt. Mit eben dieſer Gleichgültigkeit können ſie den ſchrecklichſten Anblick aushalten, oder die ſchauerlichen Erzehlungen von unglücklichen Kataſtrophen ihrer Familien oder ihrer Nazion mit anhören. Dieſe Apathie iſt aber blos angenommen, und entſpringt gewiß nicht aus einem wirklichen Mangel an Gefühl. Denn kein Volk auf Erden iſt wohl einer wärmern Freundſchaft fähig, keines hat ſo viel zärtliche Anhänglichkeit an ſeine Kinder, und iſt empfindlicher gegen Beleidigungen. Das kleinſte beleidigende Wort zündet eine Flamme in ihrem Buſen an, die nur durch das Blut des Beleidigers gelöſcht werden kann, und ſie gehen Hunderte von Meilen durch die unwegſamſten Wälder, der rauheſten Witterung, dem nagendſten Hunger ausgeſetzt, um ihre Rache zu befriedigen. Keiner von ihnen wird es verſäumen, täglich ſtill und traurend das Grab ſeines verſtorbenen Kindes zu beſuchen; ſie wagen ihr Leben, und opfern alles was ſie beſitzen auf, um einem Freund in der Noth beizuſtehn. Der Grund dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit aber iſt die Idee, daß es keinem tapfern Krieger oder ſonſt würdigen Menſchen anſtehe, heftige Gemüthsbewegungen, bei welcher Gelegenheit es auch ſey, zu äußern. Von ihrer frühen Jugend an werden ſie zu dieſer Zurückhaltung gewöhnt, und es iſt erſtaunlich, welche Gewalt ſie über ſich haben. Es iſt bekannt, daß ſie am Pfal gebunden, unter den ſchrecklichſten Schmerzen, die das Meſſer und die Flamme ihnen verurſachen, unbewegt bleiben und ihre Henker verlachen.

Dieſe angenommene Gleichgültigkeit macht ſie natürlich unter Fremden, ernſt und zurückhaltend, in ihren eigenen kleinen Zirkeln aber ſind ſie aufgeweckt,

luſtig, und wie man ſagt, ſogar witzig. Wenn ſie in einer großen Stadt ſind, und ausſehen als ob nichts von allem ſie afficire, ſo ſitzen ſie oft des Nachts Stundenlang zuſammen, und lachen, und ſprechen über das, was ſie den Tag über geſehen haben. Mir ſagte Jemand, der ihre Sprache verſteht, daß er ſie bei einer ſolchen Gelegenheit belauſcht, und ihre Bemerkungen ſehr treffend gefunden habe, ja daß ſie ſich über viele Dinge ſo ſcherzhaft und muthwillig ausgelaſſen hätten, daß er ſich des Lachens kaum enthalten konnte. Indeſſen artet auch die Zurückhaltung, welche ſie ſich in Gegenwart von Fremden auflegen, niemals in Verlegenheit aus, und ſie würden ſich mit eben ſo viel Unbefangenheit in einem Pallaſt mit dem erſten gekrönten Haupt an Tafel ſetzen als zur einfachen Mahlzeit in ihren Hütten. Sie finden, daß es einem Krieger wohl anſtehe, ſich nach den Sitten derjenigen zu bequemen, bei denen er grade iſt, und da ſie auf alles ſehr aufmerkſam ſind, ſo ſieht man ſelten etwas Linkes oder Gemeines in ihrem Benehmen unter Fremden. Ich ſah in Philadelphia einen Indianer, der von ſeiner zarten Kindheit an in den Wäldern gelebt hatte, mit eben der Leichtigkeit und Artigkeit in eine Geſellſchaft von Damen hereintreten, als hätte er beſtändig in der Stadt gelebt, und man hatte ihm blos, ehe er hineinging, etwas über die Art geſagt, mit der man ſich bei ſolchen Gelegenheiten zu benehmen pflegt. Hören Sie folgende Anekdote, für die ich als Augenzeuge bürgen kann.

Unſer Freund Nekig, die kleine Otter, war mit uns zum Mittageſſen in Detroit eingeladen, und hatte ſeinen Sohn, einen Knaben von 9 bis 10 Jahren, mitgebracht. Nach dem Eſſen wurden Früchte herumgegeben, unter andern auch Pfirſchen; man reichte dem jungen Indianer einen Teller davon, er nahm ſich eine davon recht artig, biß ſie aber hernach ſogleich an. Sein Vater warf ihm einen zornigen Blick zu, und ver-

wies ihn leiſe, daß er ſo unachtſam geweſen, ſeine Pfirſche nicht zu ſchälen, wie er doch den Herrn ihm gegenüber hätte thun ſehn. Der Knabe war ſehr beſchämt, machte aber ſeinen Fehler ſogleich wieder gut, indem er einen Teller vor ſich nahm und die Pfirſche ganz zierlich ſchälte.

Nachher gab man ihm Portwein, und der arme Junge, dem er gar nicht behagte, machte ein ſchiefes Geſicht dazu. Der Vater ſagte ihm hierauf, er verzweifelte, daß je ein tüchtiger Mann, oder ein guter Krieger aus ihm werden würde, da er das nicht gut fände, was ihm ſo freundſchaftlich gegeben würde. Der Knabe trank das Uebrige mit anſcheinendem Vergnügen.

Die Indianer ſchlagen ihre Kinder faſt niemals, zuweilen aber, wenn mit Worten nichts auszurichten iſt, ſpritzen ſie ihnen ein wenig Waſſer ins Geſicht; eine Strafe, wovor die Kinder die ſchrecklichſte Furcht haben, und die von unmittelbarer Wirkung iſt. Ein franzöſiſcher Miſſionär erzählt, daß einmal eine Mutter in ſeiner Gegenwart, ihrer erwachſenen Tochter, wie einem kleinen Kinde, Waſſer ins Geſicht geſpritzt habe; und dies habe das Mädchen ſo tief gekränkt, daß ſie hinausgegangen ſey, und ſich ums Leben gebracht habe. Als Kinder ſind die Indianer ſehr folgſam gegen ihre Eltern; ſind ſie aber ſo weit erwachſen, daß ſie für ſich ſelbſt ſorgen können, ſo fällt alle Ehrfurcht vor ihnen weg, und ſie folgen, trotz allen Vorſtellungen, blos ihrem eigenen Sinne, die Eltern mußten denn ſehr alt ſeyn, denn für das hohe Alter haben ſie durchgängig eine tiefe Verehrung.

Man findet nicht leicht bei einem Volke ſo viel natürliche Höflichkeit als bei den Indianern; wenn man ihnen zum Beiſpiel etwas ſagt, das ſie für unwahr halten, ſo widerſprechen ſie nie geradezu, höchſtens ſagen ſie: Sieh, lieber Bruder, wir glauben wohl,

daß Du ſelbſt für wahr hältſt was Du uns ſagſt, uns kommt es aber ſo unwahrſcheinlich vor, daß wir es nicht glauben können.

Sie leben ſehr einträchtig und freundſchaftlich mit einander, und nie hört man bei ihnen, wie bei unſerm gemeinen Volk, Lärmen und lauten Zank, auch haben ſie in ihrem ganzen Betragen nichts von den groben gemeinen Sitten des Europäiſchen Pöbels; im Gegentheil, ſie betragen ſich durchaus wie anſtändige Leute, und hätte man nicht ſo ſprechende Beweiſe dafür, ſo würde man kaum glauben, daß eben dieſe Menſchen im Kriege ſo fürchterlich, wild und grauſam ſeyn könnten, als ſie doch wirklich ſind. Doch findet ihr gutes Betragen nur im Zuſtande der Nüchternheit Statt: wenn ſie betrunken ſind, was leider nur zu oft der Fall iſt, gleichen ſie mehr eingefleiſchten Teufeln als menſchlichen Weſen. Es kommt dann bald von Lärm und Zank zu Schlägereien; ſie zerhauen einander und begehen jede Art von Grauſamkeit, ſind ſich aber auch ihrer Schwäche in dieſem Punkt ſo ſehr bewußt, daß, wenn eine Geſellſchaft ſich betrinken will, ſie ihre Meſſer, Tomahawks und dergleichen einem unter ihnen geben, der bei ſeiner Ehre verſprechen muß, nüchtern zu bleiben, und dieſes Verſprechen auch in der Regel hält. Wann es ſich trift, daß ſie ſich betrinken ohne dieſe Vorſicht gebraucht zu haben, ſo ergreifen ihre Squaws die erſte beſte Gelegenheit, um ihnen die Waffen zu entwenden.

Branndtwein und Rum ziehn die Indianer jedem andern geiſtigen Getränk vor und lieben ihn nicht ſowohl des Geſchmacks als vielmehr ganz eigentlich des Rauſches wegen. Man findet nicht einen unter hundert der ſich mäßigen kann, wenn er Gelegenheit hat ſich zu berauſchen; und nun ſie einmal Geſchmack an ſtarken Getränken gefunden haben, erlauben ſie ſich auch alles um ſich dieſen Genuß zu verſchaffen. Dies macht ſie kriechend,

hinterliſtig, niedrig, und im wahren Sinn des Worts zu ſchlechten Menſchen. Nichts kann das Unheil wieder gut machen, das durch die Einführung berauſchender Getränke bei dieſem unglücklichen Volke angerichtet worden iſt. Ehe ſie ſie kannten, zeichneten ſie ſich vor allen andern Nazionen durch ihre Mäßigkeit in Eſſen und Trinken aus, und in Rückſicht des Eſſens gebührt ihnen dieſes Lob noch immer. Sie halten es zum Beiſpiel für unſchicklich ſehr hungrig zu ſcheinen, und wenn ſie nach ihren Dörfern zurückkommen, nachdem ſie vielleicht mehrere Tage gefaſtet haben, ſo warten ſie dennoch eine ganze Weile ehe ſie zu eſſen fordern, und eſſen auch dann ſo mäßig und langſam, als hätten ſie vor wenig Stunden die beſte Mahlzeit gemacht.

Die Indianer ſind ſehr freigebig und gaſtfrei, wenn nicht beſondere Umſtände das Gegentheil bewirken, und ſelbſt wenn ihre Rachſucht mit ins Spiel kommt, kann doch nichts in der Welt ſie verleiten gegen einen Fremden, dem ſie Freundſchaft, Schutz und Sicherheit verſprochen haben, ihr Wort zu brechen. Ich ſelbſt habe unzählige Beweiſe ihrer Freigebigkeit erhalten, und obſchon ſie für ihre Geſchenke allerdings Gegengeſchenke erwarten, ſo hat mich doch die Art, mit der ſie mir dieſe Kleinigkeiten gaben, überzeugt, daß dabei kein Eigennutz, ſondern reines Wohlwollen zum Grunde lag. Es iſt bekannt wie freigebig ſie gegen einander ſind, und wie bereitwillig ſie dem Mangel des Nachbarn mit dem was ſie ſelbſt übrig haben, abhelfen. Sie haben keinen Begriff davon, wie man für ſich allein Reichthümer ſammeln, und wie es in der Geſellſchaft Menſchen geben könne, die ſich ohne alles Gefühl von Großmuth auf Unkoſten anderer bereichern, in Behaglichkeit und Ueberfluß leben, und es ruhig mit anſehen, wenn ihre Mitmenſchen in Mangel und Elend umkommen. Kleider, Hausgeräth und Waffen ſind bei ihnen das einzige perſönliche Eigenthum, alles Andere iſt Gemeingut des ganzen Stammes, deſſen

Wohlergehn das höchſte Intereſſe für jeden einzelnen iſt. Die Häupter und Anführer der Stämme ſind von demſelben Geiſt beſeelt, und ſind oft die ärmſten Leute in der ganzen Gemeinheit, weil ſie ihre Zeit den öffentlichen Geſchäften widmen müßen, indeß andere auf die Jagd gehen oder ſonſt für ſich ſorgen.

Die indianiſchen Nazionen ſcheinen größtentheils zweierlei Häupter oder Anführer zu haben, Anführer in den Rathsverſammlungen und Anführer im Kriege. Letzterer hat kein anderes Geſchäft als die Krieger ins Feld zu führen, und wird allemal aus denen gewählt, die ſich im Kriege am meiſten ausgezeichnet haben, daher denn oft der erſtere, deſſen Amt erblich iſt, auch zum Heerführer gewählt wird. Keiner von beiden hat indeß Mittel in Händen ſich Gehorſam zu erzwingen, auch befehlen ſie eigentlich nie, ſie rathen nur, denn hier fühlt ein jeder, daß er frei gebohren iſt, und verachtet jeden Zwang, auſſer den ſeine eigene Vernunft ihm auflegt. Da aber die Wohlfahrt der Nazion Allen über alles geht, und ſie wohl wiſſen, daß ihre Oberhäupter von demſelben Geiſte beſeelt ſind, ſo werden gewöhnlich die Maaßregeln, welche dieſe anrathen, allgemein gebilligt und befolgt. Ich fürchte faſt, daß man bei keinem civiliſirten Volke auf Erden ſo viel Gemeingeiſt, ſo viel Uneigennützigkeit und unerzwungene Ordnungsliebe finden wird, als bei dieſen ſogenannten Wilden.

Die Indianer empfinden die tiefſte Betrachtung gegen ein Volk, das gutwillig ſeiner Freiheit entſagt, ja ſelbſt diejenigen, welche tapfer darum kämpfen, halten ſie doch für alte Weiber, wenn ſie ſich am Ende ihren Verluſt gefallen laſſen. Daher ihr allgemeiner Haß gegen die Neger, deſſen Grund wohl nicht blos in der Verſchiedenheit der Farbe und Geſtalt zu ſuchen iſt. Man kann einen Indianer nicht ſchwerer beleidigen, als wenn man ihm ſagt, er habe Aehnlichkeit von einem

Neger, oder es fließe Negerblut in ſeinen Adern; denn ſie ſehen dieſe Unglücklichen geradezu wie unvernünftige Thiere an, und tödten ſie auch mit eben der Kaltblütigkeit wie einen Hund oder eine Katze.

Ein amerikaniſcher Offizier, der während des Krieges mit Großbritannien an eine Indianer-Nation, die an den weſtlichen Grenzen der vereinigten Staaten wohnt, abgeſchickt ward, um ſie zur Neutralität zu überreden, erzählte mir, daß gerade bei ſeiner Anweſenheit einige Abgeordnete nach dem Dorfe gekommen wären, um die Auslieferung einiger Negerſclaven zu negociren, welche die Indianer aus einer amerikaniſchen Niederlaſſung mit fortgenommen hatten. Dieſe Unglücklichen waren, wie ſie es gewöhnlich mit ihren Gefangenen machen, vertheilt worden, und der Größte und Schönſte ward einer vornehmen Indianerin zu Theil. Die Leute wandten alles an, um ihn auszulöſen. Die Frau hörte ſie gelaſſen an, um aber ihrer Anmuthungen deſto eher los zu werden, holte ſie aus einem Winkel ihrer Hütte ein großes Meſſer hervor, durchſtach den Neger damit, und ſagte ganz kalt zu den Abgeordneten: nun könnt ihr euren Neger nehmen. Der Unglückliche rang lange mit dem Tode, bis einer von den Kriegern ſich ſeiner erbarmte, und mit dem Tamahawk ſeinem Leiden ein Ende machte.

Zu Detroit, Niagara und an einigen andern Orten in Ober-Canada werden noch einige Negerſclaven, jedoch nur in geringer Anzahl, gehalten. Zwei dieſer armen Menſchen verſuchten, während wir in Malden waren, aus Detroit zu entkommen; ſie ſtahlen ein kleines Boot und fuhren in der Nacht den Fluß hinunter. Da der Wind ihnen aber zur Ueberfahrt über den See nicht günſtig war, glaubte man, daß ſie ſich an der Küſte halten würden, bis ſie einen ſichern Ort erreichten; in der Hoffnung nun ſie noch wieder zu

bekommen, kam der Eigenthümer nach Malden und wurde mit ein Paar zuverläſſigen Indianern eins, daß ſie ſie aufſuchen ſollten. Man bezeichnete ihnen die Perſonen genau, und ſie giengen fort, waren aber kaum einige hundert Schritte entfernt, als der eine, der etwas Engliſch ſprechen konnte, zurückkam, und den Eigenthümer fragte, ob er ihm die Erlaubniß geben wollte die Neger zu ſkalpiren, falls ſie nicht mit ihnen umkehren wollten? Dies wurde natürlich abgeſchlagen, denn ſonſt hätten ſie ſie gewiß auf jeden Fall getödtet, um nicht die Mühe zu haben ſie zurückzubringen. Gut, ſagte der Indianer, wenn du ſie nicht beide willſt ſkalpiren laſſen, ſo ſey nur nicht böſe wenn ich einen ſkalpire. Der Mann beſtand aber darauf, daß er beide lebendig zurückbringen ſollte, und dies ſchien dem Indianer ſehr verdrüßlich, ſo daß er ſich beſann ob er gehen ſollte, worauf denn, wie ich leider ſagen muß, der Eigenthümer die letzte Forderung bewilligte, aus Furcht daß die Neger ihm beide entkommen möchten, und nur bat, doch lieber keinen zu tödten, wenn es möglich wäre. Ich weiß den Verfolg der Sache nicht, die ſichtbare Freude des Indianers aber ließ mich nichts gutes ahnen.

Dieſe Gleichgültigkeit, mit der die Indianer einen Menſchen umbringen können, wirft, ich muß es geſtehen, ein ſehr nachtheiliges Licht auf ſie, auch fürchte ich, daß alle gute Eigenſchaften, welche ſie beſitzen, nicht hinreichen werden, um im Urtheil der meiſten Menſchen ihre wüthende Rachſucht und die Grauſamkeit aufzuwiegen, mit der ſie ihre Kriegsgefangenen öfters behandeln. Die franzöſiſchen und engliſchen Miſſionäre haben ſich ſchon unendliche Mühe gegeben, ihnen begreiflich zu machen, wie abſcheulich es wäre, daß ſie ihre Gefangenen ſo martern, und dies iſt auch nicht ganz vergeblich geweſen; denn ob ſich gleich immer noch Fälle genug ereignen, welche ſattſam beweiſen, daß

dieſer ſchreckliche Gebrauch keinesweges ganz abgeſchaft iſt, ſo kann ich doch nach allem was ich geſehen und gehört habe, zuverſichtlich behaupten, daß es jetzt nicht den zwanzigſten Theil ſo vielen Menſchen das Leben koſtet als vor 100 Jahren. Aller Nachfraae ohnerachtet, habe ich nicht erfahren, daß ein einz[illegible]n denen, welche die Indianer bei ihrem Sieg[illegible]er den General St. Clair gefangen nahmen, an den Pfahl gebunden worden wäre. Sobald der Ausgang des Gefechts bekannt wurde, boten engliſche Offiziere und andere Männer, die Einfluß auf die Indianer haben, anſehnliche Belohnungen aus, wenn ſie ihre Gefangenen lebendig zurückgeben wollten, und der größte Theil derſelben wurde wirklich wohlbehalten zurückgebracht. Indeß hat es bis jetzt noch nicht gelingen wollen, ſie von dieſer Rachſucht gänzlich zurückzubringen. Wie wenig in dieſer Rückſicht ſelbſt Erziehung auf dieſe Menſchen wirkt, werden Ihnen folgende Anekdoten, den Kapitän Joſeph Brandt, einen Anführer der Mohawks betreffend, hinlänglich zeigen.

Dieſer Brandt wurde in ſeiner frühen Jugend auf eine Schule nach Neu-England geſchickt; er hatte viel Fähigkeit, und machte anſehnliche Fortſchritte im Lateiniſchen und Griechiſchen. Man gab ſich ungemein viel Mühe ihm die Wahrheiten der Religion einzuprägen; er zeigte ſich auch als einen warmen Verehrer und Anhänger des Chriſtenthums, und in der Hoffnung ſeine Nazion einſt zu belehren, überſetzte er das Evangelium Matthäi, und die Liturgie der engliſchen Kirche ins Mohawkſche. Ehe aber Brandt ſeine Studien beendigt hatte, brach der amerikaniſche Krieg aus; entbrannt von Ruhmbegierde, die den Gemüthern der Indianer ſo tief eingepflanzt iſt, verließ er augenblicklich ſeine Schule, eilte nach ſeinem Dorfe, und ſtieß bald mit einem anſehnlichen Trupp von ſei-

ner Nazion zu dem brittiſchen Korps, unter dem Komando des Sir John Johnſton. Hier zeichnete er ſich in mehreren Affären durch Tapferkeit aus, ward bald Anführer ſeiner Nazion und Kapitän in königlichen Dienſten.

Sehr bald aber befleckte Brandt ſeinen Ruhm in der engliſchen Armee. Es fiel ein Scharmützel vor; das Gefecht ward hitzig, und Brandt bekam einen Flintenſchuß in die Ferſe; die Amerikaner wurden indeß geſchlagen, und ein Offizier nebſt 60 Mann gefangen genommen. Dieſer Offizier war, nachdem er ſeinen Degen übergeben hatte, in einer ganz freundſchaftlichen Unterredung mit dem Oberſt Johnſton, der die brittiſchen Truppen kommandirte, begriffen; als Brandt unbemerkt hinter ihn ſchlich, und ihn mit einem Schlag ſeines Tomahawks todt zu Boden ſtreckte. Sir John war, wie man leicht denken kann, über eine ſolche Verrätherei ſehr aufgebracht, und äußerte ſich darüber in den heftigſten Ausdrücken. Brandt aber hörte ihn ruhig an, und antwortete ihm ganz kaltblütig: es ſey ihm leid, daß er ihm mißfallen habe, allein ſeine Wunde habe ihn in dem Augenblick ſo heftig geſchmerzt, daß er ſich nicht hätte enthalten können, an dieſem einzigen gefangenen Anführer ſeine Rache zu nehmen; auch hätten in der That ſeitdem ſeine Schmerzen nachgelaſſen.

Beim Ausbruch des Kriegs wohnten die Mohawks an dem Mohawk-Fluß im Neu-Yorkſchen Staate; nach dem Frieden zogen ſie nach Ober-Canada, und ihr größtes Dorf liegt jetzt an dem Grand River, der ſich von Norden her in den Erie ergießt, etwa 60 Meilen von Newark oder Niagara; da wohnt Brandt jetzt. Er hat ſich ein bequemes Haus gebaut, und jeder Fremde der ihn beſucht, iſt ſicher, gut aufgenommen zu werden, und einen wohlbeſetzten Tiſch zu finden. Er hat nicht weniger als 30 bis 40 Neger,

die ihm ſeine Pferde beſorgen und ſein Land bauen. Dieſe armen Menſchen werden in dem härteſten Druck gehalten, und wagen es doch nicht den geringſten Verſuch zur Flucht zu machen, denn er hat ſie verſichert, daß wenn ſie entliefen, er ihnen ſelbſt, ſollte es auch bis an die äußerſte Grenze von Georgien ſeyn, nachſetzen, und ſie tomahawken würde, wo er ſie immer fände. Sie kennen ihn zu gut, und wiſſen daß er Wort hält.

Brandt erhält von der Regierung halben Kapitäns-Sold, der mit Inbegriff der Geſchenke jährlich an 500 Pfund Sterling beträgt. Sie können denken, daß wir nicht wenig neugierig waren dieſen Brandt zu ſehen, auch verſchafften wir uns Empfehlungsſchreiben an ihm vom Sekretär des Gouverneurs, von Offizieren und andern, die mit ihm bekannt waren, in der Idee von Newark aus nach ſeinem Dorfe zu gehn; wir hörten aber zu unſerm Leidweſen, daß er ſich gerade den Tag vor unſerer Ankunft in Newark nach Kingſton, am andern Ende des Sees eingeſchifft habe. Ein Advokat aus Niagara, der von Kingſton aus, wo ihn widrige Winde aufgehalten hatten, mit uns über den Ontario fuhr, verſicherte uns den Tag nach unſerer Ankunft in Niagara, er verliere wenigſtens 100 Pfund Sterling, weil er nicht zeitig genug gekommen wäre, um ein Geſchäft für Brandt zu machen, welches dieſer nun einem andern übertragen habe. Sie können daraus abnehmen, was für eine wichtige Perſon dieſer Brandt hier iſt.

Brandt wurde bald gewahr, wie die Indianer von allen Mächten, die Fuß in Amerika gefaßt haben, hintergangen würden, und hätte er noch einige Zweifel darüber gehabt, ſo hätten ſie verſchwinden müſſen, als er ſah, wie die Engländer, nachdem ſie die Indianer um Beiſtand gegen die Amerikaner gebeten, und dieſe ihn auch treulich geleiſtet hatten, ſo ungerecht und un-

großmüthig waren, das ganze oſtwärts vom Miſſiſippi und ſüdwärts von den Seen liegende Indianer-Gebiet den vereinigten Staaten zu übergeben, und ſie ſo einem Volke in die Hände zu liefern, das ſie ſich blos um der Engländer willen zum Feinde gemacht hatten. Er ſah mit Bekümmerniß wie die Indianer ſich ſchwächten, indem ſie ſich in die Streitigkeiten der Weißen miſchten, und ſich ein Stamm zu dieſer, der andere zu jener Partei, ſchlugen, da ſie im Gegentheil, wenn ſie zuſammengehalten hätten, bald furchtbar geworden wären, und ſich mehr Achtung verſchafft hätten. Er entwarf daher den kühnen Plan, alle Indianer zu einer großen Konföderation zu vereinigen, und brachte eine Hauptverſammlung der Anführer aller Stämme in Vorſchlag, um dieſe Sache in Ueberlegung zu ziehen; viele Stämme aber trauten ihm nicht, ſie beſorgten, er wolle nur ſich ſelbſt eine große Macht verſchaffen, und widerſetzten ſich der Ausführung des Plans aus allen Kräften. Brandt iſt dadurch wieder den kriegeriſcheſten Stämmen verdächtig geworden, und ſie ſehen ihn mit ſo neidiſchen Augen an, daß er ſich nicht mit Sicherheit in das Oberland wagen kann.

Er hat die Geſchäfte ſeiner Nazion mit vielem Verſtande verwalter, und ſehr weislich ihr überflüſſiges Land für ſie auf viele Jahre hinaus verpachtet, wodurch der Nazion wahrſcheinlich, ſo lange ſie beſtehen wird, eine jährliche Einnahme geſichert iſt. Dagegen wenn die Mohawks, wie die andern Stämme, ihr Land an Einzelne verkauft hätten, die dafür erhaltenen Summen jedesmal bald verſchwendet geweſen wären.

Sobald die öffentlichen Geſchäfte es ihm erlauben, will Brandt ſich wieder recht ernſtlich dem Studium der griechiſchen Sprache, die er vorzüglich liebt, widmen, und noch mehr vom neuen Teſtament ins Mohawkſche überſetzen; dieſer nemliche Menſch aber hat kurz zuvor ehe wir nach Niagara kamen, ſeinen ein-

zigen Sohn mit eigener Hand ermordet. Der Sohn war, wie es heißt, ein dem Trunk ergebener Taugenichts, der ſchon oft den Vorſatz geäußert hatte, ſeinen Vater zu tödten. Eines Abends drang er mit Gewalt in des Vaters Zimmer, und fing Streit mit ihm an, wahrſcheinlich um ſeine unnatürlichen Drohungen in Ausführung zu bringen. Brandt aber zog ſeinen Degen und ſtreckte ihn zu Boden. Er ſpricht freilich nicht ohne Schmerz von dieſer Begebenheit, aber doch nicht mit der Empfindung, die jeder andere als ein Indianer dabei haben würde. Er tröſtet ſich darüber mit dem Gedanken, er habe ſeiner Nazion einen Dienſt geleiſtet, indem er ſie von einem Schurken befreiet habe.

Er geht ganz nach indianiſcher Weiſe gekleidet, trägt aber ſtatt der Decke ſo ein kurzes Hemde, wie ich oben beſchrieben habe.

Sowohl die franzöſiſchen römiſch-katholiſchen Miſſionäre, als auch andere von mehreren Kirchen, haben ſich viel Mühe gegeben, das Evangelium unter den Indianern zu verbreiten; mehrere Stämme haben ſich auch taufen laſſen, man kann aber doch nicht ſagen, daß die chriſtliche Religion von weſentlichem Einfluß auf ſie geweſen wäre; ſie beobachten die äuſſern Ceremonien, haben einige Gebete auswendig gelernt, laſſen ſich aber nach wie vor, von den wüthendſten Leidenſchaften beherrſchen, und der wahre Geiſt des Chriſtenthums hat ihre Gemüther nicht ergriffen.

Am meiſten haben noch die herrnhutiſchen Miſſionäre auf ſie gewirkt, und in der That viele dahin vermocht, der unſtäten Lebensart und dem Kriege zu entſagen und das Land zu bauen. Bei den Munſiees, einem kleinen Stamme, der ſich an der Oſtſeite des St. Clair See aufhält, iſt es ihnen am meiſten gelungen; aber die Anzahl ihrer Bekehrten iſt überhaupt nur ſehr

gering. Die Katholiken haben eigentlich die meiſten Anhänger, weil die Ceremonien und das Gepränge dieſer Religion, ihr einen eigenen Reiz geben, und weil ihre Miſſionäre den Neubekehrten eben nicht viel Zwang auflegen. Den Quäkern iſt es am wenigſten bei ihnen gelungen. Die Ergebung die ſie predigen, ſtreitet gar zu ſehr gegen die Denkungsart der Indianer, und ihre Miſſionäre ſind bei einigen Stämmen, wo ſie verſucht haben ihre Lehre zu verbreiten, vorzüglich bei den Schawneſen, einem der kriegeriſcheſten Stämme nordwärts von Ohio, in der größten Gefahr geweſen.

Auch die Indianer, welche noch nichts von der Offenbarung wiſſen, glauben faſt allgemein an das Daſeyn eines höchſten, wohlthätigen, weiſen, über alles mächtigen Geiſtes, und auch an untergeordnete gute und böſe Geiſter. Den Erſtern, glauben ſie, läge das Wohl der Menſchheit am Herzen und man brauche ihnen nicht zu huldigen; den Böſen aber, von denen ſie eine gewaltige Furcht haben, bezeigen ſie ihre Verehrung, um ſie abzuhalten, daß ſie ihnen nicht ſchaden. Einige entfernte Stämme ſollen Prieſter haben, es ſcheint aber doch nicht, als ob ſie einen förmlichen Gottesdienſt hätten. Jeder Einzelne betet und opfert dem böſen Geiſt, wenn die Furcht ihn dazu antreibt. Sie glauben allgemein an eine Zukunft, in der ſie alle Freuden dieſer Welt zu genießen hoffen, ohne Schmerzen zu leiden, oder mühſam ihre Nahrung herbeiſchaffen zu müſſen. Einige Stämme haben indeß weniger Religion als andere, und die Schawneſen, ein kühnes kriegeriſches Volk, kümmern ſich wenig um die böſen Geiſter, und haben daher faſt gar keine Religion. Keiner von ihnen hat, ſo viel ich weiß, zum Chriſtenthum bekehrt werden können.

Es iſt höchſt ſonderbar, daß ungeachtet die verſchiedenen indianiſchen Stämme auf dem feſten Lande von Nordamerika, in ihrem Körperbau, ihren Sitten, Gebräu-

chen, Fähigkeiten und Religionsmeinungen ſo ſehr mit einander übereinſtimmen, daß über ihren gemeinſchaftlichen Urſprung gar kein Zweifel übrig bleiben kann, dennoch ihre Sprachen ſo weſentlich von einander abweichen. Es giebt nicht zwei Stämme, welche die nämliche Sprache reden, und viele, die nicht eben weit von einander wohnen, können ſich einander gar nicht verſtehn. Man ſagte mir, daß die Chippeway-Sprache die allgemeinſte ſey, und daß, wenn man dieſe recht inne hätte, man leicht alle andern erlernen könnte, welche zwiſchen dem Ohio und dem Oberen-See geſprochen werden. Einige Perſonen, welche die indianiſchen Sprachen ſtudirt haben, behaupten, daß die Sprachen aller uns bekannten Stämme nur verſchiedene Dialekte von drei Urſprachen wären, nämlich von den Sprachen der Huronen, Algonquins und Sioux, und wer beſonders die beiden erſten wüßte, könne gar bald dahin kommen, ſich jedem indianiſchen Stamm in Canada und den vereinigten Staaten verſtändlich zu machen. Alle Nazionen die von den Sioux abſtammen, ſollen eine ziſchende Ausſprache, die von den Huronen viel Kehlbuchſtaben, die von den Algonquins aber viel mehr Sanftes und Liebliches haben, als die beiden andern. Ich kann nicht beſtimmen, ob dieſe Unterſchiede ganz richtig ſind; mir iſt bei allen Indianern die ich geſehn habe, und die dieſem zu Folge theils von den Huronen, theils von den Algonquins abſtammen, die Seltenheit der Lippenbuchſtaben aufgefallen, und daß ſie die Worte ſo tief aus der Kehle hervor holen. Sie ſtocken ein wenig im Reden und artikuliren ſchwer, wie Jemand thun würde, deſſen Bruſt eben durch einen heftigen Schlag erſchüttert worden iſt. Die Frauen hingegen ſprechen mit der äußerſten Leichtigkeit, und in ihrem Munde klingen ihre Sprachen ſo weich und zart, wie das Italiäniſche; überhaupt haben ſie ohne Ausnahme eine ſehr angenehme wohlklingende Stimme, und das

gefälligſte lieblichſte Lächeln, das man ſich denken kann. Ich habe oft Stunden lang unter ihnen geſeſſen blos um ſie mit einander ſprechen zu hören, ſo ungemein ſanft und anziehend iſt der Ton ihrer Stimme; Männer und Frauen ſprechen ſehr überdacht und geordnet, und es fehlt ihnen nie an dem rechten Ausdruck für ihre Gedanken.

Die Nazionalmuſik der Indianer iſt rauh, unmelodiſch und einförmig. Ihr berühmtes Kriegslied iſt nichts, als ein elendes Recitativ. In der Entfernung macht ihr Geſang, der aus einigen wilden Tönen beſteht, von ihren Pfeifen und Trommeln begleitet, keine ganz unangenehme Wirkung, aber auch nur in der Entfernung iſt ihre Muſik erträglich. Geſang und Tanz iſt bei ihnen immer vereint.

In der erſten Nacht, die wir in Malden zubrachten, wurden wir um Mitternacht ſehr angenehm durch ihre Muſik, die ſie auf Bois Blank machten, unterhalten. Wir waren neugierig ihre Tänze zu ſehn, nahmen uns daher ein Boot und gingen über den Fluß nach dem Ort, wo ſie verſammelt waren. Drei ältliche Männer, welche die vorzüglichſten Muſici waren, ſaßen unter einem Baume, der eine ſchlug eine kleine Trommel, die aus einem Stück von einem hohlen Baume beſtand, das mit einem Fell überzogen war, die beiden andern klapperten mit trocknen mit Erbſen gefüllten Kürbiſſen; ſie hielten Takt mit der Trommel, und ſangen die Melodie dazu, wonach getanzt ward. Die Tänzer waren ungefehr 20 Squaws, die ſich in einen Zirkel ſtellten, die Arme einer um des andern Nacken geſchlungen, und ſo zuſammengekettet ſich mit kleinen engen Seitenſchritten um ein Feuer bewegten. Männer und Frauen tanzen nie zuſammen, wenn nicht etwa ein junger Mann eine ſchöne Squaw in die Männertänze einführt, was immer als eine Gunſt angeſehen wird. Dieſe Sonderbarkeit hängt mit den indianiſchen Sitten überhaupt zu-

ſammen. Die Frauen werden hier mit ganz andern Augen angeſehen als in Europa; ſie werden wie Sklaven behandelt, und müſſen wie dieſe alle ſchweren Arbeiten verrichten. Ich ſah, daß einem jungen angeſehenen Mann, der ſich das Vergnügen machte Eichhörnchen zu ſchießen, drei Frauen folgten, um ſeinen Pfeilen nachzulaufen; ſo habe ich oft geſehen, daß Indianer, wenn es galt nur einen Weg von wenigen Meilen zu machen, ſich zu Pferde ſetzten, und recht behaglich fortſchleuderten, indeß ihre Frauen ihnen mit ſchweren Laſten auf dem Rücken zu Fuß folgen mußten.

Als die Frauen getanzt hatten ward ein größeres Feuer angezündet, und 50 bis 60 Männer verſammelten ſich nun zum Tanz, der übrigens von dem der Frauen nicht viel verſchieden war. Zuerſt ging einer dicht hinter dem andern mit kleinen Schritten im Zirkel ums Feuer; der beſte Tänzer führte auf und gab den Schritt an, er war auch zugleich der beſte Sänger. Als ſie ſo einmal die Runde gemacht hatten, nahmen ſie größere Schritte und ſtampften heftig mit den Füßen; zwiſchen jeder dritten oder vierten Runde ſprangen ſie mit beiden Füßen zugleich, kehrten ſich dem Feuer zu, bückten ſich und gingen mit Seitenſchritten um daſſelbe herum. Endlich nachdem ſie wohl vier und zwanzigmal ſo die Runde gemacht hatten, ſtampften ſie alle, beſonders aber der Haupttänzer, mit unbeſchreiblicher Wuth auf den Boden, ſtießen einen lauten Schrei aus und der Tanz war zu Ende. In zwei oder drei Minuten fing ein neuer dem vorigen ſehr ähnlicher Tanz an, der ſich auch eben ſo endigte; überhaupt iſt in den Bewegungen bei den verſchiedenen Tänzen wenig Abänderung; der Hauptunterſchied beſteht im Geſang, indem bei einigen alle Tänzer die ganze Melodie ſingen, bei andern nur die alten Männer unter dem Baume, da dann die übri-

gen nur mit Refrains einfallen. Sie winkten uns Theil an ihren Tänzen zu nehmen; wir thaten es, weil ſie es gern zu ſehen ſchienen, und blieben wohl bis drei Uhr Morgens bei ihnen. Der Anblick hat etwas ſehr Fürchterliches, ſo eine Anzahl Indianer, im dicken Walde, in tiefer Nacht rund um ein Feuer tanzen zu ſehen, und ſchrecklicher wird die ganze Scene durch das entſetzliche Geſchrei zu Ende jedes Tanzes.

Es vergeht kaum eine Nacht, wo nicht auf dieſe Weiſe auf der Inſel getanzt würde. Sie fangen erſt gegen Mitternacht an und tanzen bis der Tag anbricht. Den Tag über liegen ſie in der Sonne und ſchlafen, oder rauchen Taback, wenn ſie nemlich zu Hauſe ſind. Ueberhaupt ſo unermüdet und ausdauernd thätig ſie ſind, wenn es darauf ankommt, ſo unbeſchreiblich träge und unthätig ſind ſie, wenn ſie Frieden mit den Nachbarn und guten Vorrath zu Hauſe haben.

Dieſe oben beſchriebenen Tänze ſind die alltäglichen, bei feſtlichen Gelegenheiten haben ſie andere und für den Zuſchauer viel intereſſantere. Auch ſollen ſchon die gewöhnlichen Tänze der Schawneſen und einiger andern Stämme weit unterhaltender ſeyn, als die, welche wir hier ſahen. Es kampirten einige Schawneſiſche Familien auf Bois Blanc als wir da waren, es waren ihrer aber zu wenig zum Tanz, und wir mußten das Vergnügen entbehren ſie tanzen zu ſehn.

Unter ihren großen Tänzen iſt der Kriegstanz, den ich zwar auch nur aus Beſchreibung kenne, wohl der merkwürdigſte. Sie tanzen ihn wenn ſie zu Felde ziehn und wenn ſie zurückkommen, zuweilen aber auch bei andern feierlichen Gelegenheiten. Die Anführer und Krieger, welche Theil an dem Tanz nehmen, ſind ſo bemalt und gekleidet, als ſollten ſie wirklich zu Felde ziehn und führen auch ihre Waffen bei ſich. Wenn ſie verſammelt ſind hucken ſie ſich rund um ein großes Feuer, in deſſen

Nähe ein hoher Pfahl ſteht. Nachdem ſie eine kurze Zeit ſo geſeſſen haben, ſteht einer der Hauptanführer auf, ſtellt ſich in die Mitte des Kreiſes und erzehlt in einer Art von Recitativ alle tapfern Thaten, die er je vollbracht hat, vorzüglich lange hält er ſich bei der Herzählung der von ihm getödteten Feinde auf, und indem er die Art beſchreibt, wie er ſie ſkalpirt hat, ſchwingt er ſeine Waffen und macht ſolche Bewegungen, als wäre er eben mit dieſer fürchterlichen Operazion beſchäftigt. Am Ende jeder merkwürdigen Erzehlung ſchlägt er mit entſetzlicher Heftigkeit mit ſeiner Keule an den Pfahl. Jeder Anführer und Krieger erzehlt dann der Reihe nach ſeine Thaten. Die Erzehlungen eines Kriegers dauern oft mehrere Stunden, und der ganze Tanz, dauert wohl einige Tage hindurch, während deſſen Niemand ſchlafen darf; außerhalb des Zirkels wird einer hingeſtellt, der Acht geben und jeden, der einſchlafen will, ſogleich wecken muß. Ein Bär, oder ſonſt ein großes Stück Wild, wird zu Anfang des Tanzes zum Röſten ans Feuer gelegt, und jeder Krieger kann nach Belieben ein Stück davon nehmen. Wenn nun jeder ſeine Thaten erzehlt hat, ſtehn ſie auf und beginnen einen wirklich ſchrecklichen Tanz; ſie nehmen verſchiedene Stellungen an, ſpringen wie raſend umher, ſchwingen ihre Meſſer und andere Waffen, und machen ein fürchterliches Geheul. So endigt der Tanz.

Die indianiſche Flöte oder Pfeife iſt von ſtarkem Rohr gemacht, wie man es an den Ufern des Miſſiſippi und in den ſüdlichen Gegenden der vereinigten Staaten findet. Dies Inſtrument iſt etwas über zwei Fuß lang und hat acht bis neun Löcher in gerader Linie. Man hält es wie das Hautbois oder Klarinet, und der Ton wird vermöge eines Mundſtücks, faſt wie das an unſerer gewöhnlichen Pfeife, hervorgebracht. Die Töne des Inſtruments ſind nichts weniger als unharmo-

niſch, und es wäre allerdings einer angenehmen Modulation fähig; ich habe aber nie einen Indianer geſehen, der auch nur eins von ihren gewöhnlichen Liedern ordentlich hätte darauf blaſen können, obſchon viele von ihnen ſich Stunden lang damit beluſtigen, auf der Aſche ihrer Hüttenfeuer zu ſitzen und einige wenige melancholiſche Töne ewig darauf zu wiederholen. Jeder Indianer, der nur einen Ton darauf hervorbringen und die Löcher zuhalten kann, hält ſich für Meiſter darauf; und die Folge der Töne iſt ſo regellos und ohne Bedeutung, wie ſie ein Kind auf einer Dreierpfeife hervorbringt.

Ein ſo gaſtfreies, freundliches Volk die Indianer auch ſind, ſo glaube ich dennoch nicht daß Jemand, der die Ruhe und Freude eines geſitteten Lebens kennt, Luſt bekommen könnte, unter ihnen zu leben, wenn er ihre Art und Weiſe genauer kennen gelernt hat. Der Schmutz und die Armſeligkeit ihrer Wohnungen, das Eckelhafte ihrer gewöhnlichen Speiſen, und ihre allgemeine Unreinlichkeit würden ſchon allein hinreichend ſeyn, jeden davon abzuhalten. Ich kam mit dem feſten Vorſatz nach Amerika es nicht eher wieder zu verlaſſen, bis ich eine ganze Zeitlang mit den Indianern im Innern des Landes gelebt hätte, um ihre Gebräuche und Sitten in ihrer ganzen Reinigkeit kennen zu lernen. Aber alles was ich in dieſer Gegend von ihnen geſehen habe, hat mir zwar im Allgemeinen eine ſehr vortheilhafte Meinung von ihnen beigebracht, mich aber dennoch beſtimmt, meinen Vorſatz aufzugeben. Zufrieden mit dem was ich ſelbſt geſehen und von andern gehört habe, werde ich mir keine weitere Mühe geben, genauer mit ihnen bekannt zu werden, wenn mich nicht etwa mein Weg nach den vereinigten Staaten von ſelbſt wieder in ihre Nähe bringt.

Sechs und dreißigſter Brief.

Abreiſe von Malden. — Sturm auf dem Erie-See. — Fußreiſe durch die Wälder. — Beſchreibung der Gegend jenſeits des Buffalo Creek. — Ankunft in den Niederlaſſungen am Geneſee River. — Allgemeiner Charakter der erſten Koloniſten daſelbſt. — Fernere Fußreiſe nach Bath.

Bath, im November.

Gegen Ende Oktobers erſchien der Schooner mit dem wir nach Presqu-isle gehen wollten, vor Malden, mußten aber, da der Wind nicht günſtig genug war, um den Fluß weiter hinunter zu fahren, drei Tage vor Anker liegen. Jetzt drehete ſich der Wind, wir gingen an Bord, nachdem wir einen langen Abſchied von unſerm Freunde dem Kapitän E. genommen, der wirklich über alles gütig gegen uns war, und von uns gewiß doppelten Dank verdiente, da wir ihm ganz fremd waren, und nicht einmal Empfehlungsſchreiben an ihn gehabt hatten.

Der Wind war am Morgen unſerer Abreiſe zwar günſtig aber ſehr ſchwach, der Strom indeß ſo ſtark, daß wir bald in den See kamen. Nachmittags ſegelten wir die Inſeln vorbei, die einen unendlich ſchönen Anblick gewährten. Die prächtigen Wälder, mit denen die Ufer bedeckt ſind, ſtellten mit ihren herbſtlichen Farben geſchmückt, dem Auge eine reizendere Mannigfaltigkeit dar, als wenn ſie noch mit ihrem lieblichſten vollſten Grün bekleidet geweſen wären, und die ſpiegelglatte Oberfläche des ſie umgebenden Sees ſtrahlte ihre reichen glänzenden Farben mit den dunkeln

Schatten der Felſen vermiſcht, zurück. Am andern Morgen hatten wir das Land aus dem Geſicht verloren, ſtatt des klaren Himmels aber und des ſanften Windes, den wir den vorigen Tag hatten, war die Luft dick und neblicht und alle Anzeigen da, daß wir in wenigen Stunden mit einem von jenen gefährlichen Stürmen würden zu kämpfen haben, die auf dem Erie ſo häufig ſind. Es dauerte nicht lange, ſo erhob ſich ein ſtarker Wind, die Wellen thürmten ſich auf eine ungeheure Weiſe, und wir hatten bald die ganze verwirrte und unangenehme Scene, die ein Sturm jedesmal in einem kleinen Schiff, das voll von Paſſagieren iſt, verurſacht. Eine Menge alter franzöſiſcher Damen, die ihre Enkel in Unter-Canada beſuchen wollten, und zum erſtenmale in ihrem Leben zu Waſſer fuhren, hatten die Kajütte inne. Der Raum, der von einem Ende bis zum andern gedielt, und nur durch ein ausgebreitetes Segeltuch, das an einer von den Segelſtangen hing, getheilt war, war auf einer Seite voll Paſſagiere, unter denen viele Frauen und Kinder waren; auf der andern Seite waren wir und andere die Kajüttenpreis bezahlt hatten, aber keinen beſſern Platz bekommen konnten. Wir hatten nur ein Schiff von 70 Tonnen, und waren alle Mittag 26 Perſonen zu Tiſche, die Paſſagiere im Steuermannsraum und die alten Damen in der Kajütte nicht mitgerechnet. Sie können daraus abnehmen, wie eng wir uns behelfen mußten. Der größte Theil der Paſſagiere war ſeekrank, und bat den Kapitän um Gotteswillen umzukehren; er war aber taub gegen ihre Bitten, da er Befehl hatte, ſeine Reiſe ſo ſchnell als möglich zu beendigen, und bei der ſpäten Jahreszeit beſorgen mußte auf dem Rückweg einzufrieren. Wozu ihn ernſtliche Bitten nicht bewegen konnten, dazu zwang ihn bald der Sturm. Man fand für nöthig Schutz zu ſuchen, um ſeiner ſteigenden Wuth zu entgehen, und

wir eilten ſo ſchnell als möglich zu den Inſeln zurück, zwiſchen zwei von welchen wir in einer Bay Anker warfen. Dieſe Bay liegt zwiſchen den Baſs-Islands, welche mit unter die größten in der Inſelgruppe gehören, und heißt, weil Schiffe ſo oft ihre Zuflucht zu ihr nehmen müſſen, But-in-Bay, woraus die Matroſen Puddingbay machen. Wir lagen hier ſicher, vom Lande geſchützt, als um 4 Uhr Morgens die Wache auf dem Verdeck Lärm machte, daß das Schiff vom Anker losgeriſſen wäre und ſchnell nach dem Ufer getrieben würde. Der Kapitän erſchrack, er ſah daß der Wind ſich gedreht hatte, ſo daß die Inſeln uns nicht länger ſchützen konnten, und gab Befehl das Ankertau abzuhauen und den Boegſpriet aufzuſpannen, um das Schiff zu wenden und ſo wo möglich vom Ufer wegzukommen. In der Eil und Verwirrung, worin das Schiffsvolk war, das aus dem tiefſten Schlaf geweckt wurde, ward das Schönfahrſegel zugleich mit dem Boegſpriet aufgeſpannt, das Schiff alſo zurückgetrieben, und hätten wir nicht ſogleich noch einen Anker geworfen, ſo wären wir unvermeidlich ans Ufer getrieben worden.

Die Morgendämmerung zeigte uns die ganze Größe der Gefahr in der wir ſchwebten. Wir lagen ungefähr 300 Schritt vom felſigen, dem Winde gegenüber liegenden Ufer, nur an einem einzigen Anker haltend, der, wie der Kapitän fürchtete, bei zunehmendem Sturm auch nicht aushalten würde. Die Luft war feucht und neblicht, und der Anblick des trüben Himmels ließ uns vermuthen, daß das Wetter noch ſtürmiſcher werden würde, als es bis jetzt geweſen. Die Hoffnung aber verließ uns nicht, und wir nahmen recht gutes Muthes, die über uns ſchwebende Gefahr nicht achtend, unſer Frühſtück ein, und ſpielten dann Karten; kaum aber hatten wir eine Stunde geſpielt, als das fürchterliche Geſchrei erſcholl:

Alle Hände zur Arbeit, indem das Schiff wieder ans Ufer getrieben ward. Es war ein kalter Tag, und ich hatte mir nach Art der Indianer eine Decke umgeworfen und ſie mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt; da ich ſie aber nicht wie dieſe handhaben konnte, wollte ich ſie abwerfen ehe ich nach dem Verdeck ging, und ſo war ich der letzte Mann unten. Der kürzeſte Weg nach dem Verdeck war durch die Lucken, und ich hatte eben meinen Fuß auf die Leiter geſetzt um hinauf zu ſteigen, als das Schiff ſehr heftig an den Fels anſtieß. Die heulenden, ſchreienden Frauen drängten ſich jetzt um mich herum und baten mich um des Himmels willen ſie nicht zu verlaſſen, indeß meine Gefährten mir von oben zuriefen, daß ich mich ſputen möchte hinaufzukommen. So lange ich lebe wird mir das Gefühl dieſes Augenblickes gegenwärtig ſeyn! Unten bei den Frauen konnte ich nichts nützen, ich riß mich alſo von den armen Geſchöpfen los, die ſich feſt an mich anklammerten, und ſchlug mich durch nach dem Verdeck. Die Oeffnungen der Lucken wurden über den Unglücklichen zugemacht, deren durchdringendes Geſchrei man trotz des entſetzlichen Lärmens des Schiffvolks und des fürchterlichen Tobens der Brandungen am nahen Felſen durchs ganze Schiff hörte. Zwei Minuten darauf ſtieß das Schiff zum zweitenmal und viel heftiger auf, und nach einer Viertelſtunde, während welcher es dem Ufer allmählig näher getrieben wurde, ſtieß es faſt mit jeder Welle auf.

Man war nun allgemein der Meinung daß man die Maſten abhauen müſſe, um das Schiff leichter zu machen, und ſchon wollte man zu Werke ſchreiten, als einer meiner Gefährten, der ein erfahrner Seemann war, ſich dieſem Vorſchlag widerſetzte. Er meinte nemlich, da die Pumpen noch alle in gutem Stande wären und das Schiff noch nicht mehr Waſſer zöge als man wieder hinausſchoffen könne: ſo würden wir uns

durch das Abhauen der Maſten des einzigen Mittels berauben, wodurch wir, wenn der Wind ſich drehen ſollte, von dem Felſen abkommen könnten, und er rieth, lieber die Raa und die Bramſtange weghauen zu laſſen. Die Maſten blieben alſo und man folgte überall ſeinem Rath. Unglücklicher Weiſe aber drehete ſich der Wind nicht, und ward immer heftiger und heftiger. Die Wellen wurden immer ungeſtümer, je mehr der Sturm zunahm, und brachen ſich mit einer ſolchen Gewalt an den Bug des Schiffs, daß ich und noch ſechs Perſonen, die wir uns aufs Vorderdeck poſtirt hatten, uns nur mit der größten Anſtrengung feſthalten konnten. Vier Stunden blieben wir in dieſer Lage und erwarteten jeden Augenblick, daß das Schiff von der fürchterlichen Brandung zertrümmert werden würde. Oft thürmten ſich die Wellen faſt ſo hoch als der Untermaſt, und brachen ſich mit einer ſolchen Heftigkeit über uns, daß uns von der Erſchütterung beinahe der Athem verging. Wir beſchloſſen endlich wieder hinunter zu gehen, bis die Wellen uns auch von da vertreiben würden; denn wir waren faſt erſtarrt von Kälte, und hätten, wenn das Schiff geſcheitert wäre, uns nicht einmal durch Schwimmen retten können.

Einige von den Paſſagieren ſchrieben jetzt ihr Teſtament auf kleine Stückchen Papier, und wickelten es in Dinge ein, von denen ſie glaubten, daß ſie ſich am längſten auf dem Waſſer halten würden; andere ſteckten das was ihnen am liebſten war zu ſich, und einer war ſinnlos genug ſich von oben bis unten mit Dollars zu bepacken, ſo, daß er im Waſſer den Augenblick hätte unterſinken müſſen.

Als die Nacht einbrach, ſah man überall nichts als verſtörte Geſichter; es war nemlich nur allzuſehr zu befürchten, daß noch vor Anbruch des Morgens das Schiff in Stücken gehen würde, und deshalb

murreten Viele, daß man das Ankertau nicht ſchon früher abgeſchnitten und ſo das Schiff, wenigſtens weil es noch hell war, habe ans Ufer treiben laſſen. Dieß wurde auch wirklich einige Stunden zuvor, ehe das Schiff auf die Klippen ſtieß, vorgeſchlagen, von dem Kapitän aber gänzlich verworfen, der natürlich ſo lange noch ein Funken von Hoffnung zur Rettung blieb, keine Maaßregel ergreifen wollte, wodurch das Schiff unfehlbar gleich verlohren gegangen wäre.

Bis 9 Uhr Abends wurde das Schiff jede Minute an den Felſen geſtoßen, und wir waren in der quälendſten Ungewißheit über unſer Schickſal; dann drehte ſich der Wind etwas weniges zu unſerm Vortheil, ſo daß das Schiff nicht mehr aufſtieß. Um Mitternacht legte ſich der Sturm etwas, und um 3 Uhr Morgens war er ſo gelinde, daß man die Anker lichten und das Schiff aus aller Gefahr ins hohe Waſſer bringen konnte.

Sie können denken wie groß die Freude war, als dieſe frohe Nachricht den Paſſagieren mitgetheilt wurde, und jeder nach der großen Ermüdung und Angſt des vorigen Tages die Ausſicht hatte ſich mit Sicherheit zur Ruhe legen zu können.

Am Morgen trat die Sonne in ihrer ganzen Pracht hinter den entfernten Inſeln hervor. Kein Wölkchen verdunkelte den ſchönen blauen Himmel, die Luft war rein und mild, und in den nahen Wäldern ließen die Vögel ihre frohen Lieder ertönen, als ob auch ſie ſich freuten, daß der Sturm vorüber ſey. Kurz, hätten wir nicht an unſerm Schiff und an allem was uns umgab zu deutliche Spuren vom Vergangenen gehabt, ſo hätten wir die eben überſtandene Gefahr für einen bloßen Traum halten müſſen.

Zuerſt wurde nun das Steuer unterſucht. Der Griff war in kleine Stücke zerbrochen, und die Schiffsleute die das Hintertheil des Schiffs unterſuchten,

erſchtefen, das von den vier Ringen oder Haken, woran das Steuer hing, nur ein einziger ganz geblieben, und einer ſehr krumm gebogen ſey. Als das Schiff ausgeladen wurde, fand ſich, daß der Boden ganz zerſplittert war; man hatte alle Urſach zu vermuthen, daß der Kiel in nicht viel beſſerm Zuſtand ſeyn würde, und doch zog das Schiff zum allgemeinen Erſtaunen nicht viel Waſſer. Wäre es halb ſo gebrechlich geweſen als das königliche, mit dem wir den See hinauf fuhren, ſo wäre es wohl ohne Rettung verlohren geweſen. Man berathſchlagte was nun zu thun ſey. Dieſe Reiſe fortzuſetzen, daran war nicht zu denken. Die Frage war nur, wie man am ſchnellſten und beſten nach Malden zurück kommen könne. Ein amerikaniſcher Offizier hatte den Einfall, aus einem großen eiſernen Riegel neue Haken zu ſchmieden; man machte eine Art von Ambos aus übereinander gelegten Beilen, und zündete ein großes Feuer an; dann übernahmen wir einer nach dem andern die Rolle des Schmidts, und brachten in drei Stunden einen tüchtigen Haken zu Stande: Andere machten einen neuen Griff für das Steuerruder, indeß noch andere nach dem Tau und Anker fiſchten das vorher abgeſchnitten worden; und vor Abend war unſer Schiff wieder in ſo gutem Stande, daß wir ohne alle Gefahr damit nach Malden ſegeln konnten; einige Paſſagiere äußerten ſogar den Wunſch weiter zu gehen, der Kapitän meinte aber, daß das Wetter am andern Tage erſt darüber entſcheiden müße.

Früh am andern Morgen als wir noch in guter Ruhe lagen, hörten wir oben auf dem Verdeck fremde Stimmen, und waren nicht wenig erſtaunt bald in ihnen die Stimmen zweier jungen Freunde zu erkennen, die, ſo wie wir, eine Reiſe nach Nordamerika unternommen, und die wir von Philadelphia aus auf ihrer Reiſe nach den ſüdlichen Staaten einige Meilen

weit

weit begleitet hatten. Sie waren von Philadelphia nach Virginien, dann nach Kentucki gegangen, und hatten den Weg vom Ohio nach Detroit mit unendlichen Schwierigkeiten zu Pferde gemacht. Sie hatten ſich den Tag zuvor in einer kleinen Schaluppe, dem letzten Schiff was in dieſem Jahre noch abging, nach Fort Erie eingeſchifft, und waren in der Nacht widriger Winde halber in eben der Bai eingelaufen, wo wir einen Tag früher Schutz geſucht hatten. Der Befehlshaber der Schaluppe bot ſich an, bei uns zu bleiben, und uns in allem beizuſtehen, wenn unſer Kapitän mit ihnen den See hinunterfahren wollte. Dies Anerbieten wurde mit Dank angenommen.

Nach dem Frühſtück gingen unſere jungen Freunde und wir in einem kleinen Boote nach jenem Theil der Inſel, wo wir in ſo großer Gefahr geweſen waren. Wir fanden hier Ruder, Stangen, und allerhand Dinge, die über Bord geſchwemmt waren, in tauſend kleine Stücke zerbrochen, und es iſt wohl außer allem Zweifel, daß, wenn unſer Schiff hier geſcheitert wäre, wenigſtens zwei Drittheil von uns in den ungeheuren Brandungen zwiſchen den Klippen hätten umkommen müſſen. Wir ſtreiften den Tag über in den Wäldern herum, und erzehlten einander unſere Begebenheiten; gegen Abend gingen wir nach unſern Schiffen, und um Mitternacht ſtachen wir in See.

Alle Hoffnung an Presqu-isle zu landen war nun verſchwunden; der Kapitän wollte es mit ſeinem beſchädigten Schiffe nicht wagen, die Schaluppe aus den Augen zu verlieren, und wir mußten uns gefallen laſſen nach Fort Erie zurückzugehn, wo wir nach einer viertägigen ſehr unangenehmen und oft beunruhigenden Reiſe endlich glücklich landeten.

Unſere Freunde gingen gleich nach Newark, von wo ſie, wenn es die Jahreszeit noch zuließ, nach Kingſton ſegeln, und von da nach Unter-Canada gehn

wollten. Wir aber wollten auf einem andern Wege zurückgehen, als den wir gekommen waren, und ließen uns nach dem Buffalo-Creek überſetzen, in der Hoffnung, dort in dem indianiſchen Dorfe Pferde zu bekommen, um durch die Geneſee-Gegend zu gehen; zu unſerm Verdruß aber fanden wir, daß alle Indianer, welche Pferde beſaßen, ſchon ihre Jagdreiſen angetreten hatten. Unſer Dollmetſcher ſagte uns nun, wenn wir uns dazu bequemen wollten durch die Wälder bis nach den Niederlaſſungen der Weißen, von denen die nächſte etwa 90 Meilen entfernt wäre, zu Fuß zu reiſen, ſich gewiß hier einige Indianer dazu verſtehen würden, unſere Bagage bis dorthin zu tragen, und wären wir in den hintern Niederlaſſungen, ſo würden wir ohne Schwierigkeit Pferde bekommen. Wir gingen den Vorſchlag ein, und er wählte fünf Indianer, die uns führen ſollten, von denen einer ein Kriegsanführer war, auf den wir, wie er ſagte, das unbegrenzteſte Zutrauen ſetzen könnten, da er ein Mann von vorzüglich gutem Karakter wäre. Es wurde ausgemacht, daß jeder Indianer 5 Dollars nebſt Koſt und Branndtwein erhalten ſollte; und der Dollmetſcher, der ein Weißer war, rieth uns, ihnen von dem letzteren nie zu viel, ſondern ſo oft wir ſelbſt tränken, ein wenig zu geben, auch mit ihnen zu eſſen, und ſie ganz als unſeres Gleichen zu behandeln; ein Rath, den wir, nach allem was wir von den Indianern wußten, ſehr gut fanden. Nachdem alles in Richtigkeit gebracht war, kehrten wir nach Fort Erie zurück, befreiten uns von aller überflüſſigen Bagage, vermehrten den Vorrath, den der Kapitän E. . . als wir ſein gaſtfreies Dach verließen, uns gegeben hatte, und gingen den Abend wieder nach dem Dorfe am Buffalo Creek, wo wir die Nacht bleiben wollten, um den andern Morgen recht früh aufbrechen zu können.

Die Indianer waren bei Tagesanbruch da, ſie vertheilten die Bagage unter ſich, befeſtigten ſie in ihren Rahmen, und da ſie ganz reiſefertig waren, trat der Anführer hervor, und bat uns durch den Dolmetſcher, daß wir ihnen doch, ehe ſie den Weg anträten, etwas von dem köſtlichen Waſſer geben möchten, welches wir bei uns hätten, um ſich die Augen damit zu waſchen und den Nebel des Schlafs zu vertreiben, der ſie noch verdunkele, damit ſie uns mit Sicherheit den ſchwierigen Pfad durch die Wälder führen könnten, den wir jezt gehen müßten. In ſo figürlichen Ausdrücken fordern die Indianer immer Branndtwein. Wir gaben jedem, auch ihren Squaws und Kindern, die ſie mitgebracht hatten, um Theil an unſerer Güte zu nehmen, ein Glas voll, und gingen dann auf einem ſchmalen Fußſteig, den man des vielen welken Laubes wegen, womit der Boden bedeckt war, kaum unterſcheiden konnte, in den Wald hinein. Nachdem wir einige Meilen gemacht hatten, hielten wir an einem kleinen klaren Bächlein an und frühſtückten, an einem andern aßen wir Mittagbrodt, und an einem dritten lagerten wir uns die Nacht. Die Indianer wollten uns nach ihrer Weiſe ein Nachtlager bereiten; als wir aber unſer Zelt hervorſuchten, wußten ſie auch damit Beſcheid; ſie ſchnitten Pfäle und Pflöcke mit ihren Tomahawks, und da wir alle Hand anlegten, war das Zelt in 5 Minuten aufgeſchlagen. Einer unſerer Begleiter bat um einen Sack, lief damit ins Dickicht, und kam bald mit einer Menge der ſchönſten Gran-berries *), die ich je geſehen habe, zurück, und ein anderer brachte aus eigenem Antriebe einen Haufen dürrer Blätter ins Zelt, über die wir unſere Büffelhäute ausbreiteten, und das war für uns Arme, die wir einen ganzen Monat auf harten Brettern gelegen hatten, ein köſtliches Lager. Es iſt im

*) Eine Art großer Heidelbeeren Vaccinium macrocarpon.

Oberlande ſo allgemeine Sitte, daß jeder Reiſende ſein Bett bei ſich führt, daß wir ſelbſt im Hauſe unſeres Freundes E. . . Nachts keine andere Schlafſtätte hatten als den Boden eines geräumigen Zimmers, wo wir unſere Häute ausbreiteten. Die Indianer lagerten ſich am Feuer, und ſchliefen auf der bloßen Erde ohne alle Bedeckung. Mit Tages Anbruch brachen wir auf, und hielten den Tag über wieder an ſchönen klaren Wäſſerchen unſere Mahlzeiten.

Vom Buffallo=Creek bis zu dem Orte, wo wir die erſte Nacht kampirten, 25 Meilen ohngefähr, iſt der Boden flach und der Wald ſo dicht, daß man nach keiner Seite volle 100 Schritt vor ſich ſehen kann; unſere erſte Tagreiſe ward daher bald langweilig, reichlichen Erſatz aber gab uns der zweite Tag, denn nichts gleicht der Schönheit der Anſichten, die wir den ganzen Weg über hatten. Wir kamen hie und da an große offene Ebenen, von denen manche wohl 20 bis 25 Meilen im Umkreis hielt. Die Bäume am Rande, die ungehindert ihre Zweige ausbreiten konnten, hatten ganz den reichen üppigen Wuchs und das maleriſche Anſehen der unſrigen. Hier ſpringt der Wald in das offene Land vor, dort zieht ſich dieſes in den Wald hinein, ſo daß man Buchten und Vorgebirge zu ſehen glaubt, und einzelne Baumgruppen, die hie und da zerſtreut ſtanden, glichen ſchönen Inſeln. Wer das unendlich mannigfaltige Farbenſpiel der amerikaniſchen Wälder in dieſer Jahreszeit nicht ſelbſt geſehen, kann ſich in der That keinen Begriff davon machen, und wenn ein Mahler ſeine Landſchaft auf dieſe Art koloriren wollte, würde man es in Europa für unnatürlich halten.

Dieſe Ebenen ſind mit langem ſtarken Graſe bedeckt, das hoffentlich einſt großen Heerden zur Nahrung dienen wird; jetzt ſteht es ganz ungenützt da.

Durch das ganze nordweſtliche Gebiet der vereinigten Staaten, und ſelbſt oberhalb der Quellen des Miſſiſippi findet man ſolche Ebenen, und je weiter nach Weſten deſto größer ſind ſie. In dieſen weſtlichen giebt es ganze Heerden von Büffeln, Elennthieren und andern wilden, grasfreſſenden Thieren; ehedem fand man ſie auch im Gebiet von Neu-York auf dieſen Ebenen, ſie ſind aber ſchon ſeit langer Zeit aus dieſer Gegend verſchwunden, wahrſcheinlich, weil ſie von Indianern und Weißen zu ſehr verfolgt worden ſind.

Man iſt über die Urſache, warum auf ſo großen Strecken Landes, in einer ſo waldreichen Gegend keine Bäume gefunden werden, ſehr verſchiedener Meinung. Einige ſchreiben es der ſchlechten Beſchaffenheit des Bodens zu; andere behaupten, daß dieſe Ebenen ehedem eben ſo wie der andere Boden mit Holz bedeckt geweſen wären, welches nur entweder verbrannt, oder von Büffeln, Biebern und andern Thieren zerſtört worden wäre.

Es iſt bekannt, daß die Büffel die Rinde der Bäume abnagen, und daß ſie nicht nur die jungen Bäumchen, die aus dem Saamen aufſchießen, ſondern auch die Sprößlinge, die aus den Wurzeln alter Bäume ausſchlagen, ſehr gern freſſen. Auf dieſe Art können freilich auf großen Strecken alle Bäume abſterben, und da abgeſtorbenes Holz in Amerika im Freien ſehr bald fault, ſo kann es geſchehen, daß in wenigen Jahren keine Spur eines ſolchen Waldes übrig iſt. Ich für mein Theil pflichte aber doch der Meinung bei, daß der Mangel an Bäumen auf dieſen Ebenen der Unfruchtbarkeit des Bodens zuzuſchreiben ſey, der zwar oben durchaus aus einer lockeren ſchwarzen Erde beſteht, gräbt man aber einige Zoll tief, ſo kommt man auf einen kalten feſten Lehm. Auf Long Iſland in Neu-York ſind auch ſolche Ebenen wie im Hinterlande, und die holländiſchen Bauern, die verſchiedene Ver-

ſuche mit dem Boden angeſtellt haben, behaupten, daß er weder Weizen oder ſonſt eine Kornart, noch irgend etwas brauchbares tragen könne, als grobes langes Gras. Ich bin gewiß, daß es der nemliche Fall mit dem Boden in den weſtlichen Ebenen iſt.

Nachdem wir mehrere ſolcher Ebenen von verſchiedener Größe durchſchnitten hatten, kamen wir wieder in dichten Wald, nur daß kleine Hügel hier der Gegend mehr Mannigfaltigkeit gaben. Als wir gegen das Ende unſerer zweiten Tagereiſe im dickſten Walde auf den Gipfel eines ſolchen Hügels kamen, winkte uns unſer indianiſcher Anführer, China-Bruſtplatte, (ein Name, den er im amerikaniſchen Kriege deshalb bekommen, weil er eine Platte von Chinarinde als Zierrath auf der Bruſt trug) ihm etwas linker Hand vom Fußſteige ab zu folgen, und als wir einige Schritte gemacht hatten, befanden wir uns plötzlich am Rande einer großen tiefen Grube, die wie ein erſchöpfter Steinbruch ausſah, der ſchon ſeit vielen Jahren nicht bearbeitet worden. Die Grundfläche enthielt ungefähr zwei Morgen, und hatte eine zirkelförmige Geſtalt, die Seitenwände waren ſehr ſteil, und überall wenigſtens 40 Fuß hoch, an manchen Stellen aber viel höher; ziemlich in der Mitte der Grundfläche war ein großes ſtehendes Waſſer, an deſſen Rand ſo wie rund um die Grundfläche herum mehrere hohe Fichten ſtanden. Die Wände der Grube beſtanden aus einer weißlichen Subſtanz, die faſt wie halb gebrannter Kalkſtein ausſah, und oben am Rande lagen große Haufen einer lockern Materie wie Kalkſchutt. China-Bruſtplatte ſtand am Rande der Grube, und erzehlte uns eine lange Geſchichte, und ſprach, indem er weit in die Ferne zeigte, ſehr oft das Wort Niagara aus. Ob nun dieſe Erzehlung die Grube ſelbſt, oder den Niagarafall, deſſen Nebel man zu Zeiten wohl von der erhöhten Stelle wo er ſtand, mag

ſehen können, oder beides betraf, konnten wir nicht erfahren, da wir mit ſeiner Sprache eben ſo unbekannt waren als er mit der unſrigen, und obſchon wir ihm durch Zeichen zu verſtehn gaben, daß wir kein Wort von allem was er ſagte verſtünden, ſo ließ er ſich doch nicht ſtören, ſondern ſprach wohl eine Viertelſtunde ununterbrochen fort. Die Indianer hörten ihm mit vieler Aufmerkſamkeit zu, und ſeine Erzehlung ſchien ihnen äußerſt intereſſant zu ſeyn. Ich hätte ſchon eher bemerken ſollen, daß die Indianer ſowohl als die weißen Amerikaner das Wort Niagara ganz anders ausſprechen als wir. Die erſten legen den Ton auf die zweite Silbe, und ſprechen das ganze Wort ſehr voll und breit aus, etwa ſo: Ni-ahg-ärä. Die Amerikaner legen zwar auch den Accent auf die zweite Silbe, ziehn ſie aber nicht lang, und ſprechen übrigens das i wie ei und das a dumpf aus wie wir.

Am zweiten Abend ſchlugen wir unſer Lager auf einer kleinen Anhöhe auf, von wo wir eine ſehr romantiſche Ausſicht auf einen nicht ganz kleinen Fluß hatten, der ſich um den Fuß des Hügels wand, und ſo weit unſer Auge reichte, kleine Waſſerfälle bildete, indem er über größere und kleinere Felſenſtücke rollte. Als wir unſer Zelt wie gewöhnlich aufgeſchlagen hatten, zündeten unſere Indianer ein großes Feuer an, und bereiteten einige Eichhörnchen zu, welche wir am Rande der Ebenen getödtet hatten. Die Indianer hatten ſie auf dem Gipfel einer großen hohlen Eiche bemerkt, den Baum ſogleich mit ihren Tomahawks gefällt, und diejenigen von den kleinen Thieren, die ihren Hunden entkamen, wurden von unſern Büchſen getroffen. Die indianiſchen Hunde ſind langgeſtreckt, kurzbeinig, haben große aufrecht ſtehende Ohren und lange krauſe Schwänze, und unterſcheiden ſich von unſern gemeinen Schäferhunden vornemlich dadurch, daß ſie ſehr ſelten bellen. Sie ſind ſehr klug, und verſtehn

ſelbſt ein Paar leiſe geſprochene Worte ihres Herrn, ohne daß er ein Zeichen mit der Hand oder dem Kopf zu machen braucht.

Während die Eichhörnchen zubereitet wurden lief ein Indianer in den Wald, und brachte einige kleine Zweige, die einem Baum von der Weidengattung anzugehören ſchienen, ſchabte die Rinde ſorgfältig ab, trocknete dieſe auf einem Roſt, den er aus denſelben Zweigen verfertigte, über dem Feuer, zerrieb ſie dann mit den Händen, und rauchte ſie ſtatt Taback. Ueberhaupt rauchen die Indianer außer dem Taback die getrocknete Rinde mehrerer Bäume und vielerlei Arten von Blättern und Kräutern, unter denen die angenehmſten die Blätter des Sumachbaums (rhus toxicodendron) ſind. Dies iſt ein ſchönes Strauchwerk, deſſen Blätter denen der Eſche gleichen. Zu Ende des Herbſtes bekommen ſie eine hellrothe Farbe, dann werden ſie zum Gebrauch abgepflückt und an der Sonne getrocknet. Dieſe Blätter werden am häufigſten mit Taback vermiſcht, von den weißen Einwohnern geraucht. Unvermiſcht ſollen ſie der Lunge ſchädlich ſeyn. Sie geben, ſo lange ſie brennen, einen ſehr angenehmen Geruch. Die Blüthe des Baums iſt ein Büſchel dunkelrother Blümchen, die, wenn man ſie einige Minuten in eine Bolle Punſch hält, demſelben eine ſehr angenehme Säure geben. In den ſüdlichen Staaten bedient man ſich ihrer zu dieſem Behufe gewöhnlich; es iſt aber eine gefährliche Sache damit, da die Säure zwar ſehr angenehm für den Gaumen, aber doch von giftiger Beſchaffenheit iſt, und, wenn man ein wenig zu viel davon nimmt, die heftigſten Schmerzen in den Eingeweiden verurſacht.

Es fror die Nacht ziemlich ſtark und mit Tages Anbruch fingen wir unſere Reiſe damit an, daß wir durch den oben erwähnten Fluß wateten, was eben keine angenehme Sache war, da uns das Waſſer bis zum Gürtel reichte; dieſen und den folgenden Tag mußten

wir auf eben die Weiſe durch mehr anſehnliche Flüſſe waten.

Einige wenige Eichhörnchen waren die einzigen lebenden Weſen, die wir an dieſem Tage in den Wäldern ſahen; es herrſchte die gröſstmöglichſte Stille um uns her, nichts war zu hören als der Baumhacker, der mit ſeinem Schnabel an den hohlen Bäumen pickte. Ueberhaupt halten ſich die Vögel mehr in bewohnten Gegenden auf, nur ſelten trifft man deren im tiefen Walde.

Den dritten Abend kampirten wir wie gewöhnlich. Als wir an unſerm Ruheplatz ankamen, warfen die Indianer die Kleider von ſich, und wälzten ſich wie Pferde im Graſe, um ſich zu erfriſchen, denn der Tag war trotz des vorhergegangenen Nachtfroſtes ſehr heiß. Es ſtieß hier ein Trupp Seneka-Indianer zu uns, die nach einem Dorfe am Geneſee-River gingen. Frühmorgens brachen wir mit einander auf. Wir kamen wieder an offene Ebenen, die aber nicht ſo groß als die vorigen waren, und am Rande der einen ſahen wir endlich die erſte Hütte von Baumrinde, und vermutheten mit Recht, daß ſie bewohnt ſey. Wir gingen darauf zu, und waren nicht wenig erſtaunt zwei Männer darin zu finden, denen man gleich anſehen konnte, daß ſie keine Amerikaner wären. Aus der Unterredung ergab ſich, daß es zwei Engländer waren, die ſich in London als Kammerdiener eine Summe Geld zuſammengeſpart hatten, und damit nach Neu-York gegangen waren, wo ſie große Herrn zu werden hofften; ſie fanden aber bald, daß es in dieſer Stadt zu theuer für ſie wäre, und beſchloſſen ſich im Hinterlande niederzulaſſen. Land zu bekommen hatte keine Schwierigkeit: ſie geriethen aber leider an einen Wucherer, dem einige von dieſen Ebenen gehörten, und der ihnen den Vortheil, bereits gelichtetes Land zu kaufen, mit ſo anziehenden Farben mahlte, daß

ſie ihm ſogleich ein großes Stück für eine runde Summe abkauften. Aus den nächſten Niederlaſſungen, die übrigens zehn Meilen entfernt ſind, nahmen ſie zwei Leute mit, die ihnen die kleine Hütte erbauen halfen, und ſie mit dem Verſprechen verließen, ſehr bald zurück zu kommen und ein Blockhaus für ſie zu bauen. Sie hielten aber nicht Wort, und dieſe Unglücklichen, die nicht verſtanden, die Axt zu führen oder das geringſte mit eigenen Händen zu verrichten, ſaßen nun betrübt in ihrer Hütte und zehrten von einem kleinen Vorrath, den ſie mitgenommen hatten, und mit dem es bereits gar ſehr auf die Neige ging. Die Leute in den Niederlaſſungen, mit denen wir davon ſprachen, lachten ſie wegen ihres Unverſtandes gewaltig aus; und wirklich gaben ſie einen ſprechenden Beweis, wie thöricht es iſt ſich in Amerika niederlaſſen zu wollen, ohne vorher mit dieſem Lande bekannt zu ſeyn, und alle ländliche Arbeiten ſelbſt verrichten zu können.

Bald nachdem wir die Hütte verlaſſen hatten, bemerkten wir mit Schrecken an einem unſerer Indianer deutliche Zeichen der Trunkenheit. Wir unterſuchten unſer Branndtweinfaß und fanden es ganz ausgeleert. Die ganze Reiſe hindurch hatten wir ein wachſames Auge darauf gehabt; da wir aber nun beinahe am Ende und überdem mit der Aufführung der Indianer ſehr zufrieden waren, hatten wir nicht ſo genau darauf geachtet; indeß hatten wir es kaum fünf Minuten aus den Augen gelaſſen, und doch war es in dieſer Zeit aufgebrochen und bis auf den letzten Tropfen geleert worden. Der betrunkene Indianer war voraus gegangen, er taumelte von einer Seite zur andern, ſtand dann ſtill, zog ſein Skalpiermeſſer, was ſie immer an der Seite tragen, und ſchwang es mit drohenden Gebehrden. Man muß bei ſolchen Gelegenheiten nur Muth und Entſchloſſenheit zeigen, denn das

geringſte Zeichen von Furcht macht einen betrunkenen Indianer nur noch wilder und wüthender; ich ging alſo auf den Menſchen zu, faßte ihn bei der Schulter, ſtieß ihn vorwärts und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß, wenn er ſich nicht ordentlich aufführte, ich ihn vor den Kopf ſchießen würde. Meine Gefährten unterſuchten den Zuſtand der andern Indianer, und zum Glück hatte der Brandtwein auf dieſe nicht ſo ſtark gewirkt; doch fing einer an widerſpenſtig zu werden, warf ſein Bündel ab und wollte nicht weiter gehen. Ein Paar Worte des Anführers aber brachten ihn wieder zur Ordnung. Als ſie den betrunkenen Indianer ſahen, riefen ſie alle: „Kein guter Indianer! kein guter Indianer!“ und gaben durch Zeichen zu verſtehen, daß er allein allen Brandtwein getrunken habe; ein anderer aber, der das Faß trug, und auch wohl alle übrigen hatten mehr oder weniger Theil an dem Raube genommen. Am meiſten mochte aber freilich der eine getrunken haben, der auch bald ſprachlos unter ſeiner Laſt niederfiel. Die andern nahmen ſie ihm ab, vertheilten ſie unter ſich, und ſchleppten ihn abſeits in den Buſch, wo ſie ihn ſeinem Schickſal überlieſſen.

Gegen Mittag erreichten wir den Geneſee-Strom, an deſſen entgegengeſetztem Ufer das Dorf lag, wo wir Pferde zu bekommen hofften. Wir gingen in Kanots über den Fluß, und quartierten uns vorſetzlich in einem Hanſe am äußerſten Ende des Dorfes ein, wo nicht Platz genug war um die Indianer auch aufzunehmen, indem wir wohl wußten, daß ſie für das Geld, welches ſie von uns bekamen, Brandtwein kaufen, und dann ſehr unangenehme Geſellſchafter ſeyn würden. Wir entließen ſie hier und zahlten ihnen ihren verſprochenen Lohn. Sie nahmen ſehr herzlich Abſchied von uns, nicht wie gemiethete Laſtträger von ihren Herren, ſondern wie Freunde, die uns beige-

ſtanden hatten und ſich ungern von uns trennten. Gegen Abend hörten wir ſchon, daß ſie alle tüchtig betrunken wären, ſich einander prügelten und mit ihren Meſſern ſchrecklich zurichteten. Sonderbar iſt es, daß ſie die Beleidigungen und den Schaden, den ein wirklich Betrunkener ihnen zufügt, nie rächen, ſondern alles Unheil dem Branndtwein zuſchreiben und gegen ihn ſich in Flüchen ergießen.

Das Dorf wo wir anhielten, beſtand aus acht bis neun zerſtreuten Häuſern; im beßten wohnten wir, es gehörte einer Familie aus Neu-England, welche vor ohngefähr ſechs Jahren ſich an dieſem Ort niedergelaſſen hatte, der damals noch ganz mit Waldung bedeckt und 150 Meilen von der nächſten bewohnten Gegend entfernt war; jetzt ſind mehrere Niederlaſſungen in der Gegend. Das Haus iſt bequem und gut gebaut, die Leute höflich und anſtändig, und von gutem Ruf. Dies iſt bei den erſten, die ſich irgendwo an der Grenze niederlaſſen, etwas ſehr ſeltnes; gewöhnlich ſind es mürriſche rohe Menſchen, der Auswurf der Geſellſchaft, die ſich in den Wäldern vergraben, als wollten ſie ihren Mitmenſchen entfliehen; da bauen ſie ſich dann ſchlechte Wohnungen, machen gerade ſo viel Land urbar, als ſie und ihre Familie brauchen, und verſchaffen ſich den größten Theil ihrer Nahrung mit der Flinte. Dieſen kauft nach einiger Zeit gewöhnlich eine andere ſchon etwas weniger rohe Klaſſe von Koloniſten aus, welche mehr Land urbar machen, und ſchon mehr vom Ackerbau als von der Jagd leben; die dritten Beſitzer bauen dann beſſere Häuſer, und betreiben auch den Ackerbau beſſer. Sobald auf dieſe Art jene erſten Koloniſten ihre elenden Wohnungen mit Vortheil verkauft haben, ziehn ſie ſich noch tiefer in den Wald, um ſich wiederum einen eben ſo wilden unfreundlichen Aufenthalt zu ſuchen, als ſie ſelbſt ſind, und dieſe zügelloſen Menſchen ſind eben, die in das Gebiet der Indianer eindringen, und an allen Feindſeligkeiten zwiſchen

dieſen und den Weißen Schuld ſind. Ich fand, daß in dieſem Theile des Landes die Leute ihren Wohnort ſehr oft verändern, und kaum habe ich einen Menſchen hier angetroffen, der nicht ſieben bis achtmal in dieſem Falle geweſen wäre.

Wir fanden in dieſem Dorfe am Geneſee-Strom nur ſehr elende Pferde, und da uns die Fußreiſe durch die Wälder ſchon Geſchmack am Gehen beigebracht hatte, beſchloſſen wir auf eben die Art weiter zu reiſen, und nur für unſere Bagage Pferde zu miethen. Wir mietheten deren zwei, und einen Jungen, um ſie zu führen, und brachen, am zweiten Morgen nach unſerer Ankunft in dieſem Dorfe, nach Bath auf.

Die Gegend zwiſchen beiden Orten iſt eine beſtändige Abwechſelung von Thälern und Hügeln, und von den Gipfeln der Letztern hat man große maleriſche Anſichten des Geneſee-Fluſſes und der anliegenden Ebenen. Vorzüglich ſchön iſt die Ausſicht in dem ſchönen großen Hauſe des Major Wadſworth, das auf einem dieſer Hügel gebaut iſt. Man ſieht den Fluß, deſſen Ufer mit dem ſchönſten Gehölz bewachſen ſind, auf mehrere Meilen weit ſich durch eine ſchöne fruchtbare Ebene ſchlängeln; jenſeits derſelben zu beiden Seiten des Fluſſes erheben ſich blaue ſehr maleriſche übereinander gethürmte Hügel; dies alles zuſammen genommen macht eine gar ſchöne Landſchaft. In der Nähe des Hauſes ſelbſt aber hat man ſich alle Mühe gegeben die Schönheit der Anſichten zu vermindern. Die Bäume umher ſind gefällt, und ſtatt eines ſchönen Raſenplatzes, wozu der Boden vorzüglich gut geartet zu ſeyn ſcheint, liegt gerade vor dem Hauſe ein Weizenfeld, und am Fuße des Hügels, ohngefähr 600 Fuß weit vom Hauſe, hat der Major angefangen eine Stadt zu bauen, die ihm, wenn ſie fertig ſeyn wird, alle Ausſicht benehmen muß. Das iſt ſo recht im amerikaniſchen Sinn, wo Naturſchönheiten nichts

gelten, und man nur den Fleck bewundert, der dem Eigenthümer am meiſten einbringt.

Die Ebenen am Geneſee haben den beſten Boden, den ich in Nordamerika öſtlich vom Ohio gefunden habe. Weizen wächſt nicht darauf, wie Ich ihnen ſchon geſagt habe, der Boden iſt aber auch durch die häufigen Ernten von Mais und Hanf, die Jahr vor Jahr darauf gewonnen werden, gar nicht erſchöpft. Man ſchreibt dieſe große Fruchtbarkeit den jährlichen regelmäßigen Ueberſchwemmungen des Geneſee zu, deſſen Waſſer bei ſeinem Abfluß eine große Menge Schlamm zurückläßt. Dieſer Fluß hat ſeinen Namen von einem hohen Hügel im Indianer Gebiet, den die Indianer Geneſee nennen, was in ihrer Sprache ſo viel bedeutet, als: eine große weite Ausſicht. Er ergießt ſich in den Ontario, iſt etwas über 100 Meilen lang, aber beim gewöhnlichen Waſſerſtande nur die letzten 40 Meilen ſchiffbar; doch kann man auch dann nicht ununterbrochen bis in den See hinunterfahren, weil der Fluß 10 Meilen oberhalb ſeiner Mündung drei anſehnliche Waſſerfälle bildet, von denen der größte 90 Fuß ſenkrechte Höhe haben ſoll. Die Hügel in der Gegend des Fluſſes ſind alle ſteinicht und unfruchtbar, die Thäler hingegen durchaus ſehr fruchtbar und mit den ſchönſten großen Bäumen bewachſen.

Ungeachtet das Land hügelicht, und weder der Sommer ſo heiß noch der Winter ſo ſtreng iſt, als nach dem Meere zu, indem der Schnee ſelten länger als ſechs bis ſieben Wochen liegen bleibt; ſo iſt doch die ganze Gegend hier ſehr ungeſund, und kaum bleibt Eine Familie von den bösartigen Fiebern verſchont, die im Herbſte wüthen. Die Einwohner ſagten mir, daß die Fieber überhaupt, beſonders aber die Bösartigkeit derſelben in den letzten Jahren ſehr abgenommen hätten; und dies ſchreiben ſie dem Lichten der Wälder zu. Es iſt bekannt, daß viele Gegenden, welche ſehr geſund

waren, ehe die Wälder gelichtet worden, und die es auch wieder wurden, nachdem ſie ganz gelichtet und bewohnt worden ſind, anfänglich als zuerſt der Wald ausgehauen wurde, ſehr ungeſund waren; und dies leitet man von den Dünſten her, die aus dem Boden aufſtiegen, als er zuerſt den heißen Sonnenſtrahlen ausgeſetzt wurde, die ſich aber, aus Mangel eines freien Luftzuges, nicht gehörig zerſtreuen konnten. Soviel indeß hier auch für die Geſundheit zu beſorgen ſeyn mag, ſo hält dieß doch die Menſchen nicht ab, ſich in großer Anzahl hier niederzulaſſen, und wenig Theile von Nordamerika können ſich einer ſo ſchnellen Aufnahme rühmen, als die Gegend am Geneſee ſeit den letzten vier Jahren.

Auf unſerm Wege nach Bath kamen wir durch mehrere neu angelegte kleine Städte, die aus recht niedlichen und bequemen Häuſern beſtanden. Die Wohnungen der Landleute aber waren größtentheils ſo elend als möglich; diejenige, wo wir die Nacht zubrachten, hatte weder Fenſter noch Schornſtein, ſondern ein großes Loch an einer Seite eines Daches vertrat die Stelle von beiden — wenn man die Thür ausnimmt, die in einem ſolchen Zuſtand war, daß Luft und Licht hindurchdringen konnte. Wir hatten uns auf unſere Häute am Feuer gelagert, und wurden von dem hineindringenden Schnee, der gerade ſehr ſtark fiel, über und über bedeckt.

In einigen Häuſern bekamen wir unterweges viel Wildpret, gute Butter, Milch und Brod, in andern dagegen war gar nichts zu haben. In einem Dorfe von drei oder vier Häuſern verſicherten uns die Leute, daß ſie kaum Milch und Brod genug für ſich ſelbſt hätten; wirklich bewies auch die kärgliche Mahlzeit, zu der ſie ſich hinſetzten, ihre Ausſage zur Genüge, und wir mußten neun Meilen weiter gehen, ehe wir unſern Hunger ſtillen konnten.

Der tiefe Schnee verzögerte am andern Morgen unſere Reiſe durch den Wald, aber vor Abend noch war er ganz verſchwunden, und wir erreichten am dritten Tage, nachdem wir das Ufer des Geneſee verlaſſen hatten, den Ort unſerer Beſtimmung.

Sieben und dreißigſter Brief.

Bath. — Spekulanten. — Reiſe zu Waſſer. — Beſchreibung des öſtlichen Arms des Susquehannah. — Nachrichten von der herrenhutiſchen Niederlaſſung zu Bethlehem. — Rückkehr nach Philadelphia.

Philadelphia, im November.

Bath iſt eine Stadt mit einem Militär-Poſten und der vorzüglichſte Ort im weſtlichen Gebiet von Neu-York. Dieſer Ort iſt erſt ſeit drei Jahren angelegt, nimmt aber ſehr ſchnell auf. Es giebt dort mehrere wohlverſehene Magazine und Waarenlager, und ein Wirthshaus ſo gut als eins in ganz Amerika. Die Stadt iſt von einem Manne, der ehemals Kapitän in engliſchen Dienſten war, gegründet, demſelben, der auch Williamsburgh und Falkners-Town angelegt hat, und dem nebſt noch einigen Andern dieſe ganze Gegend, die unter dem Namen der Geneſeegegend oder des Seen-Diſtrikts (von den vielen kleinen Seen, die darin liegen) bekannt iſt, ihre Kultur verdankt.

Dieſer Mann hatte nicht weniger als 6 Millionen Morgen Landes in Kommiſſion, die größtentheils einem Manne in England gehörten. Bei Veräußerung der-

derſelben ging er ſo zu Werke, daß er ſolchen Leuten, welche ſich anbauen und das Land ſelbſt urbar machen wollten, kleine Stücken Landes auf langen Kredit gab, denen hingegen, die bloß auf Spekulation kauften, größere Strecken auf kürzern Kredit; in beiden Fällen ließ er ſich das Land ſelbſt zur Sicherſtellung des Kaufgeldes verpfänden, ſo daß wenn das Geld nicht zur beſtimmten Zeit ausgezahlt ward, er dennoch keinen Verluſt haben konnte, ſondern vielmehr in dem wahrſcheinlicheren Falle, daß es ſchon urbar gemacht war, beträchtlich gewinnen mußte. Ferner, wenn es Jemand, der ſich anſetzen wollte, an Geld zum Bau des Hauſes und zu den erſten Wirthſchaftsbedürfniſſen fehlte; ſo ſchoß er ihm, da er ein großes Kapital in Händen hatte, das Nöthige vor, oder ließ ihm ſein Haus von ſeinen Handwerkern bauen, denn es ſtanden immer eine große Anzahl in ſeinem Lohne, und ließ ſich darüber eine zinstragende Verſchreibung auf drei, vier und mehrere Jahre ausſtellen. War der Schuldner zur Verfallzeit nicht im Stande zu bezahlen, ſo fiel das Haus, welches eben ſo wie das Grundſtück ſelbſt verpfändet war, an ihn zurück, und dies mit dem, wenigſtens zum Theil, urbar gemachten Lande, war gewiß immer mehr werth als die darauf vorgeſchoſſene Summe: allein wer auf dieſe Art in Amerika Land zu einem mäßigen Preiſe annimmt, iſt bei einigem Fleiß gewiß im Stande, ſein Grundſtück und ſein Haus zur beſtimmten Zeit zu bezahlen. Man ſagte mir, daß der Kapitän in ſolchen Verſchreibungen von Perſonen, denen er Land verkauft hat, das ungeheure Kapital von zwei Millionen Dollars beſitze; und da die erſte Auslage für den Morgen Landes nicht mehr als einige Groſchen betragen kann, ſo muß der Gewinn auſſerordentlich ſeyn.

Es iſt zum Erſtaunen wie viele Menſchen durch dieſe vortheilhafte Bedingungen, die ſonſt nirgends in den vereinigten S[illegible] angeboten werden, bewogen worden ſind, ſich [illegible]neſee niederzulaſſen, und noch jährlich laſſen ſich [illegible] hier nieder, da noch nicht der dritte Theil des Bodens verkauft iſt.

Sie können denken, daß die billigen Preiſe eine Menge Spekulanten, die man übrigens in Amerika überall ſehr häufig antrifft, nach dieſer Gegend zieht. Wirklich kommt man durch keine noch ſo kleine Stadt, ja durch kein Dorf, wo man nicht mehrere von ihnen anträfe; und jeder etwas anſehnliche Ort wird durch ſie ein Sitz des Müßiggangs und der Zerſtreuung. Folgenden Brief, der im Namen eines Landmanns geſchrieben iſt, und in einer Zeitung ſtand, die in Wilkesbarre am Susquehannah herauskommt, theile ich Ihnen hier wörtlich mit; er wird Ihnen eine genauere Schilderung von den erwähnten Spekulanten machen, als ich es kann.

An die Herausgeber der Wilkesbarrer-Zeitung.

Meine Herren!

„Es iſt ſchrecklich anzuſehen, mit welcher Gewalt der Spekulazionsgeiſt um ſich greift, und wie der ehrliche Fleiß, mit allen ſtillen Tugenden, die ihn begleiten, unterdrückt wird, und aus der Mode kommt. Eben ſo ſehr iſt es zu bedauern, daß in den neuen Niederlaſſungen Zerſtreuungen und Müßiggang früher eingeführt werden als Betriebſamkeit und Wirthſchaftlichkeit. Mein Sohn, der ſo eben von den Seen oder dem Geneſee (obſchon er beides nicht geſehen hat) zurückkommt, giebt mir zu dieſen Betrachtungen Anlaß. Er war in Bath, in dem berühmten Bath, und iſt jetzt

als ein Spekulant und ein großer Herr zurückgekommen, nachdem er ſein Geld durchgebracht, mein Pferd vertauſcht, und ſich das Fieber, und, was noch ärger iſt, die Landwuth geholt hat.

Wir können jetzt in ſeiner Raſerei nichts aus ihm herausbringen, als Kapitän William — Wanderungen — Townſhips — Zahlen — Tauſend Morgen — Hundert Morgen — Bath — Meſſe — Börſen — Fieber u. d. gl. Mein Sohn hat Theil an einer Townſhip, und es iſt ſpaßhaft genug anzuhören, wie er ſie beſchreibt. Kurz dieſe Townſhip liegt nahe an Bath, ſie gehörte dem Kapitän, der ſie lange Zeit für ſich gehalten hat, mein Sohn hat den Morgen nur mit fünf Dollars bezahlt, er konnte eine Minute nachher ſechs und einen halben bekommen; aber er beſteht auf acht. Etwas hat mein Sohn für ſich, daß er nemlich auf ſechs Jahr Kredit hat, und noch etwas — daß er nemlich keinen Groſchen im Vermögen hat, und auch wohl nie haben wird. Vor ſeiner letzten Reiſe war er ein fleißiger arbeitſamer Junge, und in meinem Hauſe zufrieden, jetzt iſt an keine Arbeit mehr zu denken, und ich kann ihn nicht zu Hauſe halten. Die goldnen Träume winken ihn nach Bath, wo, wie er mir ſagt, man weder arbeitet, noch hungert, und wenn man auch neun Monate im Jahre das Fieber hat, man doch wenigſtens die andern drei nach der Mode leben kann."

Hannover, den 25ſten Oktober 1796. Ein Bauer.

Bath liegt in einer Ebene und iſt auf drei Seiten von mäßigen Hügeln umgeben. Die Ebene iſt faſt ganz gelichtet, die Hügel ſind aber noch mit Wäldern bedeckt, was von der Stadt aus eine ſehr angenehme Anſicht gewährt. Am Fuß der Hügel fließt über ein Kieſelbett

ein klarer Bach, der Conhocton-Creek heißt. Dicht oberhalb der Stadt iſt ein Waſſerfall in dieſem Bach, an dem ſehr große Mahl- und Sägemühlen liegen. Die größte Säge in der letzten, that, als wir die Mühle beſuchten, 120 Züge in einer Minute, und durchſchnitt dadurch ſieben Quadratfuß ſtarkes Eichenholz; doch ſagte uns der Müller, daß es bei hohem Waſſer noch viel ſchneller ginge.

Der Conhocton fließt an 20 Meilen unterhalb Bath in den Tyoga, der ſich, nach einem Lauf von 30 Meilen, in den öſtlichen Arm des Susquehannah ergießt. Während der Fluth kann man in leichten Bateaux ohne Unterbrechung auf dem Conhocton, Tyoga und Susquehannah, von Bath bis nach der Cheſapeak Bay fahren, und auch im Herbſt iſt das Waſſer, ſchon von Bath aus, wenigſtens für Kanots hoch genug, dieſes Jahr aber hatte der Conhocton wegen der großen Dürre, ſelbſt für die kleinſten Kanots, nicht Waſſer genug, und wir mußten unſern Plan, von Bath aus zu Waſſer zu gehen, aufgeben, und unſere Reiſe zu Fuß längſt den Ufern des Fluſſes fortſetzen, bis wir etwa 30 Meilen von Bath an ein kleines Dorf von acht bis zehn Häuſern, Newtown genannt, kamen. Hier war das Waſſer tief genug, und die Leute ſagten uns, daß, zwei ſchmale ſeichte Stellen weiter hinunter ausgenommen, es überall tief genug für Kanots ſey. Wir beſchloſſen uns ſelbſt zu fahren, und da wir mit den Bedienten unſerer fünf waren, kauften wir ein Paar Kanots, banden ſie zuſammen, um ihnen mehr Sicherheit zu geben, und ſchifften uns ein.

Es war an einem ſchönen klaren aber kalten Tage um drei Uhr Nachmittags, als wir das Dorf verließen. Da der Strom ſehr ſtark war, hofften wir noch vor Abends ein Wirthshaus zu erreichen, das ſechzig Meilen unterhalb Newtown am Ufer liegen ſollte.

Die erſten zwei Meilen ging es vortrefflich, dann aber ward der Fluß ſo ſeicht, daß wir nur mit großer Mühe vorwärts kamen. Unſere Kanots ſtießen oft auf den Grund auf, und wir brachten ſo viel Zeit damit hin ſie immer wieder flott zu machen, daß es Abend wurde, ehe wir zwei Drittel unſers Wegs zurückgelegt hatten. Das Wetter änderte ſich jemehr die Nacht herankam, es fiel ein ſtarker Hagel, der Mond war von dicken Wolken verdunkelt, und unſere Kanots, die wir dem Strom überlaſſen mußten, weil wir den Weg nicht ſehn konnten, trieben auf eine Sandbank mitten im Fluß. Wir gaben uns alle Mühe ſie wieder flott zu machen, gaben ihnen aber unglücklicherweiſe im Finſtern eine falſche Richtung, und ſie geriethen ſo tief in den Sand, daß wir ſie mit allen unſern Kräften nicht von der Stelle bringen konnten. Es blieb uns nun nichts übrig als ins Waſſer zu ſpringen und die Schultern anzuſetzen; wir banden die Kanots von einander, um ſie beſſer handhaben zu können, und es gelang uns bald das eine wieder ins tiefe Waſſer zu bringen; allein die Gewalt des Stromes riß es ſogleich fort trotz aller unſerer Anſtrengung es feſt zu halten, durch die wir leider nichts ausrichteten, als daß es faſt ganz voll Waſſer wurde. So hatten wir alſo das eine von unſern Kanots nebſt einem großen Theil unſerer Bagage verloren, denn anders konnten wir doch nicht glauben, und konnten nichts thun als mit dem andern deſto vorſichtiger umgehen. Wir kehrten alſo zur Sandband zurück, trugen alles, was in unſerm Kanot war, auf den Schultern ans Ufer, welches noch ſechzig Schritte weit entfernt war. Sie können denken, daß dies nichts Leichtes, und noch weniger etwas Angenehmes war, da uns das Waſſer bis an den Gürtel reichte, und der Strom ſo ſtark war, daß wir uns kaum aufrecht halten konnten. Nachdem das Kanot ausgeleert war,

zogen wir es ſo nahe als möglich nach dem Ort hin, wo der Strom das andere fortgeführt hatte, einer von uns ſetzte ſich mit einem Ruder hinein, und ſo überließen wir es dem Strome, in der Hoffnung, daß er es dem andern nachführen würde, und wir ſo vielleicht auch jenes mit ſeiner Ladung noch wieder bekommen könnten. In wenig Augenblicken war unſer Gefährte uns aus den Augen, denn der Mond ſchien nur ſchwach durch die Wolken, und wir waren nicht wenig beſorgt um ihn, da wir alle mit dieſem Fluß unbekannt waren. Zu unſerer großen Freude aber hörten wir nach einigen Minuten von fern ſeine Stimme; wir gingen ihr längs dem Ufer nach, fanden ihn mit ſeinem Kanot wohlbehalten neben dem verlornen, und waren ſehr erfreut unſere Mantelſäcke, obſchon völlig durchnäßt, noch darin zu finden. Nur die Kleidungsſtücke, die wir, ehe wir ins Waſſer gingen, abgelegt hatten, und einige andere Kleinigkeiten, waren fortgeſchwemmt worden.

Es fror nun ſo ſtark, daß unſere Mantelſäcke und die naſſen Kleider in wenigen Minuten mit einer Eisrinde überzogen, und unſere Glieder faſt ganz erſtarrt waren. Wir ſehnten uns nach einem Obdach, wollten aber doch erſt unſere Bagage in Sicherheit bringen, wozu uns eine tiefe Höhlung unter einigen umgefallenen Bäumen ein ſchicklicher Ort ſchien. Wir trugen alles da hinein, bedeckten es mit Blättern, und gingen nun vorwärts. In dem Walde, wo wir ausſtiegen, war kein Fußſteig zu ſehen, und wir mußten uns faſt eine Meile längs dem Ufer durchs Dickicht ſchlagen, ehe wir einen Weg fanden, der uns jedoch auch nur auf ein elendes Blockhaus zuführte, wo wir auch nicht die allergeringſte Bequemlichkeit fanden, und gern weiter gingen als man uns ſagte: wenn wir den Fußſteig durch den Wald noch eine Meile verfolgten, würden wir auf einen Fahrweg kommen,

wo ein Haus wäre, in welches man uns wahrſcheinlich aufnehmen würde. Wir erreichten das Haus, wurden eingelaſſen, und die wohlthätige Flamme eines großen Kaminfeuers hielt uns bald für die Unfreundlichkeit des Wetters ſchadlos. Kälte und Ermüdung hatten uns nicht wenig hungrig gemacht, und kaum hatten wir uns etwas ausgewärmt, ſo fragten wir, ob den wohl für den Hunger etwas zu haben wäre. Wenn Sie in England irgendwo einen ganzen Hammel oder ein Rind zum Abendbrodt verlangt hätten, hätte der Wirth nicht verlegener ſeyn können als den unſrigen die bloße Frage nach etwas zu eſſen machte; er meinte, die Frauen wären ſchon zu Bette, er könne die Schlüſſel nicht finden, und glaube auch überhaupt nicht, daß etwas in der Speiſekammer ſey. Lebensmittel wären hier knapp, und wenn er uns etwas gäbe, ſo hätten er und ſeine Familie den andern Morgen kein Frühſtück. Wir baten ihn aber ſo dringend, und mahlten ihm unſer Bedürfniß ſo lebhaft, daß er ſich endlich bewegen ließ; er fand die Schlüſſel, öffnete die Speiſekammer, und brachte, um 5 junge ſtarke Männer zu ſättigen, zwei Brodkuchen, jeder wie eine Hand groß, und anderthalb Maaß Milch hervor, mit der Verſicherung, daß er uns durchaus nicht mehr geben könne, da ſeine Frau es ihm nie verzeihen würde, wenn er das Frühſtück für den andern Morgen weggäbe. Was war zu machen, wir mußten uns mit dem wenigen begnügen, und legten uns auf unſere Häute, die wir mitgebracht hatten, zur Ruhe nieder.

Da wir den andern Morgen ſahen, daß die Leute wirklich kaum für ſich ſelbſt genug zu eſſen hatten, und wir alſo leer ausgehen müßten, brachen wir auf, und gingen nach dem erſten kleinen Hauſe zurück, wo wir die Nacht vorher angepocht hatten, in der Hoffnung, hier etwas zu eſſen zu finden, aber auch hier war nichts zu haben, indeß erbot ſich die Frau vom

Hauſe, wenn wir eine Stunde warten wollten, uns von ihrem kleinen Mehlvorrath einen Brodkuchen zu backen. Wir nahmen das gütige Anerbiethen an, und baten nur ihn recht groß zu machen. Unterdeſſen ſahen wir uns nach unſern Kanots und der Bagage um. Wir fanden beides noch an der alten Stelle, ſchifften uns jetzt ſchnell ein, und kehrten nach dem Hauſe zurück, wo uns das Frühſtück erwartete. Die Leute waren erſtaunlich höflich und gefällig, ſie halfen uns neue Ruder machen, und waren für die Kleinigkeit, die wir ihnen über ihre Forderung gaben, gar ſehr dankbar.

Wir haben in der Folge noch oft auf der Fahrt den Susquehannah hinunter, ähnlichen Mangel an Nahrungsmitteln gefunden. An einem Morgen, nachdem wir 4 bis 5 Meilen in unſern Kanots gemacht hatten, hielten wir ſehr hungrig an einem Hauſe an, um zu frühſtücken, es war aber nichts zu haben, als einige Kartoffeln, die eben am Feuer geröſtet wurden. Die Leute gaben uns zwei oder drei, und verwieſen uns nach einigen Häuſern am andern Ufer, wo wir aber eben ſo wenig fanden; und auf die Frage, wo denn wohl etwas zu bekommen ſeyn würde, ſagte uns eine alte Frau, daß wir 4 Meilen weiter hinunter in einem Dorfe ein Haus finden würden, wo man ſich, wie ſie glaube, „Eßwaaren hielte". Das war ihr eigener Ausdruck, der mir ſo merkwürdig ſchien, daß ich mir ihn ſogleich notirte. Wir erreichten das Haus, fanden da wirklich Proviſion aller Art, und verſahen uns nicht nur für den Augenblick, ſondern nahmen etwas anſehnliches auf den Nothfall mit, was uns auch ſehr zu Statten kam. — Doch ich lenke wieder ein.

Nach dem Frühſtück ſetzten wir unſere Reiſe auf dem Fluß fort, mußten aber auf einem Wege von 7 Meilen wohl zwölfmal ausſteigen und im Waſſer wa-

ten, um die Kanots über ſeichte Stellen zu ziehn, und waren, als wir den Nachmittag an einem Hauſe landeten, dieſer Waſſerfahrt ſo herzlich müde, daß wir gewiß unſere Kähne im Stich gelaſſen haben würden, wenn nicht zwei Männer ſich erboten hätten, ſie bis an die Mündung des Tyoga zu fahren, von wo an wir tieferes Waſſer zu finden hofften.

Früh am Morgen fuhren die Leute ab, wir folgten ihnen einige Stunden ſpäter längs dem Ufer, und Sie können denken wie ſchwierig die Schifffahrt war, da wir Tyoga-Point, oder Lochartsburg, einen kleinen Ort an der Mündung des Fluſſes, mehrere Stunden früher als jene erreichten. Zu unſerm großen Leidweſen hörten wir hier, daß der Susquehannah, der in dieſer Jahreszeit gewöhnlich für Boote, die 4 Fuß tief gehn, ſchiffbar iſt, jetzt faſt ſo klein als der Tyoga ſey, ſo daß er an manchen Stellen, vorzüglich bei den Strudeln, kaum ſo viel Waſſer habe, daß ein flaches Kanot über die Felſenſtücke kommen könne, deren es ſo viele in dieſem Flußbett gäbe; kurz, wir erfuhren, daß es jetzt äußerſt gefährlich ſey, den Fluß zu befahren, wenn man des Weges nicht ganz kundig ſey. Zum Glück fanden wir bald einen geſchickten Schiffer, und nachdem wir auf ſein Anrathen unſere beiden Kanots gegen ein ſehr großes vertauſcht hatten, machten wir uns von neuem auf die Reiſe.

Von Lochartsburg nach Wilkesbarre, oder Wyoming, an der Südoſtſeite des Susquehannah ſind ohngefähr 90 Meilen, die man, wenn das Waſſer hoch und der Strom ſtark iſt, wie er im Früh- oder Spätjahr zu ſeyn pflegt, gewöhnlich in Einem Tage machen kann, wir aber brauchten jetzt wegen des niedrigen Waſſers nicht weniger als 4 Tage, ob wir gleich unſer Beſtes thaten. An manchen Stellen war der Strom ſehr reißend; ſo wurden wir, zum Beiſpiel, bei den

Wyaluſingfällen in einer Viertelſtunde 3 bis 4 Meilen weit getrieben, an andern dagegen, wo das Waſſer tief iſt, floß es ſo langſam, daß wir uns fortrudern mußten. Das Flußbett iſt voll Felſenſtücke und Kies, und das Waſſer iſt an manchen Stellen, wo es wohl 20 Fuß tief iſt, ſo klar, daß man jedes Kieſelſteinchen auf dem Grunde unterſcheiden kann. Die Breite des Fluſſes beträgt abwechſelnd von 150 bis 900 Fuß, und überhaupt hat in ganz Amerika kein Strom einen ſo unregelmäßigen Lauf; denn er hat ſo ſtarke Krümmungen, daß er hie und da ſeiner eigentlichen Richtung gerade entgegen fließt. Die Gegend, welche dieſer öſtliche Arm des Susquehannah durchfließt, iſt rauh und uneben, und von Lochartsburg bis auf eine kleine Strecke von Wilkesbarre, iſt er überall, entweder auf der einen oder auf der andern Seite von ſteilen Bergen begrenzt, an beiden Seiten zugleich aber nur da, wo der Fluß eine ſchnelle Wendung nimmt; ſonſt ſieht man immer nur auf einer Seite Gebirg und auf der andern Ebene; dies wechſelt oft auf einer Meile wohl zwölfmal mit einander ab. Hieraus können Sie abnehmen, wie ſchön die Landſchaft längs dem Fluſſe ſeyn muß, und gewiß hat kein Fluß in Amerika ſo viel mahleriſche Anſichten. Bei jeder Wendung iſt die Anſicht verſchieden, und jeder Fleck zwiſchen Lochartsburg und Wilkesbarre bietet dem Landſchaftsmahler einen reichen Gegenſtand für ſeinen Pinſel dar. Die Berge mit Felſenſtücken und hohen Bäumen bedeckt, machen den ſchönſten Vorgrund; die Ebenen mit reichen Kornfeldern und einzelnen Waldpartien, von dem ſchönen Fluß durchſchlängelt, den Mittelgrund, und die blauen Hügel in der Entfernung begrenzen das Ganze auf eine ſehr angenehme Art.

Es giebt eine Menge Rothwild in der Gegend am Susquehannah, und wir ſahen im Vorbeifahren viele Jagdgeſellſchaften. Wenn das Wild verfolgt

wird, ſucht es ſogleich den Fluß, wo dann Leute am Strand im Hinterhalt ſtehn und es ſchießen, kommt es aber gerade nicht an den Ort, wo man es vermuthet, ſo verfolgen es die Jäger in Kanots, und es entkommt ihnen ſelten.

Auf dem ganzen Wege zwiſchen Lochartsburg und Wilkesbarre, findet man einzelne Pflanzungen zu beiden Seiten des Fluſſes; auch ſieht man verſchiedene kleine Orte an den Ufern deſſelben, worunter der vorzüglichſte French-Town, nicht weit vom Wyaluſingfall an der Weſtſeite des Fluſſes, auf Unkoſten einiger Menſchenfreunde in Philadelphia für die Unglücklichen franzöſiſchen Emigranten, die ſich nach Amerika geflüchtet hatten, angelegt ward. Der Ort enthält ungefähr 50 Blockhäuſer, und ein anſehnlicher Strich Landes in der Nähe iſt für die Einwohner angekauft und in kleine Bauerhöfe vertheilt; die Franzoſen ſcheinen allein weder Luſt noch Geſchicklichkeit zum Ackerbau zu haben, ſie haben ihre Ländereien an Amerikaner verpachtet und beluſtigen ſich mit Vogelſtellen, Jagd und Fiſcherei. Sie haſſen die Amerikaner, und dieſe beſchuldigen ſie dagegen des Müßiggangs und der Verſchwendung. Ueberhaupt ſind die Sitten dieſer Menſchen zu verſchieden, als daß ſie ſich einander lieben könnten.

Wilkesbarre, vormals Wyoming, iſt der größte Ort in Luzerne County. Er liegt in einer Ebene, die auf einer Seite vom Susquehannah und auf der andern von einer Gebirgskette begränzt iſt, und enthält 150 hölzerne Häuſer, eine Kirche, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß. Hier war es wo die Indianer im amerikaniſchen Kriege unter Befehl des Oberſt Butler das ſchreckliche Blutbad anrichteten, von dem in allen Geſchichtsbüchern dieſes Krieges erzählt wird, und das ein unauslöſchlicher Fleck in den brittiſchen Annalen bleiben wird. Mehrere von den Häuſern,

in welche die unglücklichen Schlachtopfer, denen man gar kein Quartier geben wollte, ſich flüchteten und vertheidigten, ſtehn noch und ſind von Kugeln durchlöchert; eben ſo ſieht man noch Ueberbleibſel von denen, die in Brand geſteckt wurden. Die Einwohner wollen ſie durchaus nicht ausbeſſern laſſen. Auch in der Gegend von Philadelphia ſind den Amerikanern ähnliche Ruinen ſehr theuer.

Wir hatten erſt die Idee auf dem Fluß bis nach Sunburg oder Harrisburg hinunter zu fahren, es war aber zu kalt zu einer Waſſerfahrt, und beſonders in einem Kanot, wo man ſich ſehr ruhig verhalten muß; wir entſchloſſen uns alſo durch die blauen Gebirge nach Bethlehem in Pennſylvanien zu gehn, das ohngefähr 65 Meilen ſüdoſtwärts von Wilkesbarre liegt; wir ſelbſt wollten zu Fuß gehen und mietheten Pferde für unſer Gepäck. Wir brachen am andern Tage Nachmittags auf, und vor Abend noch waren wir durch die Gebirgskette, welche Wilkesbarre begrenzt. Dieſe Gebirge ſind ſehr ſchroff und ſteinig, ſie enthalten viel Eiſenerz und Steinkohlen; zum Behuf des erſteren ſind ſchon mehrere Hütten im Gange, die letztern aber benutzt man gar nicht, weil noch ſo ſehr viel Holz in der Gegend iſt, welches man lieber brennt. Vom Gipfel der Berge hat man eine weite Ausſicht auf die Ebene, in welcher Wilkesbarre liegt, und auf den Susquehannah, deſſen Lauf man mehrere Meilen weit jenſeits der Stadt zwiſchen den Hügeln durch mit den Augen verfolgen kann.

Jenſeit der Gebirge iſt die Gegend ſehr wild und wenig bewohnt, die wenigen Menſchen aber, die ſich darin niedergelaſſen haben, leben viel beſſer, als ichs von andern Bewohnern der vereinigten Staaten geſehn habe. Wir fanden zum Beiſpiel in jedem Hauſe Brodt, Butter, Kaffee, Thee, Schokolade und Wildpret im Ueberfluß, und wir lebten hier, im Vergleich mit der

Koſt, [illegible] wir uns ſeit mehreren Wochen hatten behelfen müſſen, ganz prächtig.

Die Wälder beſtehen hier meiſtens aus Schierlingtannen (hemlock), die nur [illegible] Boden wachſen. Viele waren ungewöhnlich hoch, und die Zweige an den Gipfeln ſo dicht in einander geflochten, daß man nur an wenigen Stellen den Himmel durchſehn konnte, und das Strauchwerk unter den Bäumen war auch von jedem andern, was ich bis jetzt geſehn hatte, verſchieden; es beſtand meiſtens aus Oleander und Lorbeerroſe (kalmia laurel), der dunkles Grün den Wald noch düſterer machte. Das Ganze ſchien hier den Beſchreibungen der Dichter von den heiligen Hainen zu entſprechen, und wirklich wurde man von einem Schauer ergriffen, wenn man hineintrat.

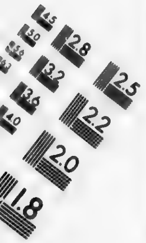
Zwanzig Meilen ohngefähr ehe man von Wilkesbarre aus nach Bethlehem kommt, geht man durch die blauen Gebirge an einer Stelle, welche der Wind-Gap (Windſpalt) heißt; woher ſich dieſer Name ſchreibt, habe ich nicht erfahren können. Dieſe Oeffnung iſt beinahe eine Meile breit, und eine der wildeſten rauhſten Gegenden die ich geſehn habe. Der Weg gehet nicht ganz unten, ſondern am Abhang des ſüdlichen Berges, etwa den dritten Theil von ſeinem Gipfel entfernt. Rechts über ſich ſieht man nichts als zertrümmerte Felſen und Bäume, und links ſieht man in einen ſteilen tiefen Abgrund hinein. Die Felſen am Fuß des Abgrundes ſollen, (denn wir ſelbſt ſind nicht hinabgeſtiegen) ganz das Anſehn haben, als wären ſie viele Jahre lang vom Waſſer beſpühlt worden, und man muthmaßt daher, daß hier das urſprüngliche Bette des Delaware geweſen iſt, der jetzt an einer andern Stelle, 15 Meilen weiter nordweſtwärts, durch die Bergkette fließt. Ob dies ſich wirklich ſo verhält, läßt ſich jetzt nicht mehr beſtimmen, aber das Anſehen der Gegend auf beiden Seiten des Delaware

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



beweiſet deutlich, daß einſt eine große Ueberſchwemmung hier beträchtliche Veränderungen hervorgebracht hat. Auf der Seeſeite der Gebirge iſt die Gegend weniger wild, und viel bewohnter; die Einwohner ſind meiſtens von deutſcher Abkunft.

Bethlehem iſt der Hauptſitz der Herrnhuter in Nordamerika. Es liegt ſehr angenehm zwiſchen dem Lehcigh-River, der ſich in den Delaware ergießt, und einem anderm Bach, der auch ein ſehr ſtarkes Gefäll hat, und viele große Mühlen treibt, ohnerachtet der Ort ziemlich hoch liegt; er iſt regelmäßig angelegt, und enthält an 80 gut gebauete ſteinerne Häuſer und eine große Kirche. Die Chorhäuſer der ledigen Brüder, ledigen Schweſtern und Wittwen ſind ſehr anſehnliche Gebäude. In dieſen Häuſern werden verſchiedene Handwerke getrieben, und die Einwohner derſelben ſind einer Art von klöſterlicher Disciplin unterworfen. Sie eſſen alle zuſammen in einem Speiſeſaal, und ſchlafen eben ſo in einem Schlafſaal, verſammeln ſich Morgens und Abends zum Gottesdienſt wieder in einem eigenen Saal, arbeiten beſtimmte Stunden am Tage, und haben beſtimmte Freiſtunden. Selten gehn ſie weiter, als in ihre Gärten und Spaziergänge, es müßte denn ſeyn, um einen Freund in der Stadt zu beſuchen; obgleich ihre Geſetze ihnen das Ausgehen eigentlich nicht verbieten.

Die Eheloſigkeit iſt zwar nicht geboten, wird aber doch für verdienſtlich gehalten, und die jungen Leute von verſchiedenen Geſchlechtern haben ſehr wenig Umgang mit einander. In ihren Chorhäuſern beſuchen ſie ſich nie, und auch in der Kirche ſitzen ſie, getrennt, ſo, daß ein junger Mann das Mädchen, um welches er anhält, vielleicht nur von Ferne geſehen hat; auch darf er ihr den Antrag gar nicht ſelbſt machen, ſondern ſie erfährt ihn durch ihre Vorſteherin, wenn die Gemeinpfleger und Aelteſten nemlich glauben, daß der junge

Mann im Stande iſt, eine Frau zu ernähren. Giebt das Mädchen ihre Einwilligung, ſo wird die Verbindung ohne weiteres vollzogen; ſchlägt ſie ihn aus, ſo wählt die Pflegerin ein anderes Mädchen, das ſie für den jungen Mann paſſend glaubt, und ſind beide Theile dann zufrieden, ſo wird die Heirath ſehr bald vollzogen. So ſchnell es mit dieſen Ehen auch geht, ſo ſind ſie doch nie unglücklich, denn dieſe Menſchen werden von ihrer frühen Kindheit an gewöhnt die Leidenſchaften zu bezähmen, die in der Welt ſo oft Unheil anrichten, ſie werden zu regelmäßigem Fleiß, und einem ſtillen mäßigen Leben angehalten, und da ihre friedlichen und abgelegenen Niederlaſſungen weit entfernt von allen den Verſuchungen ſind, denen der Menſch im Weltgetümmel ausgeſetzt iſt, ſo wird ihre häusliche Ruhe durch nichts geſtört.

In der Nähe der Bruder- und Schweſternhäuſer ſind Penſionsanſtalten für Mädchen und Knaben errichtet, deren Lehrer und Aufſeher ebenfalls unter der Aelteſten-Konferenz der Gemeinde ſtehn. Dieſe Schulen ſtehn in großem Ruf, und nicht nur Herrnhuter-Kinder, ſondern auch andere aus Philadelphia, Neu-York, und andern Orten in den benachbarten Staaten, von ganz verſchiedenen Sekten werden hier erzogen. Die Knaben werden in alten und neuen Sprachen, Rechnen, Muſik, Zeichnen u. d. gl. unterrichtet, die Mädchen lernen ebenfalls verſchiedene Sprachen, und werden in Allem unterrichtet, was ſonſt in Penſionsanſtalten gewöhnlich iſt, jedoch mit Ausſchluß des Tanzens. Wenn die jungen Mädchen, die zur Brüdergemeinde gehören, das Alter und die Fähigkeiten erreicht haben, ſich ihren Unterhalt ſelbſt verſchaffen zu können, ſo kommen ſie ins Schweſternhaus, wo alle mögliche weibliche Handarbeiten betrieben werden. Für jede Arbeit iſt ein eigenes Zimmer beſtimmt, und eine etwas ältere Schweſter hat die Aufſicht darin. Zum Verkauf der im Hauſe

verfertigten Waaren, ſind auch eigene Perſonen beſtimmt, und das dafür eingenommene Geld wird, nach einigem Abzug für die Unterhaltung des Hauſes, unter die Arbeiterinnen vertheilt.

Wenn die Knaben ihre Schulſtudien geendigt haben, ſo werden ſie Lehrlinge in irgend einem Gewerbe, zu welchem ſie am meiſten Luſt haben; iſt es ein ſolches, welches im Brüderhauſe ſelbſt betrieben wird, ſo lernen ſie es da; wo nicht, ſo lernen ſie es im Ort, ſchlafen und eſſen aber im Chorhauſe. Wollen ſie die Landwirthſchaft lernen, ſo thut man ſie zu einem Landmann von der Gemeinde. Die ledigen Brüder und die Wittwen trogen eben ſo zum Unterhalt ihres Chorhauſes und zu den öffentlichen Fonds bei. Auch jeder Einwohner der Stadt giebt zu letzterem wöchentlich einen kleinen Beitrag.

An dem Bach der den Ort begränzt, liegt eine Mahl = Walk = Oel=und Lohmühle, desgleichen eine Loh- und Weiß = Gerberei; an dem Leheigh iſt eine große Brauerei, wo ſehr gutes Bier gebraut wird. Dieſe Anſtalten gehören ſämmtlich der Gemeinde, und der Gewinn davon fließt, nachdem die Arbeiter reichlich bezahlt worden, zum öffentlichen Fond. Eben dies gilt von dem ſehr gut angebauten Lande mehrere Meilen um den Ort, und von dem Gaſthofe, deſſen Inhaber ſo wie die, welche den Landbau treiben, nur Verwalter der Gemeinde ſind. Der Fond, welchem dies alles zufließt, dient zur Unterſtützung unglücklicher Brüder in entfernten Welttheilen, zur Anlegung neuer Gemein = Orte, und zur Unterhaltung der Miſſionen unter den Heiden.

Das Wirthshaus in Bethlehem iſt das Beſte, das ich in Amerika gefunden habe. Als wir gegen unſern Wirth den Wunſch äuſſerten, die öffentlichen Anſtalten zu beſehen, ſchickte er ſogleich nach einem von den Aelteſten, und in einer Viertelſtunde kam Bruder Thomas

mas, ein lebhafter kleiner rothbäckiger Mann von ohngefehr 50 Jahren. Er trug einen einfachen blauen Rock, braune Unterkleider, und einen großen runden Hut; es war etwas ſo Gutmüthiges und Unſchuldiges in ſeinem Blick, ſo viel Freies und Offenes in ſeinem ganzen Weſen, daß man im Augenblick mit ihm bekannt war. Er führte uns zuerſt in das Schweſternhaus, wo wir in einem ſehr netten Vorzimmer abtraten, indeß Bruder Thomas für uns um die Erlaubniß bat, das Haus beſehen zu dürfen. Nach wenigen Minuten kam die Vorſteherin ſelbſt; Bruder Thomas ſtellte uns hier vor, und von beiden begleitet beſahen wir die verſchiedenen Zimmer.

Das Haus iſt ſehr geräumig, die Gänge und Treppen ſind hell und luftig, die Arbeitszimmer aber klein, und gerade als wir da waren ſo ſtark geheizt, daß uns faſt der Athem verging als wir hineintraten. Sie bedienen ſich deutſcher Oefen, und verbreiten durch Röhren eine gleichmäßige Wärme im Zimmer. Zwölf oder auch mehrere Mädchen arbeiteten in einem Zimmer. Dieſe ließen ſich durch unſern Eintritt nicht im mindeſten ſtören, ſondern arbeiteten immer fort. Nur die Aufſeherin eines jeden Zimmers ſtand allemal auf, grüßte höflich und ſprach mit uns, die andern aber nahmen gar keine Notiz von uns.

Die Schweſtern haben zwar keine beſtimmte Kleidung, tragen ſich aber doch ſehr gleichförmig, alle hatten einfache kattunene oder leinene Kleider, Schürzen und eng anſchließende leinene Häubchen mit einer Spitze daran und mit einer Bandſchleife unterm Kinn zugebunden. Man ſagte mir, daß nur die, welche zum Heirathen Luſt hätten, roſenfarbenes Band trügen, die Mädchen hatten aber alle dergleichen, ſelbſt die, welche ihr Alter und ihre Geſtallt von dem heiligen Eheſtand auf immer auszuſchließen ſchienen.

Der Schlafſaal im Schweſternhaus iſt ein ſehr großes geräumiges Zimmer im obern Stockwerk mit einem großen Luftzug in der Decke. Es ſtehen an 50 einſchläfrige Betten ohne Himmel darin. Im Winter ſchlafen ſie nach deutſcher Sitte unter einem Federbett, im Sommer iſt die Hitze zu groß, um auch nur eine Decke zu leiden.

Nachdem wir alle die verſchiedenen Zimmer geſehen hatten, führte uns die Vorſteherin in eine Art von Laden, wo viele kleine Handarbeiten der Schweſtern gar zierlich ausgeſtellt waren. Man erwartet, daß jeder Fremde hier eine Kleinigkeit kaufe, und dies iſt die einzige Belohnung für die Mühe, den Fremden überall herumgeführt zu haben.

Das Schweſternhaus iſt ein Muſter von Ordnung und Reinlichkeit, eben ſo das Brüder- und das Wittwenhaus, faſt könnte man das nemliche von jedem Privathauſe im Orte ſagen; auch werden die Brauerei und die Mühlen, die nach dem beſten Plan angelegt ſind, äußerſt ordentlich und reinlich gehalten.

Nachdem wir die öffentlichen Gebäude beſehen hatten, führte uns Bruder Thomas in Privathäuſer zu ſolchen verheiratheten Brüdern, die ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit auszeichneten; ſo kamen wir zum Beiſpiel zu einem Kunſttiſchler, der uns manch künſtliches Stück ſeiner Arbeit zeigte, unter andern auch ein Buch getuſchter und bunter Zeichnungen von ſeiner eigenen Arbeit, die einem ſolchen Manne überall Ehre gemacht hätten.

Man verfertigt in Bethlehem vorzüglich wollene und leinene Zeuge, Hüte, baumwollene geſtrickte Strümpfe und Mützen, Handſchuhe und Schuhe. Auch giebt es Zimmerleute, Kunſttiſchler, Drechsler, Uhrmacher u. dgl.

Die Kirche iſt ein einfaches ſteinernes Gebäude mit bibliſchen Gemählden verziert. Es iſt eine ziem-

lich gute Orgel darin, wie auch in den Betſälen des Brüder- und Schweſternhauſes. Sie begleiten ihren Geſang überdies mit Violoncells, Violinen, Flöten und andern Inſtrumenten. Sonntags iſt die ganze Gemeinde in der Kirche, und ſtirbt einer aus ihrer Mitte, ſo folgt ſie der Leiche zum Begräbniß, das immer mit großer Feierlichkeit, aber ohne allen Pomp begangen wird. Trauerkleidung iſt unter ihnen gar nicht üblich.

Jedes Haus iſt mit ſehr gutem Waſſer aus einem Quell verſehn, welches durch viele Röhren vermittelſt einer hydrauliſchen Maſchine, die vom Waſſer getrieben wird, und am Ufer des Creeks angebracht iſt, überall herumgeleitet wird. In manchen Häuſern iſt in jedem Zimmer Waſſer, und die Maſchine iſt ſo einfach und gut, daß ſie das Quellwaſſer, wenn es nöthig wäre, leicht mehrere hundert Fuß in die Höhe heben könnte.

Ueber dieſen Quell, der ziemlich in der Mitte des Orts liegt, iſt ein großes ſteinernes Haus errichtet, deſſen Wände ſehr dick ſind. Dergleichen Häuſer, die man Quellhäuſer nennt, findet man in Amerika ſehr häufig; ſie ſind dazu beſtimmt, im Sommer Fleiſch, Milch, Butter u. d. gl. darin aufzubewahren. Das Quellhaus zu Bethlehem gehört der Gemeinde, jede Familie hat ihren eigenen offenen Schrank, und obgleich niemand darauf acht giebt, und die Thüre nicht verſchloſſen iſt, ſo findet doch jeder ſein Eigenthum unberührt wieder.

Die Herrnhuter ſuchen ihr ganzes Leben völlig nach den Grundſätzen der chriſtlichen Religion einzurichten. Ueber ihre Lehren denkt man ſehr verſchieden, jeder unpartheyiſche Menſch aber, der ihre Gemein-Orte beſucht hat, muß geſtehen, daß ihr Wandel vortreflich, und recht dazu gemacht iſt Menſchen glücklich zu machen. Sie leben untereinander wie Glieder einer

Familie, die vollkommenſte Uebereinſtimmung herrſcht unter ihnen, und ſie ſcheinen nur Ein allgemeines Intereſſe zu haben, die Verbreitung des Chriſtenthums nämlich und das Wohl der Menſchheit. Sie ſind im Ganzen ernſter Gemüthsſtimmung, haben aber nichts von dem ſteifen, gezierten und ſtolzen Weſen an ſich, das man unter den Quakern ſo allgemein findet.

Man fühlt in Amerika, überall wo ſie ſich niedergelaſſen haben, ihren wohlthätigen Einfluß. Das Volk in ihrer Nähe lebt ordentlicher und regelmäßiger, und durch ſie wurden Handwerke und Kunſtfleiß im Lande eingeführt.

Da der Boden, worauf Bethlehem ſteht, und alles Land auf eine ſehr große Strecke umher den Herrnhutern gehört, ſo dürfen ſie nicht beſorgen durch die Nähe feindſeliger Menſchen beunruhigt zu werden. Wer ſich zu ihren Grundſätzen bekennen will, den nehmen ſie gern und herzlich auf.

Sie ſchienen eine große Freude daran zu haben, uns ihren Ort und alles was dazu gehört, zu zeigen, und bedauerten, daß wir nicht länger bleiben konnten, um noch beſſer mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden.

Sie ſcheinen Bethlehem nicht vergrößern zu wollen, ſondern, wenn ſich zu viel Menſchen darin anhäufen, ſo ſchicken ſie ſie nach andern Theilen des Landes, um dort neue Niederlaſſungen anzulegen. Seit der Gründung von Bethlehem ſind noch zwei andere herrnhuthiſche Orte in Pennſylvanien erbaut worden, Nazareth und Littiz; das erſte liegt zehn Meilen von Bethlehem auf dem Wege von den blauen Gebirgen, es iſt nur halb ſo groß als Bethlehem und faſt nach demſelben Plane gebauet. Littiz liegt zehn Meilen von Lankaſter.

Das Land um Bethlehem iſt hügelicht, der Boden ſehr gut und beſſer angebaut als ich ihn irgendwo in Amerika gefunden habe. Bis vor wenigen Jahren war die Gegend wegen ihres vorzüglich geſunden Climas berühmt, in der letzten Zeit aber ſind ſehr viel Fieber, beſonders galligter Art ausgebrochen, und zwar nicht nur hier, ſondern in mehreren längſt bewohnten Theilen von Pennſylvanien. Im letzten Herbſt haben mehr Menſchen in den angebauten Gegenden dieſes Staates an dieſen Krankheiten gelitten, als man ſich ſeit langer Zeit erinnert. Man ſchreibt dieſes Uebel verſchiedenen Urſachen zu. Der wahrſcheinliche Grund iſt wohl der ſehr häufige Regen, der in den letzten Jahren fiel, und die unerhört milden Winter.

Bethlehem wird im Sommer von vielen Leuten aus den benachbarten großen Städten beſucht, die Vergnügen oder Neugierde hinzieht, und das ganze Jahr hindurch geht recht regelmäßig zweimal wöchentlich eine Landkutſche zwiſchen Philadelphia und Bethlehem. Wir verließen nun dieſen Ort und erreichten Philadelphia, am andern Tage früh Morgens nach einer Abweſenheit von mehr als 5 Monaten.

Acht und dreißigſter Brief.

Neu=York. — Long=Island, — Einwohner und Kornbau daſelbſt. — Beſchluß.

Neu=York im Januar 1797.

In Philadelphia mußte ich mit dem, was ich vor meiner gänzlichen Abreiſe von dort zu beſorgen hatte, noch einige Tage zubringen, und reiſte darauf hieher. Es war ſchon im Monat Dezember, es lag ſehr tiefer Schnee; der ſcharfe Nordweſtwind hatte bereits auch den Delaware, deſſen majeſtätiſcher Strom am ſpäteſten durch die Hand des alles erſtarrenden Winters gehemmt wird, mit einer Eisrinde überzogen. Sie war noch nicht ſtark genug um eine Landkutſche zu tragen, und doch ſchon zu ſtark um leicht gebrochen zu werden, ſo daß, als wir an die Fälle kamen, wo man gewöhn auf dem Wege von Philadelphia nach Neu=York überſetzt, wir wohl ein Paar Stunden im Winde frieren mußten, bis man einen Weg für das Boot, das uns und unſern Wagen überſetzen ſollte, geöffnet hatte.

Zu Wagen hier über den Fluß zu fahren iſt, auch wenn es noch ſo feſt gefroren hat, ſehr unbequem und unſicher, wegen der unregelmäßigen Eismaſſen, die ſich beim erſten Froſte hier bilden, indem der reißende Strom die dünnen Eisſchichten vom Rande fortführt und ſie allmählig aufeinander thürmt, und doch iſt hier noch die einzige Stelle, wo man ſicher vom Ufer hinabfahren kann.

Wenn der Schnee erſt feſt liegt, reiſt man am liebſten zu Schlitten, weil man ſchneller fortkommt, und beim Umwerfen gar keine Gefahr iſt. Wundern Sie ſich indeß nicht, daß des tiefen Schnees ungeachtet nicht auch wir dieſes Fuhrwerk wählten. Zu Anfang des Winters kann man es nicht wagen große Reiſen zu Schlitten zu machen, weil in dieſer Jahreszeit ſehr oft plötzlich Thauwetter einfällt, und zwar ſo ſtark, daß oft aller Schnee in einem Morgen verſchwindet. Hier zu Lande muß man dies allerdings in Betracht ziehen, denn wenn das unterwegens vorfällt, iſt nicht ſobald ein Wagen zu bekommen. Und wirklich war ich kaum 48 Stunden hier, als trotz der ſtrengen Kälte, die allen Anſchein hatte als wollte ſie fortdauern, keine Spur von dem Froſt übrig, und die Luft ſo milde war wie im September.

Dieſer ſchnellen Witterveränderung verdank ich es, daß ich manche Gegenden von Neu-York und Long-Island, die ich während meines kurzen Aufenthalts im Sommer nicht beſuchen konnte, von einer vortheilhafteren Seite ſah, als wohl ſonſt in dieſer Jahreszeit geſchehen kann. In der Nähe der Stadt Neu-York, welche an der ſüdlichen Grenze der Inſel gleiches Namens liegt, findet man nichts bemerkenswerthes. Es iſt wahr, die Gegend iſt allerdings fruchtbar, auch nicht ganz flach; man hat aber keine einzige große Anſicht, auch zeichnet ſich keins der großen Landhäuſer, mit denen ſie bedeckt iſt, durch ſeine Bauart aus, und keines iſt mit den ſchönen Landſitzen zu vergleichen, welche in der Nähe von Philadelphia die Ufer des Schuylkill zieren.

Auf Long-Island findet der Reiſende viel intereſſantere Naturſcenen; vorzüglich auf der Weſtſeite an den Engen (the Narrows) oder dem ſchmalen Kanal zwiſchen beiden Inſeln, denn die Schiffe, wel-

che Seewärts herkommen und nach Neu-York wollen, paſſiren müſſen, iſt die Gegend wirklich romantiſch. Es ſtehn noch große Waldpartien hier, zwiſchen denen man die herrlichſten Durchſichten hat auf die entfernten Hügel von Staaten-Island, auf die Küſte von Neu-Jerſey und auf das Waſſer, das beſtändig mit Schiffen bedeckt iſt.

Die Einwohner der großen amerikaniſchen Seeſtädte brauchen ihre Landhäuſer nicht nur um ſich vom Getöſe und den Geſchäften einer großen Handelsſtadt zu erholen, und ſich in einer Jahreszeit, wo die Natur in ihren ſchönſten Schmuck gekleidet iſt, an ländlichen Scenen zu ergötzen, ſondern auch um ſich vor den verheerenden Krankheiten zu flüchten, die ſeit vielen Jahren allemal in gewiſſen Monaten mehr oder weniger in dieſen Orten wüthen. Als das gelbe Fieber eine ſo ſchreckliche Verwüſtung unter den Einwohnern von Philadelphia anrichtete, iſt meines Wiſſens doch kein einziger davon befallen worden, der nur eine Meile von der Stadt in einer freieren Luft lebte, und allen Umgang mit den Kranken, oder mit denen, welche ſie beſuchten, vermied; deshalb hat auch jeder in Philadelphia, Neu-York, Baltimore, u. ſ. w. der es nur irgend erſchwingen kann, ein Landhaus, wo er die heißen Sommermonate zubringt. Schade, daß gerade der ſchönſte Theil von Long-Island, welches recht eigentlich für ſolche Landſitze gemacht iſt, zu weit von Neu-York liegt, als daß Leute, die in ihre Handelsgeſchäfte ſo verwickelt ſind, wie es bei den Einwohnern dieſer Stadt größtentheils der Fall iſt, den Sommer da zubringen könnten; ſie haben ſich daher auf einem andern Theil der Inſel anbauen müſſen, der ihnen bequemer liegt, aber flach, ſandig und ganz ohne Schatten iſt.

Die eigentlichen Bewohner von Long-Jsland ſind meiſtens von holländiſcher Abkunft, und haben auch alle Kälte, Zurückhaltung und Habſucht ihrer Vorfahren geerbt. Man ſagt allgemein in Neu-York, ein Long-Jsländer verſteckt ſich in ſeinem Hauſe, wenn er einen Fremden kommen ſehe, und ich ſelbſt habe dieſe Leute ſo menſchenſcheu und mißtrauiſch gefunden, daß ich es gern glaube. Bei der unbedeutendſten Frage über die Gegend umher machen ſie ſchon eine argwöhniſche Miene, und ſehen wie ſie ſich losmachen können, ſo ganz ſind ſie den engliſchen Amerikanern entgegengeſetzt, die einen Fremden nach allem fragen, um zu ſehn, was er will, und ob ſie nicht einigen Vortheil von ihm ziehen können. Dieſe Holländer ſind ſehr gute Landwirthe, und beſitzen zum Theil ſehr große Strecken urbaren Landes, für deſſen Erzeugniſſe ſie an Neu-York einen guten Markt haben. Es giebt ſehr reiche Leute unter ihnen, ſie leben aber faſt alle ſehr ſchlecht. Die Anzahl der Einwohner auf dieſer Jnſel wird auf 37000 Seelen geſchätzt, worunter 5000 Sklaven ſind. Der weſtliche Theil der Jnſel iſt wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und der Nähe von Neu-York am bewohnteſten, hier ſind mehrere anſehnliche Orte, als: Flatbuſch, Jamaika, Brooklynn, Fluſching und Utrecht, die drei erſten enthalten jeder an 100 Häuſer. Brooklynn, der größte von ihnen, liegt am Ufer des Eaſt-River, Neu-York gerade gegenüber, und macht dieſer Stadt eine ſehr ſchöne Ausſicht.

Der Boden von Long-Jsland iſt ſowohl zum Korn- als zum Maisbau gut, und auf dem nördlichen Theil der Jnſel, der hügelicht iſt, ſoll das Obſt vorzüglich gut gerathen. Der gerühmte newtownſche (oder ſogenannte Neuſtädtiſche) Pipin-Apfel, den man jetzt faſt überall in Neu-York findet, ſoll hier doch von ganz beſonders gutem Geſchmack ſeyn.

Von den Ebenen, welche ziemlich in der Mitte der Inſel liegen, habe ich ſchon oben manches geſagt, als ich von dem weſtlichen Gebiet von Neu-York ſprach. Eine von dieſen Ebenen hier, welche unter dem Namen der Buſch-Ebene bekannt iſt, iſt zwar mit Eichen und Fichten von kleinem Wuchſe bedeckt, aber das Getreide gedeihet auch hier nicht. In dieſem Strauchwerk hält ſich viel Rothwild und eine Menge Haſelhüner auf. Es ſind ſeit kurzem Geſetze zur Schonung dieſes Wildprets gegeben worden, und es vermehrt ſich daher jetzt ſehr ſchnell, ohngeachtet eine große Menge davon jährlich für Neu-York und für die Bewohner von Long-Island geſchoſſen wird. In den meiſten bewohnten Theilen des Staats, wo es noch viel Buſchwerk giebt, vermehrt ſich jetzt das Wild ſtark, dagegen wird es auf dem Gebiet der Indianer immer ſeltner, obgleich die indianiſchen Jäger auch ſeltner werden; dies kommt daher, weil ſie, wie man auch ſonſt auf Long-Island that, auf jedes Thier ſchießen, das ihnen in den Weg kommt, es mag jung oder alt ſeyn. Auch die Biber tödten ſie, wo ſie ſie finden, ohngeachtet die Kaufleute in Canada ihnen ſehr empfehlen, in jedem Bau einige zu verſchonen, damit die Brut ſich erhalte; daher ſind ſie auch an manchen Orten, wo ſie ſonſt häufig waren und wegen der Entfernung vom angebauten Lande noch immer leben könnten, ſchon ganz ausgerottet, und ſeit einigen Jahren ſind 15000 Stück Bieberfelle jährlich weniger nach Montreal gebracht worden als ſonſt.

Von Long-Island kam ich wieder hieher zurück; die gaſtfreie und freundliche Aufnahme und Behandlung der Fremden hier, haben mir dieſen Ort mit zum angenehmſten in den ganzen vereinigten Staaten gemacht. Ich ſage dies nicht allein, jeder Fremde

geſteht ihm gern dieſen Vorzug zu. So lange ich noch in Amerika bin, will ich nun in Neu-York bleiben, wo ich wie alle Fremde ſo viel Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft genoſſen habe. Ich denke indeß an nichts als an meine Rückreiſe in das Vaterland, das mir jetzt lieber iſt als je, und wenn das Eis, das jetzt den Hafen zu ſperren droht, die Communikazion mit dem Ocean nicht abſchneidet, ſo werde ich ſobald als möglich Amerika verlaſſen, zufrieden, ſo viel davon geſehen zu haben als ich konnte, aber ohne einen Seufzer, und ohne den mindeſten Wunſch es wieder zu ſehen.

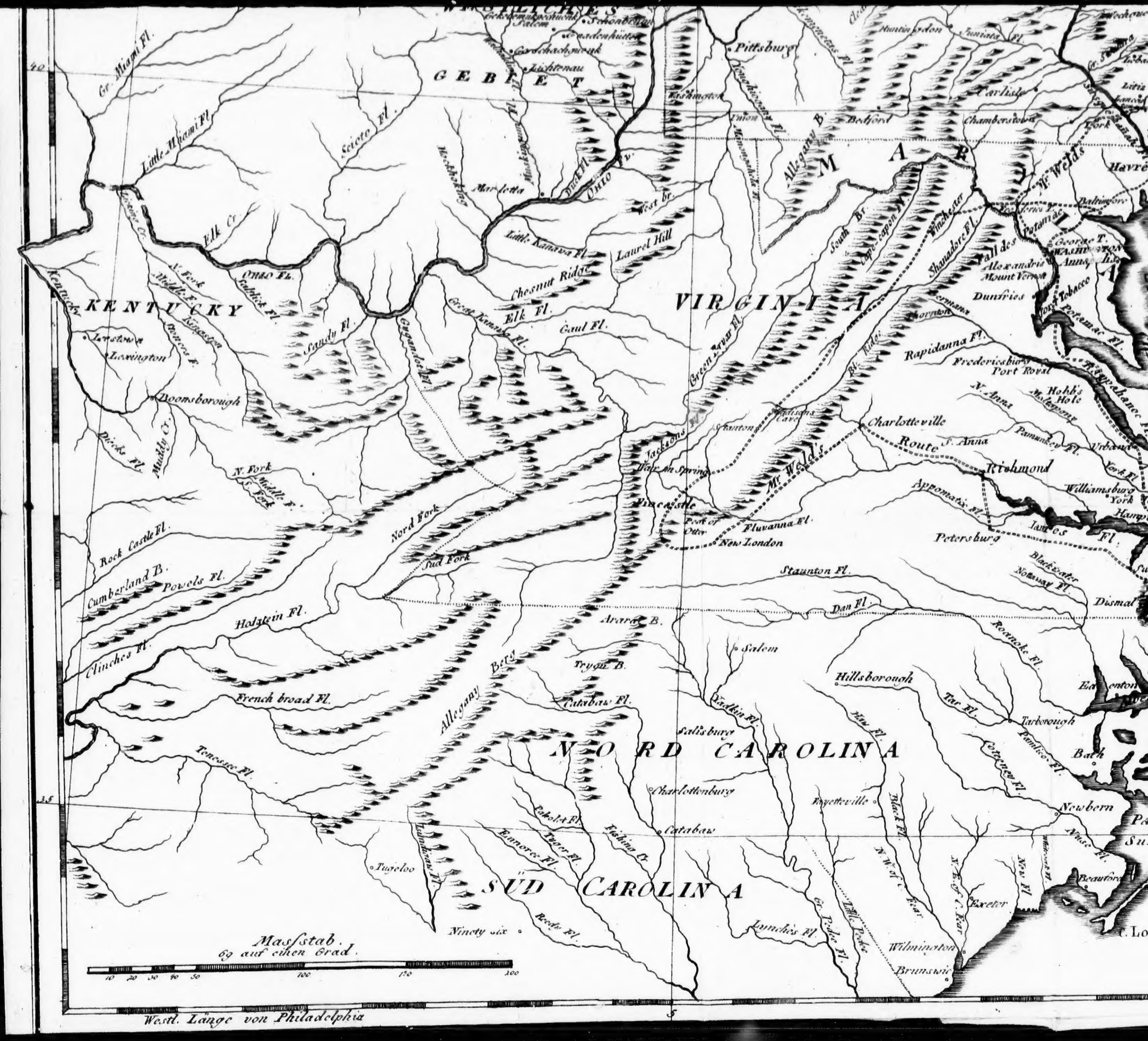
J. h. Steiger sc.

J. h. Stenger sc.

85
80
75
70
65
55
50
45
40
JAMES BAY
Maria
OST MAJN
NEU BRITANIEN
Kikkouan Fl.
Viners Insel
Charlton Insel
Slude Fl.
See
Apishagamish
Otters See
Ashwanippi
See St. Barnabas
Indian Strasse zur James's Bay
Albany Flus
St. John Flus
Moose Fl.
Brunswick House
Long See
Bustard Fl.
CANADA
Anticosti I.
St. LORENZ FLUSS
See St. Peter
See St. John
Saguenay Fl.
NEU BRUNSWICK
Michipicoton
Montreal Fl.
Temiscaming See
See St. Thomas
Quebec
Orleans I.
Trois Rivieres
UNTER CANADA
See St. Peter
Iroquois Fl.
Ft. Chambly
Montreal
OST SEE
HURON SEE
Grand Bay
Traverse Is.
Clie See
Jonstown
Kingston
St. Lorenz od.
SEE CHAMPLAIN
Burlington
Virgennes
Crown Pt.
George See
Poultney Fl.
Skeensborough
Neue nun Flus
Thames Fl.
York
ONTARIO SEE
Fall des
Detroit
Oswego
Ft. George
Genessee Fall
Niagara Ft.
Niagara
ERIE SEE
Presquile
Myami Fl.
Sandusky Flus
STAATEN
75 Westliche Længe von 70 London

Weſtl. Länge von London
85
80
45
40
SEE HURON
Thunder B.
CANADA
Toronto S.
Quento See
Jene Orte, in welchen christliche Indianer wohnen, sind bezeichnet mit
Groſse Fl.
Huron Fl.
Neu Gnadenhütten
Thames Fluſs
Detroit
L. S. Clair
Malden
SEE ERIE
Presque I.
Long Point
Toronto oder York
SEE ONTA
Niagara oder Newark Fall
Niagara Fort
Fort Erie
Buffaloe Cr.
Bath
Allegany Fl.
Buffaloe Sumpf
Miami Fl.
Portage Fl.
Pilgerruh
New Salem
Cayahaga
Grand Fl.
Huron Fl.
Venango
Coshgoshink
Licking Cr.
Tobys Cr.
Gr. Beaver Cr.
Languntoutenink
Kaskaskung oder Friedensstadt
PENSYLVA
Chest Cr.
Clearfield Cr.
WESTLICHES GEBIET
Salem
Schönbrunn
Gnadenhütten
Lichtenau
Pittsburg
Huntingdon
Juniata Fl.
Carlisle
Washington
Union
Bedford
Allegany B.
Gr. Miami Fl.
Little Miami Fl.
Scioto Fl.
Muskingum Fl.
Hockhocking
Marietta
Ohio R.
West br.
Elk Cr.
Licking Cr.
Littl. Kanawa Fl.
Laurel Hill
South Br.
Winchester
Shanadore Fl.
Alexandria
Mount Vernon
Dumfries
Kentucky
KENTUCKY
N. Fork
Ohio Fl.
Lexington
Chesnut Ridge
Elk Fl.
Great Kanawa Fl.
Gaul Fl.
Sandy Fl.
VIRGINIA
Green Briar Fl.
Blue Ridge
Rapidanna Fl.
Fredericsburg
Port Royal
Boonsborough
Dicks Fl.
Muddy Cr.
Staunton
Charlotteville
Route
S. Anna
Mr. Weld's
Richmond
Fincastle
Fluvanna Fl.
New London
Petersburg
Nord Fork
Rock Castle Fl.

Philadelphia
Westl. von London 75° 18'
THEIL
der
VEREINIGTEN STAATEN
von
NORD AMERICA
ATLANTISCHER OCEAN
PROVINZ
MAIN
NEU HAMPSHIRE
VERMONT
MASSACHUSETS
RHODE ISLAND
CONNECTICUT
NEU JERSEY
DELAWARE
ONTARIO
See Champlain
S. Laurence Fl.
Kingston
La Galette
Oswega
Oneida S.
Onondago
Seneka Fl.
Asumption Fl.
Mohoc Fl.
Schenectady
Lansinburg
Albany
Hudson
Kingston
Skeensborough
Ticonderago
Bennington
Springfield
Hartford
Middleton
Newhaven
New London
Norwich
Providence
Taunton
Boston
Concord
Marblehead
C. Ann
Newburg
Portsmouth
Litchfield
Piscatawa Hr.
C. Porpoise
Falmouth
C. Elisabeth
Yarmouth
New Castle
C. Cod
Barnstable Bay
Sandy Point
Nantucket I.
Marthas Vineyard I.
Block I.
Montuc Pt.
SUND
LONG ISLAND
Staten Island
Sandy Hook
Wilksburg
Delaware Fl.
Wallkill Fl.
Nord Fl.
Sunbury
Nazareth
Bethlehem
Northampton
Easton
Reading
Lebanon
Newtown
Trenton
Princeton
Brunswic
Elisabeth Town
Newark
Amboy
PHILADELPHIA
Burlington
Chester
Wilmington
Lititz
Lancaster
York
New Castle
Havre
Salem
Provinz Island
Squan
Barnegat Inlet
Litt. Egg. Hr.
Gr. Egg Hr.
Barrons
C. May
DELAWARE BAY
Lewis Town
C. Hinlopen
Rehoboth B.
Vienna
Snow Hill
Baltimore
Annapolis
George T.
WASHINGTON
Potamac Fl.
Port Tobacco
Rappahanoc Fl.
Hobbs Hole
Pamunkey Fl.
Urbana
York Fl.
Williamsburg
York Town
Hampton
C. Charles
C. Henry
CHESEPEAK BAY
Richmond
5 Westl. von Philadelphia
NORD CAROLINA
SÜD CAROLINA
Catabaw
Camden
Ninety Six
Saluda Fl.
Broad Fl.
Wilmington
Brunswic
Exeter
Kingston
35
40
70
75


GEBIET
Pittsburg
Carlisle
Chamberstown
Bedford
Allegany B.
Laurel Hill
Chesnut Ridge
Ohio Fl.
Little Miami Fl.
Gr. Miami Fl.
Scioto Fl.
Marietta
Elk Cr.
Little Kanawa Fl.
Great Kanawa Fl.
Elk Fl.
Gaul Fl.
KENTUCKY
Lexington
Boonsborough
VIRGINIA
Mr. Welds Route
Winchester
Alexandria
Mount Vernon
Dumfries
Rapidanna Fl.
Fredericksburg
Port Royal
Charlotteville
Richmond
Williamsburg
Petersburg
Appomatox Fl.
James Fl.
Staunton Fl.
Dan Fl.
Green Briar Fl.
Jacksons Fl.
Fincastle
Peak of Otter
Fluvanna Fl.
New London
Nord Fork
Sud Fork
Holstein Fl.
Clinches Fl.
Cumberland B.
Powels Fl.
Rock Castle Fl.
French broad Fl.
Allegany Berg
Tenessee Fl.
Ararat B.
Tryon B.
Salem
Catabaw Fl.
Salisbury
Hillsborough
NORD CAROLINA
Charlottenburg
Catabaw
Fayetteville
Tarborough
Bath
Newbern
Wilmington
Brunswic
Exeter
Beaufort
SÜD CAROLINA
Tugeloo
Ninety six
Lynches Fl.
Roanoke Fl.
Tar Fl.
Dismal
Edenton
Baltimore
Washington
Yadkin Fl.
Massſtab.
69 auf einen Grad.
10 20 30 40 50 100 150 200
Westl. Länge von Philadelphia
40
35
5

THEIL der VEREINIGTEN STAATEN von NORD AMERICA
ATLAN
PHILADELPHIA
Route
Chester
Burlington
Trenton
Princeton
Elizabeth Town
Brunswic
Easton
Staten Island
Sandy Hook
Reading
Newtown
Lebanon
Carlisle
Chamberstown
York
Wilmington
Newcastle
Havré
Baltimore
Mr. Welds
Squan
Barnegat Inlet
Provim Island
Barrens
Salem
Litt. Egg. Hr.
Gr. Egg Hr.
JERSEY
DELAWARE BAY
DELAWARE
C. May
Lewis Town
C. Hinlopen
Rehoboth B.
Vienna
Snow Hill
Fall des Potamac
George T.
WASHINGTON
Annap
Alexandria
Mount Vernon
Dunfries
Port Tobacco
Potamac Fl.
CHESEPEAK BAY
Fredericsburg
Port Royal
N. Anna
Hobb's Hole
Rappahanoc Fl.
Pamunkey Fl.
Urbana
Richmond
York Fl.
Williamsburg
York Town
Hampton
James Fl.
C. Charles
C. Henry
Norfolk
Suffolk
Blackwater
Nottaway Fl.
Dismal Sumpf
Roanoke Fl.
Edenton
Tar Fl.
Tarborough
Pamlico Fl.
Bath
Newborn
Pamlico Sund
C. Hatteras
Neuse Fl.
Beaufort
Exeter
C. Lookout
5 Westl. von Philadelphia
NORD CAROLINA
Catabau
SÜD CAROLINA
Camden
Ninety Six
Saluda Fl.
Columbia
Congaree Fl.
Broad Fl.
Little Fl.
Savannah Fl.
Brandon
Augusta
Wateree Fl.
Lynch Fl.
Little Pedee
Black Fl.
Wilmington
Brunswic
Kingston
C. Fear
Long Bay
Wence Fl.
George T.
Santee Fl.
Orangeburg
Cooper Fl.
Craven T.
C. Carteret
Dorchester
CHARLESTON
Combahee Fl.
Edisto I.
S. Helenas Sound et Island
Port Royal
Hilton Head
Ebenezer
GEORGIA
Gr. Ogechee Fl.
SAVANNAH
Light House
Oconee Fl.
S. Catharines
Sunbury
Sapola I.
Alatamaha Fl.
Gr. Sumpf
S. Marys Fl.
S. Simons
OST FLORIDA
80 Westl. von London
0
Oestl. Länge von Philadelphia
5